Ausführung dessen, was für jetzt nur noch auf dem Papiere stand. Die Franzosen hielten noch lange die eroberten Festungen besetzt, und die Schweden wurden in sieben Kreise vertheilt, wo sie so lange auf Kosten der Einwohner lebten, bis ihnen der letzte Heller bezahlt war. Und so geschah es denn, daß das arme Deutschland diesen drückenden Gästen noch zwei Jahre lang jeden Tag gegen 170,000 Thaler bezahlen mußte, ohne die zuletzt noch entrichteten fünf Millionen! Ja im Münsterschen brandschatzten einige schwedische Regimenter noch sechs Jahre nach dem Frieden die umliegende Gegend, und fast eben so lange dauerte es, ehe sie sich aus den brandenburgischen Staaten entfernten, wo über die pommersche Theilung unendliche Streitigkeiten entstanden waren. Noch mehr, der Herzog Karl von Lothringen, ein Krieger nach Mansfelds Art, den die Franzosen aus seinem Lande vertrieben hatten, hielt noch mehrere Festungen am Rheine besetzt, und forderte Durchmärsche und Brandschatzungen wie mitten im Kriege; ja er hatte noch die Frechheit, einen Gesandten auf den Reichstag (1653) zu schicken, und dem Kaiser die Herausgabe seiner Eroberungen gegen eine Entschädigung von 300,000 Thaler anbieten zu lassen. Alle rheinische Fürsten klagten laut, und schrien um Hülfe. Auch boten Brandenburg und der niedersächsische Kreis ein Truppenkontingent an, allein man konnte sich nicht vereinigen. Anstatt einmüthig zu den Waffen zu greifen, stritt man lange, wieviel Officiere katholisch, und wie viel evangelisch seyn sollten, bis endlich auf des Kaisers Ermahnen die Gedrückten zusammenschossen, und ihre

Festungen wirklich für den geforderten Preis von 300,000 Thalern loskauften. Wahrlich, so etwas konnte nur in Deutschland geschehen!

24.

Deutschland nach dem Frieden.

Die endlich abgedankten Truppen, meistens aus dem Bauernstande, kehrten nun, des Räuberlebens müde, in ihre Heimathen zurück, und vertauschten die Waffen mit dem Pfluge. Viele fanden statt der Dörfer, die sie verlassen hatten, wüste Aschenhaufen, und statt der Wiesen und Felder wild aufgeschossene Waldung. Grundstücke waren wohlfeil, denn Millionen ihrer vormaligen Besitzer waren ausgestorben. Zwei Drittel seiner Einwohner hatte Deutschland in diesem fürchterlichen Kriege eingebüßt. Nun erhoben sich die Häuser wieder, die Felder wurden gereinigt, und reiche Erndten dem neugestärkten Boden abgelockt. Langsamer als der Ackerbau stellte sich der Handwerksfleiß wieder her. Nur in wenigen Städten hatten sich Fabriken und Manufakturen noch erhalten, und der Handel lag fast ganz darnieder. Der alte Hansebund war ganz vernichtet, und seine Geschäfte hatten die Holländer, Engländer und Schweden an sich gerissen. Baares Geld war nach so ungeheuren Ausleerungen nur wenig im Reiche, und durch den mühsamsten Erwerbsfleiß und durch Glück im Handel mußten die Summen allmälig wieder ins Land gezogen werden, die die Ausländer mit räuberischer Hand daraus weggeschleppt hatten, Vieles blieb auch vergraben liegen,

chen Krisis entronnen waren, eine höchst religiöse Stimmung zurück gelassen. Mit innigem Interesse hing man an den jetzt so erfreulichen Verheißungen des Christenthums, für dessen gereinigte Form man eben den langen Kampf vollendet hatte, und die tröstlichen Lehren von einer ewigen Güte, die alles herrlich hinausführe, die Ermahnungen zur Geduld und zum kindlichen Gottvertrauen, besonders in der kräftigen Sprache der Bibel ausgedruckt, fanden einen sichern Eingang in die Herzen. Der vorigen Immoralität folgte ein stiller heiliger Sinn, eine Scheu vor dem Ewigen, ein Sehnen nach dem Himmel, das die irdischen Begierden läuterte, und tausend herrliche Tugenden erzeugte. Aber nicht das Unglück allein führte die deutsche Nation zur Religion. Der Kirchenbesuch gewährte damals noch ein ganz eigenes Interesse, weil eine hitzige Polemik von den Kanzeln gepredigt ward, und das Moralische selbst nie abstract, sondern immer an Exempeln gezeigt wurde. Die Geistlichkeit hatte nämlich damals noch einen großen Theil ihres alten bischöflichen Ansehens selbst in den Protestantismus hinübergenommen, und nahm sichs kühn heraus, gegen die Laster, nicht blos ihrer Gemeineglieder, sondern selbst der Regenten und des Hofes mit feuriger Beredsamkeit zu eifern. Geheime Geschichten vom Hofe, die man sich jetzt nur in vertraulichen Gesellschaften mittheilt, skandalöse Anekdoten von allbekannten Gliedern der Gemeine, wurden auf die Kanzel gebracht, und mit scharfen Kritiken begleitet. So daß also die Kirche damals ein Hauptunterhaltungsort war, wo man nicht blos das Vergnügen hatte, oft etwas

Neues zu erfahren, sondern auch den Kitzel, einen Mann, den sein geachtetes Amt zur höchsten Freimüthigkeit autorisirte, bald mit Spott bald mit Galle über das Thun und Denken anderer Menschen ohne Schonung reden zu hören. Daß ein Mann, der so etwas predigen durfte, und den mithin die Großen selber fürchten mußten, eine ganz andere Autorität, als unsere Geistlichen, hatte, ist leicht einzusehen. Selbst das heilige Ansehen der Bibel, die man bei dem schlechten Zustande der Wissenschaften im 17ten Jahrhundert für das Buch aller Bücher hielt, gab denen, die sie auf der Kanzel recht sinnreich und erbaulich auszulegen wußten, einen Ruf von Gelehrsamkeit, den alles Spötteln der Juristen und Aerzte nicht zu verringern vermochte. Die bloße Erscheinung manches würdevollen Kanzelredners erregte damals schon Ehrfurcht, jedermann suchte seine Zuneigung durch Geschenke zu erkaufen, und jedes seiner Worte galt für ein Orakel. Man machte sich Gewissensbisse, an einem Sonntage die Kirche zu versäumen; während eines Gottesdienstes wurden die Thore und die Kaufläden geschlossen, und jedes Geräusch untersagt. Die Sonntagsabende selber wurden der häuslichen Andacht gewidmet, und sie mit Vergnügungen auszufüllen, ward für Entheiligung gehalten. Seitdem die Polemik und die specielle, ja persönliche Kritik von den Kanzeln verbannt worden, hat die geistliche Beredsamkeit für den großen Haufen all' ihren Reiz und ihre Würze verloren.

Die häusliche Erziehung war damals besser als die jetzige, denn sie war strenger, und man hatte ernsthaftere Begriffe von der Heiligkeit der väterli-

chen Rechte. An Bürgerschulen war nicht zu denken. Der Unterricht erstreckte sich hauptsächlich auf das Latein, das damals die Gelehrten schrieben und sprachen. Selbst die Staatsverhandlungen geschahen in lateinischer Sprache, und die meisten Bücher, Urkunden und Acten aus jenen Zeiten sind lateinisch geschrieben. Das Deutsche aus jener Periode hat noch einen sehr harten und unmelodischen Klang, wiewohl einige Dichter, besonders Logau, Wernike und Opitz allerdings etwas zur Bildung dieser Sprache beigetragen haben.

Diejenige Wissenschaft, die jetzt eigentlich in Deutschland erst Eingang fand, war die Staatswissenschaft. Darauf führte die unumschränktere Macht der Fürsten, und die Nothwendigkeit, sowohl ihre Einkünfte so sehr als möglich zu erhöhen, als auch ihre Unterthanen zufriedener mit sich zu machen. Vorher hatte man von einer Regierungskunst noch gar nichts gewußt. Jetzt hatte man an Richelieu und Mazarin gesehen, welche Hülfsmittel ein geschlossener Staat in sich selbst hat, wenn er sie recht zu finden und zu gebrauchen weiß. Sachsen und Brandenburg zeichneten sich hier ganz besonders aus, und erhielten bald durch ihre Fabriken und ihre gute Staatsökonomie ein Uebergewicht über viele andere Provinzen.

Im dreißigjährigen Kriege waren die Franzosen zuerst in Masse nach Deutschland gekommen, und hatten den deutschen Kriegern eine Menge Vortheile im häuslichen Leben mitgetheilt, die ihnen bisher unbekannt gewesen waren. In Münster und Osnabrück hatte man diese Nation auch von Seiten ihrer

Prachtliebe, Eleganz und ihres feinen geselligen Tones kennen gelernt. Die Deutschen, ein bescheidenes Volk, das nur zu sehr fremden Vorzügen huldigt, fühlten mit einer übertriebenen Beschämung, wieviel von dieser Feinheit der äußern Manieren ihnen abgehe, und wurden fast vernarrt in diese Vorzüge, die ihnen doch die Natur selbst vermöge des trägern Blutes verweigert hat, und wofür jeder verständige deutsche Mann sich sehr leicht durch die Tiefe, die Treue und den Fleiß entschädigen kann, nach denen der flüchtige Franzose vergebens ringt, und mit denen wir doch am Ende ganz andere Dinge hervorbringen können. Aber genug, die Deutschen des 17ten Jahrhunderts wollten mit aller Gewalt Franzosen werden. Sie reiseten mit schwerem Gelde nach Frankreich, machten sich den Parisern durch ihre Plumpheit verächtlich, und kamen in französischer Tracht zurück, um diejenigen wieder zu verachten, die das Französische nicht so wie sie radebrechen konnten. Millionen gingen für französische Moden aus dem Lande, französische Sprachmeister wurden auf das theuerste bezahlt, und wer recht vornehm thun wollte, mischte alle Augenblicke einen französischen Brocken ein, oder sprach selbst das Deutsche nach französischer Art durch die Nase. Worüber ein niedersächsischer Satiriker jener Zeiten, der Hamburger Lauremberg, (zuletzt Prof. der Math. in Rostock) in seiner naiven Sprache also sagt:

Seht, sülk Schipbrök hefft de düdsche Sprak geleden,
De französche hefft er de Nese affgeschneden,
Und hefft ene fremde Nese wedder angeflicket,
De sick by de düdsche Ohren nich wol schicket.

Französischer Luxus riß selbst in deutschen Bürgerfamilien ein, die Kaufmannsfrauen mußten Equipagen haben, und einen ungeheuren Reichthum von Sammt, Seide, Gold und Perlen am Leibe tragen. Bisam und andere wohlriechende Essenzen, auch Puder und Pommade wurden allgemein. Das Tabackschnupfen lernte man von den Franzosen, das Rauchen von den Holländern. Die Moden wechselten so häufig als heut zu Tage, und wurden oft barock bis zum Unsinn. Eine weite Pheripherie wurde unter andern bei den Weibern für eine große Schönheit gehalten, und nicht blos durch eine Menge von Unterröcken hervorgebracht, sondern auch durch einen ringsum über die Hüften gelegten Wulst, den man Speck nannte, und der manchmal 25 Pfund wog. Schleppen und weit ausgeschnittene Kleider, die Brust und Nacken schamlos entblößten, dergleichen wir auch in unsern Tagen haben wiederkehren sehen, gaben auch schon jenem alten Niedersachsen Stoff zum Spotte. „Zucht, sagt er,

Tucht on Schamhafticheit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Live kommen sie hergetreden.
Int erste, da disse Mode noch was unbekant,
Un men nich wuste, dat se was komen int Land,
Blewen se vör ene Junker stahn und gapen,
As wenn se segen enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungens hüpich hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vollem Halse repen:
Süh, süh, dar geit en Wyff, dat vör er böse Sack
Schall uthgestreken werden öffentlich am Kak! (Pranger)
De Bödelknecht heft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod (Ruthe) de Flöh van 'n Ruggen jagen! ꝛc.

An den Schuhen wurden eine Zeitlang doppelte Hörner getragen. Taschenuhren gehörten jetzt auch schon zum Putze, selbst der Frauenzimmer, welche letztere sich außerdem auch wohl noch mit einem Messer- und Gabelfutteral behängten. So wenigstens erzählt es uns *) Joachim Rachel, ein anderer Satiriker jener Zeiten:

Das junge Männervolk trägt Degen an der Seiten,
Also das Jungfervolk denkt immer auch zu streiten.
Statt Degens hängen sie, von Silber zubereit't,
Das Scheidchen, Messer und die Gabel an die Seit.
Ja manche hat fürwahr das Bund der Schlüssel hangen,
Nicht anders als wenn kömpt Thor-Merten hergegangen.
Die Strümpfchen müssen roth von Liebesfarbe seyn,
Blau, grün, gelb, oder sonst was giebet hellen Schein rc.

Damals fingen an die leider noch jetzt üblichen Fracks und Leibröcke, eine französische Erfindung, die volle deutsche und spanische Männertracht zu verdrängen, die den Körper weit natürlicher, zweckmäßiger und geschmackvoller bekleidet hatte. Die schönen breiten und feinen Halskragen schmolzen in französische Jabots und Postillons, und bei den Predigern in Päffchen zusammen, und der männliche Bart ward immer mehr beschnitten, und wie das Haupthaar, mit Brenneisen geformt nach mancherlei Moden, „jetzt wie ein Zirkelbärtel, jetzt wie ein Schneckenbärtel, bald wie ein Jungfrawenbärtel, ein Dotterbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein Entenwädele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türkenbärtel, ein spannisch Bärtel, ein italiä-

*) Auch in einer kursächsischen Kleiderordnung von 1612 kommen die silbernen Messerscheiden vor.

nisch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Lillbärtel, ein Spillbärtel, ein Drillbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel ꝛc. *) Die zwei Zipfel unter der Nase erhielten sich bis gegen das Ende des Jahrhunderts.

Da fast alle neue Moden aus Frankreich kamen, so erhielten auch die Kleidungsstücke, besonders der Weiber, französische Namen. „Kappen (Mützen) trägt man nun nicht mehr, sagt der angeführte Lauremberg —

— neen! weren all Cornetten,
Keen Hemd, kee Vörman gelt nich mehr ahn' Points an Manchetten,
Et is keen Minsch, de mehr en Wamms un mehr en Rock anthüt,
Dewyl men luter Camisols und Chambrelouquen süht.
Wat schall ich van der dullen Dracht, van den Fontangen seggen,
De nu de Jungfern alltomahl ahn Unterscheed anleggen?
Man legt dat Haar um isern Draht mit sünderlicken Flyt,
Man neiht dat Band up Isern up: O rechte isern Tydt!

Ganz besonders aber riß die französische Complimenten- und Titelsucht ein, und die schönen Namen Frau und Jungfer mußten den Dames und Demoiselles weichen. Selbst das deutsche Herr machte eine Zeitlang dem Monsieur Platz, welches sich auch noch bis ins vorige Jahrhundert, besonders auf Briefen, erhalten hat, bis es endlich so gemein wurde, daß Männer von Würde das alte Herr wieder erhielten, und der Monsieur zu den Unerwachsenen und Handwerksburschen hinabsank. Vielleicht kommt

*) Gesichte Philanders von Sittewald. Th. 2. S. 76.

es mit der Madam und Mamsell auch noch einmal dahin. Wie sich der oft erwähnte alte Niedersachse über diese französischen Titulaturen ausläßt, wird man hier zum Schlusse hoffentlich nicht ungern lesen. „In meiner Jugend, sagt er,

Domals im ganzen Land was nich ein Servitör,
Nich ein Signor, nich eine Dame, nich ein Monsör.
Were domals ener tho de Jungfern gekomen,
Un heed to en gesecht: „Gott grüß euch, schöne Damen!"
Se hedden em gar bald den Rüggen togekehrt,
En nich geachtet enes Peckelherings werth.
Ene van en hedde wol gesecht: wat bildest du di in?
Wat meenst du, grave Esel, wat nimst di in den Sinn?
Jch bin en ehrlick Medken gebaren,
Laht mi mit sülke Oekelnahm ungescharen.
Se meenden, Damen weren Sögen edder Tewen,
Edder ene, de Horereye hedde bedreven.
Averst God betert (bessre es!) se weten nu altosamen,
Wat idt vor Dinger sind, de schönen Damen.
Se hebben nu gelehrt so veel Tucht un Törlör, (Tournüre)
Wenn men tho en secht Dame, so seggen se Monsör.
Awerst doch de Name Monsör is nu gar tho gemeen,
Vornehmen Lüden is he to gering un to kleen.
It sind nu alle Monsörs, Monsörs,
De Fohrlöde am Strande, de Jungens up de Börs,
Stallknecht, Scherschlyper, Kockdrengen,
De laten sick nu all mit Monsörs behengen rc.

Und warum nicht? Da die niedern Stände in allen Dingen die Affen der höhern sind, wie sollten sie gerade in diesem Punkte davon eine Ausnahme machen?

25.

Deutschland unter Leopold I.

(1658 u. f.)

Ferdinand III. war gestorben, ehe ein römischer König gewählt war, und diesen Umstand eilte Frankreich zu benutzen, um die längst ersehnte Kaiserwürde an sich zu bringen. An allen Kurhöfen zerarbeiteten sich die französischen geheimen Gesandten, und boten Beredsamkeit und Bestechungen auf, die Kurfürsten für sich zu gewinnen, aber sie fanden nur bei den drei geistlichen Gehör, die, durch keine Nachkommenschaft an das Vaterland gefesselt, für dessen Ehre nur ein schwaches Gefühl hatten, auch wohl als Frankreichs nähere Nachbarn der Furcht und dem Eigennutz leichter Raum geben. Aber desto einmüthiger drangen diesmal die Protestanten auf die Wahl eines deutschen Oberhaupts, und da man gar keine Ursach hatte, von der östreichischen Linie abzugehen, so ward Prinz Leopold I., Ferdinands Sohn, am 18. Jul. 1658 zu Frankfurt zum römischen König und Kaiser erwählt, und eben daselbst am 1. Aug. feierlich gekrönt.

Auch unter seiner Regierung litt das Reich unter schweren Kriegen. Selbst an inneren Unruhen fehlte es nicht. Zuerst nahm der unternehmende Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg den jülich-klevischen Erbschaftsstreit wieder vor (S. Th. IV.) und wollte ihn durch die Waffen entscheiden. Aber die Nachbarn und der Kaiser wehrten ihm, selbst auswärtige Mächte legten sich drein; und so

mußte er sich zur Ruhe bequemen. Erst 1656 wurde hierauf der Zwist in Güte beigelegt. Kurbrandenburg erhielt das Herzogthum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg, Pfalzneuburg, die Herzogthümer Jülich und Berg.

Merkwürdig sind auch noch die um diese Zeit gemachten Versuche einiger reichen Fabrik- und Handelsstädte, sich zu der Unabhängigkeit der alten Reichsstädte zu erheben. Münster, Erfurt, Magdeburg und Braunschweig waren es namentlich, die sich weigerten, den Fürsten, in deren Gebiet sie lagen, Abgaben zu entrichten, und Besatzungen von ihnen einzunehmen. Aber sie alle wurden mit bewaffneter Hand dazu gezwungen.

Der erste eigentliche Krieg, den Leopold zu führen hatte, betraf Ungarn, in welches 1660 die Türken nach alter Weise verheerend eingefallen waren, und war also eigentlich kein Reichskrieg. Doch verlangte er von den Ständen eine Hülfe, und erhielt sie auch auf einem Reichstage, der im Jan. 1663 zu Regensburg seinen Anfang nahm. Nach Verwüstung vieler hundert Städte und Dörfer und nach Ermordung vieler tausend Menschen zwang der tapfere kaiserliche General Montecuculi die Türken durch seinen Sieg bei St. Gotthard zum Frieden, der schon am 10. Aug. 1664, aber ohne Gewinn für den Kaiser unterzeichnet ward. Die Türken behielten Großwaradein und Neuheusel, diese wichtigen Festungen und der von ihnen erwählte Fürst von Siebenbürgen Apafi seine Würde. Der Reichstag in Regensburg währte indessen noch fort, weil sich der abzumachenden Beschwerden so viele fanden, daß

man gar nicht zum Ende kommen konnte. Darüber ward dann endlich beschlossen, daß man lieber immer dort versammelt bleiben wolle, um ein permanentes Reichsconsilium zu haben, wodurch die Verbindung des Kaisers mit dem Reiche weit bequemer und vertrauter gemacht werden würde. Seitdem (1667) ist es eingeführt, daß jeder Reichsfürst, ja jede Reichsstadt einen immerwährenden Gesandten in Regensburg unterhält, der den von dem kaiserlichen Commissarius zusammenberufenen Sessionen im Namen seines Herrn beiwohnt, und dem letztern von allem, was dort besprochen wird, Bericht erstattet.

Wenige Jahre darauf begann eine neue Reihe von Kriegen mit Frankreich, in denen das deutsche Reich wegen seiner föderalistischen Form, wie immer, eine traurige Rolle gespielt hat. Ludwig XIV., König von Frankreich, hatte 1672 auf die ungerechteste Weise von der Welt die vereinigten Niederlande angegriffen, und die deutschen Fürsten am Rheine waren furchtsam genug gewesen, ihm ihre Hülfe zu leihen. Die armen Niederländer kamen in die größte Gefahr, ganz überwältigt zu werden, und riefen vergebens ihre Nachbarn um Hülfe an. Nur der Kurfürst von Brandenburg, für seine westphälischen Länder fürchtend, wagte es mit der Aussicht auf gute Subsidien, nicht blos mit seinem ganzen Heere aufzubrechen, sondern auch den Kaiser zum Beitritt zu bewegen. Aber wie bitter mußte er das bereuen! Er wußte nicht, daß des Kaisers vornehmster Rathgeber, der Fürst von Lobkowitz, heimlich in französischem Solde stand, und dem General Montecuculi, der wirklich mit 17,000 Mann kai-

serlicher Truppen abging, geheimen Befehl gegeben hatte, sich mit den Franzosen durchaus in kein Gefecht einzulassen. Voll froher Hoffnung vielmehr, mit deutscher Tapferkeit den französischen Räubereien in Holland ein Ende zu machen, vereinigte er sich mit dem östreichischen Feldherrn zu Halberstadt, und drang darauf, gerade nach Westphalen, und auf den dort plündernden Türenne loszugehen. Aber Montecuculi bewies ihm mit mancherlei Gründen, wie weit vortheilhafter es wäre, sich nach der Mosel hin zu wenden, um dort den Franzosen alle Zufuhr abzuschneiden, und sich mit den Holländern im Lüttichschen zu vereinigen, wodurch die Franzosen genöthigt werden würden, Westphalen und die Niederlande von selbst zu verlassen. Friedrich Wilhelm wich bescheiden der Autorität der größern Kriegshelden, und folgte ihm unverdrossen auf einem weiten Umwege durch das Hessische und Koblenz, und da Trier, Mainz und Pfalz aus Furcht vor Frankreich den Durchmarsch nicht gestatten wollten, noch weiter herunter. Als man endlich über den Rhein hätte setzen können, weigerte Montecuculi sich dessen schlechterdings, unter dem Vorwande, daß man nun dem Türenne und Condé nicht mehr gewachsen sey. Das durch soviel vergebliche Märsche höchst entkräftete und schon sehr geschwächte Heer zog hierauf durch Hessen und den Westerwald nach Westphalen in die Winterquartiere, aus denen der Hunger und die Feinde, zu denen auch der kriegerische und wohlgerüstete Bischof von Münster gehörte, es bald über die Weser zurücktrieben. So ward ein schönes Heer, das einen ganzen Sommer und Herbst vergebens

herumgeführt worden war, durch die Treulosigkeit eines einzigen Verräthers zu Grunde gerichtet. Das sind die Früchte von Coalitionen! — Der Kurfürst, schändlich betrogen, hatte nicht nur ein schönes Heer eingebüßt, sondern erhielt auch nun die versprochenen Hülfsgelder von Holland nicht, ja er mußte es geschehen lassen, daß die Franzosen seine westphälischen Länder nicht blos barbarisch ausplünderten, sondern Anstalt machten, sie ihm gänzlich zu entziehen. Mit Verlust zweier Festungen, Wesel und Rees, mußte er endlich zu Vossem (unweit Löwen) von den Franzosen einen Frieden erkaufen (6. Jun. 1673).

Ludwig XIV. hatte diesen deutschen Proceduren lachend zugesehen, und erlaubte sich jetzt die übermüthigsten Neckereien. Deutsche Kaufmannsgüter auf dem Rheine wurden ohne Umstände weggenommen, die Rheinbrücke bei Strasburg wurde abgebrannt, das Triersche und Kölnische auf wiederholten Durchzügen barbarisch verwüstet, und zehn Reichsstädte im Elsaß, die das Reich im westphälischen Frieden sich ausdrücklich vorbehalten hatte, wurden ohne Umstände unter französische Botmäßigkeit gebracht. Und das alles geschahe mitten im Frieden, denn daß Montecuculi's Zug nur ein Gaukelspiel seyn sollte, wußte ja Ludwig recht gut. Aber er wollte mit Fleiß den Kaiser reizen, denn er hatte eine ganz außerordentliche Lust, noch einen solchen Frieden mit dem Reiche zu schließen, als der westphälische gewesen war. Man muß sich nämlich erinnern, daß Deutschland damals noch einen burgundischen Kreis hatte, daß Lothringen noch zum deutschen Reiche und die

Franche Comté den Spaniern gehörte, und daß die deutsche Gränze noch ziemlich weit jenseit des Rheins hinlief. Schon damals hatte Frankreich kein angelegentlicheres Projekt, als das, welches nun endlich in unsern Tagen realisirt worden ist, den Rhein zur Gränze zu machen.

Was Ludwig XIV. durch seine Schikanen beabsichtigt hatte, geschah. Der Kaiser konnte nicht länger mit Ehren schweigen, und nach vielen vergeblichen Beschwerden erfolgte noch 1673 die Kriegserklärung. Im August brach Montecuculi mit 33,000 Mann aus der Oberpfalz nach dem Main auf. Türenne kam ihm schon entgegen, denn es versteht sich, daß das arme Deutschland wieder, wie immer, der Schauplatz der Verheerung seyn mußte. Bei Ochsenfurt im Franken trafen die Heere zusammen, und es gelang dem Montecuculi, die Franzosen so in die Enge zu treiben, daß er leicht das ganze Heer hätte aufreiben können, wenn — er nicht von dem verrätherischen Lobkowitz geheimen Befehl gehabt hätte, durchaus kein Treffen zu liefern. Türenne entkam glücklich nach Philippsburg, und hinterließ auf seinem Zuge durch die Pfalz die schrecklichsten Spuren französischer Kriegswuth. Montecuculi ging hierauf langsam bei Koblenz über den Rhein, eroberte Bonn, und zog dann in die Winterquartiere.

Nicht minder schimpflich liefen die Unternehmungen des folgenden Jahres ab, so groß auch die Zurüstungen dazu gewesen waren, und so viele Reichsfürsten ihren Beistand dazu hergegeben hatten. Denn in Betracht der allgemeinen Gefahr versprachen sie endlich alle auf dem Reichstage, ihren bedrängten

Brüdern am Rhein zu Hülfe zu kommen. Alle schickten Truppen, viele stellten sich persönlich ein, wo sich denn wieder ein langer Streit über die Zahl der Evangelischen und der Katholischen erhob. Oberanführer der Reichstruppen war der kaiserliche Feldherr Graf von Souches. Dieser vereinigte sich im Jun. 1674 mit den niederländischen Truppen, welche der tapfere Prinz Wilhelm von Oranien kommandirte. Zuerst ward dem Prinzen von Condé bei dem Dorfe Senef in Brabant eine Schlacht geliefert, die nichts entschied (11. Aug.). Dann ward Oudenarde belagert. Condé wollte die Stadt entsetzen, und hier war der rechte Zeitpunkt, eine Hauptschlacht zu liefern, aber weil Souches und der Prinz von Oranien sich durchaus nicht vertragen konnten, so ließ der erstere den letztern gerade im entscheidendsten Moment im Stich, und gab dadurch den Franzosen leichtes Spiel. Nachher fand sich, daß er mit diesen in einem geheimen Verständnisse stehe. Dies brachte ihn um seinen Posten, und um dieselbe Zeit ward auch der Verräther Lobkowitz gestürzt. In der Pfalz brach unterdessen Türenne ein, und verheerte dies blühende Land fürchterlich. Dem gekränkten Kurfürsten zum Troste erschien hierauf der Herzog Karl IV. von Lothringen, und wandte sich nach Strasburg, um in Lothringen einzudringen, aber Türenne zwang ihn (16. Jun.) bei Sinzheim zum Gefecht, und hier mußte er der weit überlegenen Anzahl der Feinde weichen. Er vereinigte hierauf den Rest seiner Truppen mit dem kaiserlichen General Bournonville, der mit einem Haufen Reichsvölker nach Mannheim gekommen war,

und vor Begierde brannte, es mit dem unbezwinglichen Türenne aufzunehmen. Vergebens sagte man diesem unbesonnenen Manne, daß Türenne in einem allzu vortheilhaften Lager zwischen Weissenburg und Lauterburg verschanzt stehe, und rieth ihm, wenigstens die Ankunft des Kurfürsten von Brandenburg abzuwarten, der bereits mit 20,000 Mann im Anzuge war. Bournonville wollte gerade deswegen vorher den Angriff thun, um die Ehre des Sieges mit jenem nicht zu theilen, und so erfolgte ein blutiges Treffen zwischen Holzheim und Ensisheim (4. Okt.), in welchem, da die Deutschen den Franzosen bei weitem nicht gewachsen waren, ein Paar tausend Mann ganz vergebens aufgeopfert wurden. Wenig Tage darauf kam Friedrich Wilhelm mit seinen Brandenburgern an, und verstärkte dadurch das kaiserliche Heer so ansehnlich, daß Türenne verloren gewesen wäre, wenn diese Menschenmasse ein einziges Haupt gehabt hätte. Aber die Uneinigkeit der Anführer vereitelte den besten Willen der Streitenden, und nöthigte das Heer, nachdem es noch zweimal hinter einander im Elsaß geschlagen worden war, sich schimpflich wieder über den Rhein zurückzuziehen.

Auch diesmal mußte der Kurfürst von Brandenburg für seinen Patriotismus am schwersten büßen. Ludwig XIV. trat mit den Schweden in ein Bündniß, und bewegte sie, über die Ostsee zu setzen, und dem Kurfürsten ins Land zu fallen. Im December 1674, während dieser mit seinem Heere in Franken lag, rückten die Schweden unter dem Feldmarschall Wrangel in Pommern und die Mark ein, und erpreßten in beiden Provinzen die unge-

heuersten Kontributionen. Ludwig triumphirte; er glaubte nun das herrlichste Mittel gefunden zu haben, das Reichsheer zu trennen. Allein er irrte sich. Friedrich Wilhelm schrieb seinem Statthalter in der Mark, die Schweden würden ihn durch ihren Einbruch nicht zur Untreue gegen seine Bundesgenossen bewegen; er bedaure das Schicksal seiner Unterthanen, indessen sollten sie die Schweden nicht reizen, sondern so lange in Geduld verharren, bis er ihnen mit seiner ganzen Macht zu Hülfe kommen könne. Er reisete hierauf mitten im Winter selbst nach dem Haag, um mit den Niederländern zu negoziiren, versuchte auch die Höfe zu Wien und Kopenhagen zum Kriege gegen Schweden zu bewegen, aber beide versagten ihm ihre Hülfe. Auch auf dem Reichstage bemühte er sich vergebens um einen Bundesgenossen. So mußte er sich also selbst genug seyn. Mit seinen in den Winterquartieren wohl ausgeruhten Brandenburgern brach er zu Anfang des Junius 1675 plötzlich auf, eilte mit forcirten Märschen nach Magdeburg, ging bei Nacht über die Elbe, und stand vor Rathenau (25. Jun.) da man ihn noch tief in Franken glaubte. Schrecklich war die Ueberraschung der in Rathenau befindlichen Schweden, als sie sich plötzlich von allen Seiten angegriffen sahen. Die meisten wurden niedergehauen, die andern wollten nach Havelberg flüchten, wo Wrangels Hauptquartier war. Auch die in Brandenburg und der umliegenden Gegend liegenden Schweden brachen dahin auf, aber der Kurfürst ließ ihnen durch vorangeschickte Reiter alle Brücken abbrechen, setzte den über Barnewitz und Nauen fliehenden Corps

nach, und holte sie eine Stunde diesseits Fehrbellin ein. Da ihm sein Fußvolk so schnell nicht hatte nachfolgen können, und die Schweden ihm jetzt an Zahl weit überlegen waren, so wagte ers nicht, sie mit der bloßen Reiterei anzugreifen. Aber siehe da, ein allzu verwegener Officier, ein Prinz von Hessen-Homburg, kann seinen Muth nicht zügeln, und haut mit seiner Schwadron ein. Der Kurfürst sieht ihn von den Schweden umzingelt; obgleich von Zorn entbrannt, will er doch retten was zu retten ist; auch er führt die Seinigen gegen den Feind, und nach einem fürchterlichen Gemetzel, in welchem die Kraft des brandenburgischen Arms hierhin und dorthin die verzweifelnden Feinde schmettert, und die Liebe zu Fürst und Vaterland aus Männern Riesen macht, ergreift der kleine Haufe, den das Schwerdt der Helden noch verschont hat, in wilder Verwirrung die Flucht (28. Jun.). Die Freude über den herrlichen Sieg milderte den Zorn des Kurfürsten gegen den unbesonnenen Urheber des Treffens zu einem sanften Tadel; nach den Kriegsgesetzen hatte der Prinz den Tod verdient *). Geschütz und Gepäck der Schweden fiel in die Hände der Sieger. Die Geschlagenen zogen sich nach Vorpommern hinauf, wohin Wrangel mit seinem Corps schon vorausgegangen war. Friedrich Wilhelm fand jetzt an Münster und Dännemark, welche sich Bremen und Verden zu theilen hoften, ein Paar bereitwillige Bundesgenossen gegen Schweden; er verfolgte daher

*) Nach einer neuern Aufklärung soll diese Erzählung falsch, und der Angriff des Prinzen vorschriftsmäßig geschehen seyn.

seine Siege, und machte sich im Herbste von dem größten Theile Vorpommerns Meister.

So rasch war es in diesem Sommer (1675), wie man denken kann, am Rheine nicht gegangen. Den Anfang des Feldzugs hatten die Franzosen mit einer fürchterlichen Verheerung der Länder am Oberrhein gemacht. Wißloch, Bruchsal, S. Remy, Graben und Gernsheim wurden auf Befehl des Marschalls von Vaubrün in Asche gelegt, und der ganze Breisgau ward von demselben mit gleicher Barbarei verwüstet. Glücklich war es indessen, daß statt des ungeschickten Bournonville diesmal der alte Montecuculi das Commando über die Kaiserlichen erhielt, und noch glücklicher, daß man ihm gänzliche Unabhängigkeit vom Hofkriegsrathe bewilligte, wie er sichs, durch den letzten Feldzug gewizigt, ausdrücklich bedungen hatte. Neugierig richtete jetzt halb Europa seine Blicke auf das Kriegstheater, auf dem die beiden größten Feldherren ihrer Zeit, Türenne und Montecuculi, sich begegnen sollten. Beide zogen einander, wie ein Paar vorsichtige Schachspieler, lange herum. Endlich ging Türenne bei Wilstädt über den Rhein, und suchte sich bei dem Dorfe Sasbach, unweit Offenburg, ein bequemes Terrain zum Angriff aus. So voller Zuversicht auf einen glänzenden Sieg war er noch nie gewesen, und wirklich waren auch alle Umstände für ihn die günstigsten, die er sich wünschen konnte. Aber das Schicksal vereitelte ihm seine Freude. Eben da er den Feind recognosciren, und einen Platz zur Errichtung einer Batterie aussuchen wollte, fuhr ihm eine feindliche Kanonenkugel in den Unterleib,

und warf ihn in einem Augenblick todt vom Pferde (27. Jul.). Dieser Schlag setzte das Heer in solche Bestürzung, daß es nicht mehr daran dachte, den Feind anzugreifen, sondern sich nur in möglichster Ordnung über den Rhein zurückzuziehen, wobei Montecuculi sie so heftig verfolgte, daß sie einen großen Verlust an Mannschaft und Gepäck erlitten. Auch der Mordbrenner Vaubrün ward bei dieser Gelegenheit (1. Aug.) erschossen.

Weitere Vortheile erhielten jedoch die Deutschen in diesem Feldzuge nicht. Am Ende desselben legte Montecuculi das Commando nieder, welches für das folgende Jahr (1676) der junge Herzog Karl V. von Lothringen erhielt. Die Franzosen, schon in den Niederlanden genug beschäftigt, und nicht stark genug, um alle die zahlreichen Pässe über den Rhein zu decken, verfielen auf ein unmenschliches Mittel, die Deutschen von ihrer Gränze abzuhalten. Sie verwüsteten den ganzen Landstrich an der Saar dergestalt, daß man auf 14 Meilen weit nichts als Brandstätten und verödete Felder erblickte. In Zweibrücken sperrten sie die Bürger in eine Kirche, plünderten darauf die Stadt, und machten 200 Häuser der Erde gleich. Den Herzog von Würtemberg zwangen sie, ihnen Mömpelgard einzuräumen, und ob ihm gleich versprochen worden war, daß den Bürgern kein Leid geschehen sollte, so plünderten sie doch die Stadt so rein aus, und mißhandelten die Bürger, und besonders die Weiber auf eine so empörende Weise, daß jeder, der nur laufen konnte, lieber Haus und Hof verließ, ehe er länger in Gemeinschaft mit diesen Unmenschen leben wollte. Auf

gleiche Weise ward den ganzen Winter hindurch im Breisgau gehauset. Die unglücklichen Bewohner dieser Gegenden flüchteten in die Wälder, wo sie vor Hunger und Kälte umkamen, und der ganze Strich am linken Rheinufer hin war mit Bettlern angefüllt. Und das war noch nicht alles. Aus aufgefangenen Briefen erfuhr man, daß noch alles Land zwischen der Saar, der Mosel und dem Rheine auf königlichen Befehl zur Wüste gemacht werden sollte. Der Zweck dieser Barbareien ward trefflich erreicht, denn die Kaiserlichen, die nun eine ungeheure Menge Proviant und Pferdefutter mit sich schleppen mußten, konnten zum Theil so schnell nicht vorwärts dringen, theils fühlten sie auch nur allzu bald den Mangel, und mußten sich in wohlhabendere Provinzen zurückziehn. Daher geschah in diesem Jahre (1676) so viel als gar nichts, und das folgende Jahr ward eben so wenig ausgerichtet. Die Franzosen dagegen eroberten durch die Treulosigkeit eines zaghaften Commandanten am 15. Nov. 1677 die wichtige Festung Freiburg, und machten darin eine unermeßliche Beute, da die Einwohner des ganzen Breisgau ihre kostbarsten Habseligkeiten zur Sicherheit hierher gebracht hatten. Auch das Jahr 1678 verging unter Plünderungen, Mordbrennereien und Blutbädern, und ohne daß man den Franzosen auch nur einen der eroberten Plätze wieder abnehmen konnte.

Während dieser Kriegshändel stellte sich Frankreich, als ob es nichts sehnlicher als den Frieden wünsche. Schon 1675 hatte man einen Congreß zu Nimwegen (Nimègue) errichtet, auf welchem darüber berathschlagt werden sollte. Allein die fran-

zösischen Gesandten wußten die Sache so schön in die Länge zu ziehn, daß die Gegner zuletzt aus Erschöpfung und aus Uneinigkeit unter sich elbst, alles zugestehen mußten, was man verlangte. Mit ihrer gewohnten List trennten sie die Alliirten dadurch, daß sie den ersten, welche von dem Bunde abtreten würden, gute Bedingungen machten, um nachher die Schwächeren, welche zuletzt zurückblieben, zwingen zu können, wozu sie wollten. Zuerst machten die Holländer Friede (10. Aug. 1678) und kamen sehr gut weg; dann mußte Spanien unterzeichnen (17. Sept.) und weil es fast ganz hülflos war, einen schönen Strich von den spanischen Niederlanden nebst der ganzen Franche Comté an Frankreich abtreten, wodurch dies letzte Land, bisher ein kaiserliches Lehen, nun auch vom deutschen Reiche abgerissen ward. Hierauf ward auch der Kaiser zum Frieden gezwungen (5. Febr. 1679) worin er die wichtige Festung Freiburg abtrat. Ganz gegen alle Reichsgesetze unterzeichnete er diesen Frieden ohne die geringste Rücksprache mit den Reichsfürsten zu nehmen, die doch zu dem theuern Kriege das Ihrige so redlich beigesteuert hatten. Allein es war die giftigste Eifersucht, die hierbei wieder, wie so oft, im Spiele war. Hätte er die Stände gefragt, so würden Brandenburg und einige andere, die bisher die Schweden ganz aus Deutschland hinaus getrieben hatten, gewiß nicht so geschwind beigetreten seyn. Und eben dies Glück, besonders des Brandenburgers, machte ihn so neidisch. Friedrich Wilhelm hatte 1678 auch noch das feste Stralsund und Greifswalde nebst der Insel Rügen erobert, und sich

dadurch des ganzen schwedischen Pommerns bemeistert, weshalb der kaiserliche Minister Paul Hocher sich unverholen äußerte, „es stehe dem Kaiser nicht an, daß sich ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erheben wolle.“ Aber auch diesmal kam der arme Kurfürst, als der letzte in dem Bunde, am schlimmsten weg. Nachdem der Kaiser ihn im Stich gelassen hatte, brachen die Franzosen, als Alliirte der Schweden, in seine westphälischen Länder ein, und trieben die Einwohner von Kleve und der Grafschaft Mark durch Brandschatzung, Raub, Mord und Schändung auf das äußerste. Vergebens verlangte er die Vermittelung der Niederländer. Sie, deren erster Helfer und Bundesgenosse er gewesen war, ließen ihn jetzt gänzlich im Stiche, und zahlten ihm nicht einmal die versprochenen Subsidien aus. So von aller Hülfe verlassen, mußte er wohl dem Stärkern weichen. Ludwig verlangte von ihm die Herausgabe des ganzen schwedischen Pommerns. Er wollte wenigstens Stettin behalten, aber sogleich wurden ihm wieder die Waffen gezeigt. Fast gänzlich unbelohnt für soviel herrliche Siege, und unentschädigt für so große Aufopferungen von Geld und Menschenblut mußte er zuletzt den dargebotenen Friedensvergleich aus St. Germain en Laye vom 29. Jun. 1679 unterschreiben.

Mit gewohntem Fleiße und erneuerter Hofnung bauten der fröhliche Pfälzer und seine Nachbarn am Rhein die niedergebrannten Wohnungen wieder auf, bestellten die verwüsteten Felder und Weinberge wieder, und fingen allmälig an, ihre Drangsale zu ver-

gessen, als ein neues Ungewitter über die Elenden heraufzog. Ludwig XIV. war weit entfernt, sich mit dem zu begnügen, was er in den letzten Friedensschlüssen vom deutschen Reiche abgerissen hatte, und wollte den Frieden blos dazu benutzen, neue Kräfte zum Kriege zu sammeln. Indem er nun so darauf bedacht war, den Kriegeszunder nie ganz ausglimmen zu lassen, mehrere im Friedensschlusse geleistete Versprechen nicht erfüllte, die französischen Truppen aus den herauszuliefernden Festungen nicht zurückzog, und was der Ungerechtigkeiten mehr waren, zeigte ihm ein scharfsinniger Parlamentsrath zu Metz, Roland de Ravaulx, ein Mittel an, mit Ehren zum Besitz des ganzen linken Rheinufers, ja aller Ufer in der Welt zu gelangen, das ihn selbst in Verwunderung setzte. Er stellte nämlich dem Kriegsminister Louvois vor, welchen Gebrauch man von dem in den letzten Friedenstractaten vorkommenden Ausdruck: die und die Länder sollten an Frankreich sammt allen ihren Dependenzen abgetreten werden, machen könne. Man dürfe nämlich nur in der Geschichte nachsuchen, welche Districte, Städte und Dörfer ehedem irgend einmal zu jedem dieser Länder gehört hätten, so würde man finden, daß immer eins mit dem andern zusammen gehangen habe. Louvois hielt auf den ersten Anblick der Sache den Menschen für unklug, indessen je mehr er den Vorschlag überlegte, desto sinnreicher erschien er ihm, und als er ihn vollständig durchdacht hatte, legte er ihn freudig dem Könige vor, mit der Versicherung, es sey die gerechteste Sache von der Welt, und ein unfehlbares Mit-

tel, sich des ganzen linken Rheinufers ohne Schwerdtschlag zu bemächtigen.

Die Sache ward hierauf in bester Form Rechtens eingeleitet. Vier ehrwürdige Gerichtshöfe wurden unter dem Namen der Reunionskammern zu Mez, Dornick, Breisach und Besançon eingesetzt (1680), und diese sollten nun untersuchen, was zu den im westphälischen und nimwegischen Frieden abgetretenen Ländern irgend einmal gehört habe, und davon veräußert worden sey, mithin jetzt wieder damit vereinigt werden müsse. Man kann denken, was diese Herren bei der Gelegenheit für Entdeckungen gemacht haben werden, zumal da sie in der altfranzösischen Geschichte bis zu den Zeiten des Königs Dagobert hinaufgingen. Ganz Zweibrücken, Saarbrück, Veldenz, Sponheim, Mümpelgard, Lauterburg, Germersheim, Homburg, Falkenburg, Bitsch, und viele andere Städte und Districte stellten sie als alte Dependenzen der neu erworbenen Provinzen auf, und ertheilten ihrem Könige die Oberhoheit über dieselben von Rechtswegen. Dieser ließ nun sogleich die Besitzer, wegen unterlassener Huldigungsleistung, vorladen, und, da sie nicht erschienen, ihr Eigenthum als verwirkte Lehen in Besitz nehmen.

Der Kaiser und das Reich konnten es anfangs kaum glauben, was ihnen die klagenden Fürsten als nur allzu gewisse Wahrheit versicherten. Sie erstaunten über die Stirn eines Königs, der sich von seinen Höflingen den Großen nennen ließ, und die Wörter Ehre und Großmuth unaufhörlich im Munde führte. Das erste war, daß man Gegenvorstel-

lungen versuchte, die, von der Gerechtigkeit selbst unterstützt, eine unwidersprechliche Evidenz haben mußten. Aber wann hat es je einem ränkevollen Advokaten an einer Antwort gefehlt? Den Schein des Rechts zu behaupten, sandte Ludwig wirklich eine Deputation auf den vom Reiche anberaumten Congreß zu Frankfurt. Allein noch ehe dieser Congreß eröffnet war, zeigte er sich in seiner wahren Gestalt.

Frankreich hatte in dem westphälischen Frieden (um dies hier nachzuholen) nicht das ganze Elsaß bekommen, sondern die in demselben angesessene freie Reichsritterschaft und zehn freie Reichsstädte, worunter Strasburg und Hagenau die wichtigsten waren, waren dem deutschen Reiche verblieben. Daß diese in die Reünion zuerst mit inbegriffen wurden, kann man leicht denken. Die Deutschen hingegen legten auf die Erhaltung der reichen und festen Stadt Strasburg, eines Hauptschlüssels zum Rhein und zum deutschen Reiche, einen solchen Werth, daß Karl V. schon gesagt hatte, wenn Wien und Strasburg zugleich in Gefahr wären, so würde er zuerst die letztere Stadt zu retten eilen. Jetzt, da der König die Deutschen mit der Hoffnung eingeschläfert hatte, er werde sich auf dem Congreß zu Frankfurt gütlich bedeuten lassen, mußten sich ganz leise mehrere Regimenter in Lothringen und Elsaß einschleichen, sich an einem bestimmten Tage in der Nähe von Strasburg schnell vereinigen, und ohne daß ein Mensch es hatte vermuthen können, die Stadt plötzlich umzingeln. Zwei Tage darauf (29. Sept. 1681) erschien der Kriegsminister Louvois selbst mit der Hauptarmee und dem Belagerungsgeschütz, und for-

derte die Stadt auf, mit der Drohung, die Einwohner, wenn sie nicht unverzüglich gehorchen würden, als Rebellen zu behandeln. Die Bürger, von aller Hülfe verlassen — selbst die Kaufleute waren gerade in Frankfurt auf der Messe — konnten nichts anders thun, als der Gewalt nachgeben, und so mußten sie dann ihre Thore öffnen, französische Besatzung einnehmen, dem Könige von Frankreich huldigen, ihm das Zeughaus einräumen, und alle ihre Privatwaffen auf das Rathhaus liefern. Bald darauf hielt Ludwig XIV. in Person mit gewöhnlicher Pracht seinen Einzug in die Stadt. So kam eine der wichtigsten Reichsstädte, der Schlüssel zum Innern von Deutschland, ohne Schwerdtschlag in französische Hände. Aehnliche Reunionen folgten darauf, und wurden, da kein Widerstand in der Nähe war, mit eben derselben Leichtigkeit vollzogen.

Und was hätte den König hindern sollen, da er die Unbehülflichkeit des unförmlichen Reichskolosses nun schon so oft kennen gelernt hatte? Er hätte noch den ganzen Rhein reuniren können, ehe die vielen widerstrebenden Meinungen auf dem Regensburger Reichstage zu einem Schlusse vereinigt werden konnten. Denn nicht etwa schon um Hauptsachen stritten sie hier, sondern erst um Rang und Titel. Die Gesandten der Kurfürsten wollten Excellenzen heißen, und sogar in ihren eigenen Häusern den Vorrang vor den fürstlichen haben. Bei den Gastmählern, welche der kaiserliche Kommissarius gab, wollten sie auf roth ausgeschlagenen Stühlen und einem Fußteppich sitzen, von Edelknaben bedient seyn, und mit goldnen Messern und Gabeln essen,

dagegen die fürstlichen Gesandten nur auf grünen Stühlen ohne Fußteppich sitzen, nur von Lakaien bedient werden, und nur silberne Gabeln bekommen sollten, und wenn der Reichsprofoß am Pfingsttage die Gesandten mit Maien beehrte, so sollten die kurfürstlichen 6, die fürstlichen aber nur 4 bekommen. Je kleinlicher diese Eifersüchtelei war, desto tiefer schnitt sie in die Gemüther ein, und kein Reichsstand haßte die Franzosen so von Herzen, als seine eignen Mitstände im Fürstenkollegium. Vor jeder Berathschlagung gingen tausend Rangstreitigkeiten vorher, wie man sitzen wolle, ob an einem runden Tische, oder an mehreren Tischen, und in welcher Ordnung die Stimmen gesammelt werden sollten. Die Kurfürsten wollten die Fürsten, und diese wieder die Reichsstädte und die Ritterschaft von manchen Berathschlagungen ganz ausschließen. Darüber entstanden die heftigsten Erbitterungen, und nicht das Mindeste wurde ausgemacht. Dann kamen die französischen Gesandten mit ihren Anmaßungen hinzu. Bisher waren alle Noten auf dem Reichstage lateinisch übergeben worden; jetzt verlangten jene, es solle alles französisch verhandelt werden. Diese Arroganz empörte jedermann, aber die Franzosen blieben mit der größten Ruhe dabei, man könne ihrem Herrn darin nichts vorschreiben. So ward die Zeit, die kostbare Zeit, verschwendet, zu Ludwigs innigster Herzensfreude. Er selber that alles mögliche, um die Uneinigkeit zu vermehren, und zog die Unterhandlungen so in die Länge, daß man sich noch drei Jahre nachher im Reiche mit der Hoffnung schmeichelte, alles gutwillig wieder zu erhalten, während

die französischen Soldaten sich in den besetzten Städten schon so einheimisch gemacht hatten, daß man wohl sah, sie wollten nie wieder weichen. Zum Unglück bekam auch der Kaiser gerade jetzt von einer andern Seite her soviel zu thun, daß an einen nachdrücklichen Zug gegen die Franzosen gar nicht zu denken war.

Die Ungarn, durch ein widerrechtliches und hartes Betragen der kaiserlichen Statthalter, durch die Intoleranz der Jesuiten und durch die Einführung deutscher Truppen in ihr Land zum äußersten Mißvergnügen gereizt, hatten schon verschiedene Empörungen seit Leopolds Regierung gewagt, aber keine so gefährliche, als die, welche 1678 unter Anführung eines entschlossenen Grafen Emmerich von Tökely ausgebrochen war. Diese nämlich griff so allgemein um sich, daß fast das ganze Land unter die Waffen trat, die östreichische Militz und Regierung verjagt, und mehrere gegen die Rebellen ausgesandte Corps in die Flucht geschlagen wurden. Vergebens versuchte der schwache Kaiser nun die Güte; man traute ihm nicht mehr, und die Revolution war schon zu weit gediehen. Tökely verband sich 1682 auf das engste mit dem siebenbürgischen Fürsten Michael Apaffi, sprach selbst Ludwig XIV. um Hülfe an, und erlangte durch dessen Vermittelung soviel, daß auch die Türken, Oestreichs Erbfeinde, dem Kaiser den Krieg ankündigten.

Dem Hofe zu Wien war unter diesen Umständen nicht wohl zu Muthe. Vergebens würde man soviel mächtige Feinde aus eigener Kraft abgehalten haben. Aber die deutsche Treue machte alles gut. Der fran-

kische und schwäbische Kreis und die Kurfürsten von Baiern und Sachsen erboten sich, dem Kaiser mit ihrer ganzen Militz beizuspringen, und der letztere (Joh. Georg III.) kam sogar persönlich mit. Auch der damals in Polen regierende tapfere König Johann Sobiesky war aus nachbarlicher Freundschaft bereit, gegen eine Entschädigung für die Kriegskosten mit einem Heere nach Ungarn zu ziehen. Was aber den besten Erfolg von allem hoffen ließ, war der Umstand, daß der Oberbefehl über die alliirten deutschen Truppen in den Händen des Herzogs Karl V. von Lothringen war, eines der größten Feldherren jener Zeiten.

Der Herzog gedachte den Feldzug mit der Belagerung von Neuhäusel zu eröffnen (3. Jun. 1683), allein der Marsch des türkischen Heeres, das sich in Ungarn nicht aufhielt, sondern geraden Weges auf Wien losging, nöthigte ihn, jene Belagerung wieder aufzuheben, und den Türken nachzuziehen. Die Verwirrung und das Schrecken in der Kaiserstadt bei der Nachricht vom Anzuge von mehr als 200,000 Türken übersteigt alle Beschreibung. Der Hof floh Hals über Kopf nach Linz (7. Jul.), verfolgt von dem lauten Fluch der Unterthanen, die mit Recht alles Unheil der schlechten Administration und der Schwäche des Regenten zuschrieben *). Auch gegen 6000 Einwohner suchten ihr Heil in der Flucht; die andern erwarteten mit

*) Leopolds I. Kabinetsräthe waren Jesuiten, seine Finanzisten Juden. In schlechtere Hände kann ein Monarch nicht fallen. Er selber war schläfriger Natur, und hatte zu nichts Talent, als zum Flötenspielen.

Zittern ihr Schicksal. Und dies hätte leicht sehr traurig ausfallen können, wenn sich nicht die Türken unterweges mit der Plünderung der Landschlösser und sonst noch gar zu lange aufgehalten, und, endlich angekommen, sich gleich auf die schwächste Seite der Stadt gewendet hätten. Aber so verstatteten sie dem Herzog von Lothringen 12,000 Mann in die Stadt zu werfen, und anderweitige Vertheidigungsanstalten zu treffen. Ihre Ingenieurs waren unwissende Renegaten, und der Belagerungsplan, den sie befolgten, war ihnen von Ludwig XIV. zugeschickt worden, also auch ohne genauere Localkenntniß entworfen. Nachdem sie zwei Monate lang die Gegenden umher ausgeplündert hatten, und in unzähligen Angriffen von der Besatzung jedesmal tapfer zurückgeschlagen worden waren, erschien endlich Johann Sobiesky mit 12,000 Reitern und 3000 Fußgängern im Lager des Herzogs von Lothringen, der sich nun stark genug fühlte, um einen Entsatz der Stadt wagen zu können. Am 12. Sept. erschien er vor Wien, und griff die Türken mit solcher Heftigkeit an, daß sie bei aller Tapferkeit nicht Stand zu halten vermochten, sondern nach einem hartnäckigen Widerstande und einem ungeheuern Verlust an Menschen bei einbrechender Nacht die Flucht ergriffen. Da sie Lager und Munition im Stiche lassen mußten, so war die Beute unermeßlich. In der Kriegskasse fand man über 2 Millionen an Gelde.

„Ewig Schade, sagte einmal sein Kapellmeister, daß Ew. Majestät kein Musikus geworden sind.“ — „Laß ers man gut seyn, antwortete er naiv; wir stehen uns halter so besser.“

Das Zelt des Großveziers wurde allein zu 400,000 Thalern angeschlagen, und die ganze Beute auf 10 Millionen geschätzt. Sie wurde auf der Stelle unter die Sieger vertheilt. Der bloße Antheil des Königs von Polen belief sich auf 4 Millionen Gulden. In der That hatte dieser auch das Meiste zu dem Ruhme dieses Tages beigetragen, obgleich er so bescheiden war, die Ehre des Sieges von sich abzulehnen, und sie dem tapfern Beistande der deutschen Hülfstruppen und den einsichtsvollen Dispositionen des Herzogs von Lothringen beizulegen. Wohl hatten die Oestreicher Ursach, über ihre Befreiung zu jubiliren, denn dieser Feind, barbarischer noch als die Franzosen, begnügte sich nicht damit, das Land zu verheeren und die Menschen zu tödten, sondern schleppte die Einwohner ohne Unterschied des Standes und Geschlechts als Sklaven mit sich fort. 87,000 Menschen verlor Oestreich auf diese Weise; unter ihnen waren über 50,000 Kinder, 6000 Männer, über 11,000 Weiber und 15,000 Mädchen, und unter den beiden letztern rechnete man 204 Gräfinnen, Baronessen und Fräulein.

Zwei Tage nach dem Entsatze kam der Kaiser aus Linz zurück, und mußte zu seiner Kränkung sehen, wie das Volk auf ihn gar nicht achtete, dahingegen es die Sieger bei ihrem feierlichen Einzuge mit lautem Freudengeschrei und tausend andern Beweisen der herzlichsten Dankbarkeit empfing. Besonders waren der Herzog von Lothringen und der König von Polen die Abgötter der Wiener, und man hörte gar nicht auf, den herrlichen Einfall eines Priesters zu loben, der mit Beziehung auf des Letz-

tern Namen zum Text seiner Siegespredigt die Worte (Joh. 1, 6.) gewählt hatte: „Und es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes.“ Man hat den Brief noch übrig, den der König selbst aus dem türkischen Lager an seine Gemahlin schrieb. Der Schluß desselben lautet so: „Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich her der Kurfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Generale faßten mich bei den Händen und Füßen, die übrigen Obersten und Officiere sammt ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen mir zu: Unser braver König! Heute morgens kam der Kurfürst von Sachsen nebst dem Herzog von Lothringen zu mir. Endlich auch kam der wienerische Gouverneur, Graf von Stahremberg, mit vielem Volke hohen und niedrigen Standes mir entgegen; jedermann hat mich geherzet, geküsset, und seinen Erlöser genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei: Es lebe der König! Als ich nach der Tafel wieder hinaus in das Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus. — Für diesen uns zugesandten höchst vortrefflichen Sieg sey dem Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit!“

Gern hätten die Sieger, um ihren Vortheil recht zu nutzen, den muthlosen und flüchtigen Feind sogleich bis aufs äußerste verfolgt, allein der Kurfürst von Sachsen, den man durch zu geringe Dankbarkeit gegen seinen unstreitig wichtigen Antheil an dem Siege beleidigt hatte, trennte sich jetzt von den Ver-

bündeten, und zog mit seinem ganzen Heere nach Hause. Die Türken hielten sich darauf noch 6 ganzer Jahre in Ungarn, wo der Krieg gegen sie bald lauer bald eifriger fortgesetzt ward, immer jedoch zum Vortheil der Kaiserlichen, die den Türken einen festen Platz nach dem andern entrissen, und die rebellischen Ungarn durch das lange Kriegselend so entkräfteten, daß sie williger als jemals unter das östreichische Joch zurückkehrten. Besonders nutzte der wiener Hof einen günstigen Zeitpunkt im Jahre 1687, wo der Herzog von Lothringen und der eben so berühmte Prinz Eugen von Savoyen unter den Türken eine totale Niederlage bei Mohacz (12. Aug.) angerichtet hatten, den mißvergnügten Ungarn billige Vergleichsvorschläge zu thun. Es ward ihnen auf einem Reichstage zu Preßburg gänzliche Abstellung der bisherigen Beschwerden und eines von den Ungarn besonders verabscheuten Revolutionstribunals (Blutgerichts) zu Eperies versprochen, und dagegen gelobten die ungrischen Magnaten dem Kaiser nicht blos erneuerten Gehorsam, sondern auch Verzichtleistung auf ihr Wahlrecht, so daß also Ungarn von diesem Tage an (31. Okt. 1687) aufhörte, ein Wahlreich zu seyn, und dagegen die königliche Würde für erblich im östreichischen Mannsstamme auf ewige Zeiten erkannte.

So glücklich liefen die Streitigkeiten mit Frankreich um eben dieselbe Zeit für das deutsche Reich nicht ab. Ludwig XIV. hatte, wie wir wissen, bereits 1681 einen schönen Strich von den deutschen und spanischen Rheinländern zufolge seines Reunionssystems mit räuberischer Hand mitten im Frieden weg=

nehmen lassen. Er fuhr damit in den folgenden Jahren fort, und ließ im Sommer 1684 auch die großen Städte Luxemburg und Trier erobern, und die Festungswerke der letztern schleifen. Dabei bot er immer Unterhandlungen an, in denen er Friede und Freundschaft versprach, wenn man ihn nur im ruhigen Besitz der geraubten Plätze lassen wollte. Leider waren Spanien und der Kaiser in dieser Periode viel zu schwach, um diesen Hohn zu rächen, und um nur das weitere Umsichgreifen des französischen Königs zu hindern, mußte man ihm einen Waffenstillstand bewilligen. Allein diesen benutzte er nur, um noch mehr Kräfte zu sammeln, und gieriger kann eine zusammengerollte Schlange nicht auf das Vorübergehen eines unschuldigen Thierchens lauern, als Ludwig jetzt auf einen Vorwand zum Bruch des Waffenstillstands harrte. Und wie hätte ihm ein solcher Vorwand lange ausbleiben können? Der Tod des Kurfürsten Karl von der Pfalz (26. Mai, 1685) und des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Kölln (3. Jun. 1688) veranlaßte Streitigkeiten hier über die Nachfolge, dort über die Erbschaft, und in beide Händel mischte sich Ludwig mit großem Eifer und unter der Maske eines Beschützers der unterdrückten Parteien. Als er hinlänglich gerüstet war, und den Kaiser in Ungarn mehr als genug beschäftigt wußte, machte er die Kriegserklärung bekannt (24. Sept. 1688); allein ehe noch das Manifest nach Deutschland kam, brachen schon überall französische Heere in die Rheinländer ein, und überschwemmten die kaum wieder angebauten Fluren mit neuer Verheerung. Hier wurden eine

Menge pfälzischer Städte weggenommen, dort Speier und Worms plötzlich überrumpelt, und ein drittes Corps wendete sich gegen Mainz, und machte sich von dieser so festen Stadt durch ein geheimes Verständniß mit dem feigen Kurfürsten selbst, ohne Schwerdtstreich, Meister. (27. Okt.) Heilbronn, Philippsburg, Mannheim, Frankenthal ergaben sich darauf in wenig Wochen, und nun fluthete der verheerende Strom schnell nach Franken und Schwaben hin, wo nach fürchterlichen Brandschatzungen der kleinern Städte und Plünderung des platten Landes die würtembergische Residenz Stuttgart vor allen besetzt, und ihrer Mauern beraubt ward.

In Regensburg berathschlagte indessen die deutsche Langsamkeit noch lange über die Art und Weise, wie diesem Feinde begegnet werden müsse, und erst den 14. Febr. 1689 kam man zu dem Schlusse, daß Frankreich für einen Reichsfeind, und der abgenöthigte Krieg für einen Reichskrieg zu erklären sey, zu welchem sich jeder rechtschaffene deutsche Fürst einmüthig und kräftig mit dem Reichsoberhaupte verbinden müsse. Aber während man noch damit beschäftigt war, Truppen zu werben, und sie mit dem Nöthigen zu versehen, liefen schon vom Rheine her Nachrichten ein, die jedes Menschenherz empören mußten. Die Franzosen nämlich, die um diese Zeit auch gegen England, Spanien und die Niederlande ihre Waffen wenden mußten, sahen kein anderes Mittel, die Deutschen von einem Einbruch in Frankreich abzuhalten, als indem sie einen breiten Landstrich am Rheine dergestalt verödeten, daß er ihnen, gleich einer afrikanischen Wüste, in der

kein Halm zu finden ist, zur unübersteiglichen Barriere dienen könnte. Denn alle die eingenommenen Plätze diesseits des Rheins zu vertheidigen, hatten sie nicht Mannschaft genug. So sah man also eine Sitte wiederkehren, die seit den Zeiten der Hunnen und Vandalen in der Geschichte ausgestorben war, und die ein Tilly und Wallenstein verabscheut haben würde. Denn beide wütheten doch nur im Feuer der Leidenschaft, wenn durch langen Widerstand ihre Rachsucht gereizt worden war, aber hier sah man französische Generale mit kaltem Blute königliche Schreiben hervorziehen, und kraft derselben den Befehl zur Einäscherung großer blühender Städte ertheilen, die sie beinahe als Freunde eingelassen, und lange Zeit ernährt und verpflegt hatten.

Schon im Januar 1689 schickte der Brigadier Melac von Heidelberg aus seine Reiter in verschiedenen Haufen nach den Städten Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppenheim, Neckarhausen rc., deren Einwohner den ganzen Winter hindurch die geforderten harten Contributionen, Getreide- und Fouragelieferungen pünktlich herbeigeschaft hatten, und ließ sie plündern und in Brand stecken. Das erschrockene, wehrlose Volk, das auf den Knien und mit Händeringen um Gnade flehte, ward ausgezogen, zerstreut, im Winter halb nackt über die öden Felder gejagt, und zum Theil niedergemacht. In Heidelberg ward das kurfürstliche Schloß und Zeughaus rein ausgeplündert, und nebst der Neckarbrücke und einem Theil der Stadtmauer in die Luft gesprengt, auch die Stadt selbst an mehreren Orten in Brand gesteckt. (2. März)

In Mannheim, wo man gleichfalls den ganzen Winter hindurch die Franzosen aufs beste verpflegt hatte, und ihnen in allem zu Willen gewesen war, mußten die Bürger selbst die Festungswerke demoliren, und öffentliche und Privathäuser durch Minen in die Luft sprengen helfen, und weil dies alles noch zu langweilig war, so ward endlich der Rest der halb verschütteten Stadt noch durch die Flamme vertilgt. (5. März) Dasselbe Schicksal traf hiernächst die schönen Städte Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Bruchsal, Frankenthal, Alzey, Gochsheim, Pforzheim, Baden, Rastadt, Kuppenheim, Stollhofen und unzählige kleinere Städte und Dörfer, die alle dem Erdboden gleich gemacht, und deren Einwohner, nachdem die Soldaten den viehischsten Gräuel an ihnen ausgelassen hatten, zu Bettlern gemacht wurden. Nicht einmal die Flucht an einen andern Ort ward ihnen gestattet, außer wenn sie in das französische Gebiet wandern wollten. Das härteste Schicksal erfuhren die alten Reichsstädte Speier und Worms. Beide hatten sich im vorigen Herbst auf die Bedingungen ergeben, daß Rath und Bürgerschaft in ihren Geschäften und Rechten unangetastet bleiben, und daß blos einige hundert Mann auf französische Kosten darin unterhalten werden sollten. Der General Düras und der Dauphin selbst hatten den Bürgern diese Zusage auf das heiligste bekräftigt, aber nur um sie desto sicherer zu betrügen. Die Zahl der eingelegten Truppen wurde bis auf das Sechsfache erhöht, und an Vergütung der Unterhaltungskosten ward nicht gedacht. Noch mehr,

die Einwohner wurden ohne Ausnahme gezwungen, ihre Passivschulden in Holland, Kölln, Frankfurt und Nürnberg auf das gewissenhafteste anzugeben, und — an die französische Kriegeskasse zu bezahlen. Im Februar mußten sie, wie die Mannheimer, ihre eigenen Festungswerke demoliren helfen. Hierauf wurden die Zeughäuser erbrochen, alles Geschütz nach Landau geführt, und was man nicht fortschleppen konnte, in den Rhein versenkt. Bei schwerer Strafe mußten die Einwohner alle ihre Kornvorräthe, ihren letzten Trost bei der vorauszusehenden Hungersnoth, nach Philippsburg zur Unterhaltung der dortigen französischen Besatzung ausliefern. Von Speier, wo damals noch das Reichskammergericht war, wurden alle Akten desselben, sammt den Kassen, eingepackt und nach Landau geschleppt. Und nun, da die Einwohner mit beispiellosem Gehorsam sieben Monate lang sich allem unterworfen hatten, was nur die härteste Tyranney ihnen abtrotzen können, und nichts als der Tod ihnen noch übrig schien, ward ihnen angekündigt, des Königs Interesse erfordere es, die Städte Worms und Speier ganz von der Erde zu vertilgen, doch solle es den Einwohnern erlaubt seyn, sich nach den zunächst gelegenen französischen Städten zu retten. Die bebenden Einwohner suchten wenigstens eine Milderung ihres Schicksals von diesen Unmenschen zu erflehen, aber alles was sie erlangen konnten, waren einige hundert Wagen, die man ihnen zum Transport ihrer wenigen noch übrigen Habe überließ. Die meisten derselben wurden mit den bisher noch verborgenen Lebensmitteln beladen, welches die Franzosen nicht so bald merk-

ten, als sie ihnen dieselben auch noch wegnahmen, und so die Unglücklichen, die vor einem Jahre noch wohlhabende und angesehene Leute gewesen waren, in völlige Bettler verwandelten. Darauf wurden auf ein gegebenes Zeichen beide Städte in Brand gesteckt (Sp. d. 31. Mai, W. d. 5. Jun. 1689), und in einem Tage waren sie in zwei große Aschenhaufen verwandelt. Sechs Wochen hinter einander beschäftigten sich hierauf die Mordbrenner mit Durchsuchung der Keller und Gewölbe, worin sie noch manche köstliche Entdeckung machten. Damit aber die Bürger nicht selbst in ähnlicher Absicht dahin zurück kehren möchten, wurden allenthalben Wachen ausgestellt. Sogar die Begräbnisse wurden erbrochen, und die Todten ihres Schmucks beraubt. In dem gleichfalls niedergebrannten Dom zu Speier fanden sie noch in den Gräbern der alten Kaiser zwei silberne Särge (S. Th. IV.), öfneten sie, streuten die vermoderten Gebeine lachend auf den Boden umher, und schaften die Särge nebst den darin gefundenen Kostbarkeiten fort. Als der junge Herzog von Crequi, auf dessen Befehl alle diese Gräuel geschahen, von einigen menschlichern Officieren gefragt ward, was denn die Wormser und alle übrigen so friedlichen Bürgerschaften verbrochen hätten, daß man sie mit so ausgesuchten Quaalen foltere, erwiederte er: „Der König wills,“ und wies ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern vor, die alle noch verbrannt werden müßten. Und auf die Frage, was das für ein neuer Kriegsgebrauch sey, äußerte er sich dahin, all' dies Volk bestehe aus Ketzern, deren Ausrottung eben so gerecht sey,

als die Bemühungen des Kaisers, den muhamedanischen Glauben mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen.

Die oberländischen Kreise, desgleichen die Kurfürsten von Baiern und Sachsen und der neue Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg unterstützten den Kaiser auf das kräftigste, dessen Heer von dem tapfern Herzog Karl V. von Lothringen kommandirt wurde. Doch konnte man in dem ersten Feldzuge (1689) nichts weiter thun, als die Franzosen aus Bonn, Mainz, Kaiserswerth und einigen kleineren Städten vertreiben, und ehe noch der folgende Feldzug eröfnet ward, starb der trefliche Herzog Karl, (18. April 1690) dessen Gleichen nach seinem Tode nicht wieder zu finden war. Seine Stelle erhielt übrigens der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern. Die Franzosen faßten in Deutschland nur immer festern Fuß, zumal nachdem ein deutsches Corps unter der Anführung des Fürsten George Friedrich von Waldeck am 1. Jul. 1690 bei dem Dorfe Fleurus in der Grafschaft Namur von dem Marschall von Luxemburg, einem der größten französischen Feldherrn, geschlagen worden war.

Im folgenden Jahre (1691) boten alle Fürsten Deutschlands mit dem redlichsten Willen ihre Kräfte auf, und brachten eine Macht zusammen, die das Schrecken Frankreichs hätte werden müssen, wenn — die Anführer einig gewesen wären. Aber so wollte der Commandeur der kaiserlichen Truppen (Graf Caprara) immer das Gegentheil von dem, was

der Kurfürst von Sachsen, der Anführer der alliirten Reichstruppen, wollte, und jeder weigerte sich, von dem Andern Befehle anzunehmen. Darüber ging der französische General de Lorges vor ihren Augen über den Rhein, und brandschatzte die deutschen Städte, ohne daß irgend jemand ihm im Geringsten wehrte.

Der nächste Feldzug (1692) lief für die armen Deutschen nicht besser ab. In den beiden folgenden Jahren führte der Prinz Ludwig von Baden, ein treflicher Schüler Karls von Lothringen, der im Türkenkriege seine Schule gemacht hatte, das Commando, und ihm verdankte man wenigstens das, daß der Feind nicht vorwärts drang. Mehr konnte der Prinz nicht thun, denn sein Heer schmolz immer mehr zusammen, und ward von den Reichsfürsten immer schwächer unterstützt. Ein Glück wars, daß Frankreich zu gleicher Zeit gegen Holland, England, Spanien und Savoyen kämpfen mußte, und mithin nur den fünften Theil seiner Kraft auf den Krieg am Rheine wenden konnte. Eben dieses nun, sollte man meinen, wäre eine gute Gelegenheit gewesen, dem Feinde alles Geraubte wieder abzunehmen, aber — die deutschen Fürsten hatten wohl etwas wichtigers zu thun: sie saßen zu Regensburg, und stritten unter sich selbst.

Eine neue Kurwürde war diesmal der Zankapfel. Die Herzoge George Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und Ernst August zu Hannover hatten bisher die ersten Stimmen im Fürstenrathe gehabt, und dem Kaiser neuerlichst im Türkenkriege eine ausgezeichnete Hülfe geleistet. Sie versprachen, damit

nicht nur fortzufahren, sondern sich auch noch durch besondere Tractaten dem Hause Oestreich auf ewig zu verpflichten, wenn man ihnen dafür eine Standeserhöhung bewilligen wolle. Der ältere Bruder wollte nämlich dem jüngern sein Herzogthum abtreten, und nun sollten die Fürstenthümer Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen sammt den dazu gehörigen Grafschaften Hoya und Diepholz in ein Kurfürstenthum vereinigt, und die darauf zu heftende neunte Kurwürde auf die männliche Descendenz des Herzogs Ernst August forterben. Nicht blos der Kaiser bewilligte gern auf so liberale Anerbietungen, als ihm von den Herzogen gemacht wurden, die Bitte, sondern auch die vier Kurfürsten von Mainz, Baiern, Sachsen und Brandenburg unterstützten dieselbe, die beiden letzten deshalb, weil dadurch eine protestantische Stimme mehr in den Kurfürstenrath kam. Aufs heftigste hingegen widersetzten sich die sämmtlichen Fürsten, besonders der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, und zu einer Zeit, wo alle Mitglieder des Reichs einmüthig ihre Kräfte gegen den allgemeinen Feind hätten wenden sollen, schlossen die Fürsten Vereine gegen die Kurfürsten, und warben Truppen, um einen Reichskrieg anzufangen. Weit entfernt auch, daß der Zwist schon jetzt hätte beigelegt werden können, mußte sich der Kaiser damit begnügen, dem neuen Kurfürsten gleichsam verstohlen die Belehnung zu ertheilen, (19. Dec. 1692) ohne ihn jedoch in das Kurfürstenkollegium einzuführen, und die Beruhigung der höchst aufgebrachten Fürsten der Zeit zu überlassen.

Eine Hauptursach, warum diese schreckliche Gährung dem Reiche nicht zu größerm Verderben ausschlug, war, daß Ludwig XIV. selber um diese Zeit nichts eifriger als den Frieden und die Trennung des großen Bundes wünschte, den er gegen sich hatte. Man erwartete damals allgemein eine wichtige Begebenheit, den Tod des Königs Karl II. von Spanien. Wichtig mußte dieser Todesfall werden, weil der König Karl keine Erben hatte, und dem Kaiser seinen Thron hinterließ, wenn nicht Frankreich, wie vorher zu sehen war, einen Einspruch that. Dieser Einspruch konnte aber nicht ohne einen neuen fürchterlichen Krieg geschehen, und zu diesem nun wünschte Ludwig jetzt seine Kräfte zu sammeln. Auch der Kaiser dachte mit Zittern an dieses nahe Ereigniß, und wünschte eben deswegen den großen Bund bis dahin zusammen zu halten. Jetzt also war er es, der den Frieden ausschlug, und Ludwig derjenige, der ihn ernstlich wollte. Im Felde geschah wenig, doch waren die Franzosen überall im Vortheil. Schweden ward gebraucht, den Frieden zu vermitteln. In Ryswick, einem Dorfe zwischen dem Haag und Delft, an welches ein Lustschloß des Prinzen von Oranien stieß, wurden im April 1697 die Unterhandlungen eröfnet. Da Frankreich fast alle Eroberungen zurückzugeben versprach, so wurden die Niederlande und England bald mit ihm einig, und Spanien, zu schwach, den Krieg ohne holländische Subsidien fortzusetzen, gab auch bald nach. Mit dem seiner Alliirten beraubten Kaiser wurde nun kurzer Prozeß gemacht. Man bot ihm an, Freiburg, Breisach, Kehl und Phi-

lippsburg wieder herauszugeben, den Herzog von Lothringen und den Pfalzgrafen von Zweibrücken wieder einzusetzen, und nichts weiter zu reuniren. Bis zum 20. Sept., sagten die französischen Gesandten mit gebieterischem Tone, wolle man ihm Bedenkzeit lassen, und wenn er dann diese Bedingungen nicht annehmen wolle, so möge er die Folgen seiner Weigerung sich selbst zuschreiben. Das arme deutsche Reich! War ihm jetzt wohl noch eine Wahl übrig? Am 30. Okt. 1697 ward das Friedensinstrument zu Ryswick unterzeichnet. Recht um die Deutschen zu schikaniren, verlangte die französische Gesandtschaft noch den Abend vorher (29. Okt.) kurz vor Mitternacht, als der Tractat ins Reine geschrieben wurde, man müsse noch die Klausel hinzuthun: „Doch soll die katholische Religion an den also restituirten Orten im dermaligen Zustande bleiben.“ Die deutschen Gesandten fanden es heimtükisch, jetzt solche Klauseln nach abgemachter Sache zu schmieden, und ihnen eine so unbillige Forderung gleichsam durch Ueberraschung abzudringen, allein die Franzosen warfen sich sogleich in die Brust, und sagten, es sey blos vergessen worden, die Sache sey aber ihrem Könige so wichtig, daß die ganze Friedenshandlung wieder abgebrochen werden müsse, wenn diese Klausel nicht mit eingerückt würde. Es wurde damit nichts geringeres verlangt, als daß in 1922 deutschen Ortschaften, die vorher protestantisch gewesen waren, und in denen nur während der französischen Besetzung katholisch gepredigt worden war, von nun an immerfort nur katholischer Gottesdienst gehalten werden sollte. Leider mußten die deutschen

Fürsten, wiewohl nach langem Widerstreben, auch hierin zuletzt dem Trotze der allgebietenden Franzosen weichen.

Das Jahr 1697 ist auch noch wegen des Uebertritts des jungen Kurfürsten Friedrich August von Sachsen zur katholischen Religion merkwürdig, den die politischen Verhältnisse dieses Fürsten nöthig machten. Er ward nämlich nach dem Tode des tapfern Johann Sobiesky († 17. Jun. 1696) von den Polen zum König gewählt (27. Jun. 1697) und nahm den Namen August II. an. So sehr hatte der protestantische Enthusiasmus schon nachgelassen! Dieser Uebertritt veränderte jedoch nichts in der kirchlichen Verfassung des Landes; der Kurfürst behielt sogar auf dem Reichstage seine protestantische Stimme, und versprach lauter protestantische Minister zu halten.

Endlich einmal wieder der Furcht entledigt, sammelten sich nun die rheinischen Flüchtlinge wieder, und fingen an, ihre eingeäscherten Wohnungen wieder aufzubauen, den Bewohnern vulkanischer Gegenden gleich, die Trotz der oft erprobten Tücke des gefährlichen Berges doch immer wieder zu seinem Fuße zurückkehren, sobald er zu toben aufgehört hat. Nur das Reichskammergericht ward nach der Zerstörung Speiers nach Wezlar verlegt (1693). Aber ach, die guten Pfälzer waren noch nicht weit mit ihrem Bau gekommen, als ein neuer schrecklicher Ausbruch desselben Vulkans die Werke ihres Fleißes wieder niederriß. Am 6. Febr. 1699 erfolgte nämlich Karls II. so ängstlich erwarteter Tod,

und entzündete halb Europa mit hellern Krieges-flammen als zuvor. Doch die Geschichte dieses neuen ungeheuren Kampfes (der spanische Succes-sionskrieg genannt) behalten wir uns, um den Zusammenhang nicht unschicklich trennen zu müssen, für den folgenden Band dieses Werkes vor.

II.

Die Franzosen.

I.

Innere Unruhen in Frankreich.

(1618 — 1624.)

Wir haben dieses Reich (Th. VII.) in dem traurigsten Zustande verlassen. Ludwig XIII., dessen Geburt seinem großen Vater Freudenthränen entlockte, und den man schon in der Wiege den Gerechten genannt hatte, weil er im Zeichen der Wage geboren war, täuschte so sehr die allgemeine Erwartung, daß er sich selber verachten mußte. Schwach an Körper und Geist, war es ihm ein Bedürfniß, von andern regiert zu werden; und das träge Uhrwerk seines Geistes stand jeden Augenblick still, sobald es nicht von lebhafteren Köpfen unaufhörlich angestoßen ward.

Der erste, dem er sich in die Arme warf, war der schon erwähnte Luines. Dieser hatte es, wie gleichfalls erzählt ist, dahin gebracht, daß die Königin Mutter, Marie von Medici, ganz außer Thätigkeit gesetzt, und nach Blois in eine Art von Arrest verwiesen worden war. Allein das unruhige, ränkesüchtige Gemüth dieser Frau ward dadurch nicht

gebändigt. Obgleich von jedermann gehaßt, wußte sie doch, daß der übermüthige Emporkömmling Luines noch weit mehr gehaßt ward; und daß viele hohe Häupter aus Haß gegen die Regierung sich mit Freuden zu ihr schlagen würden, wenn sie öffentlich mit dem König brechen, und ihre Wiedereinsetzung in den Staatsrath mit gewaffneter Hand ertrotzen wollte. Besonders war auf den mächtigen Herzog von Epernon zu rechnen, der als Statthalter von Anjoumois und Saintonge und als Besitzer reicher Ländereien in Guienne die beste Gelegenheit hatte, ohne Aufsehen ein ansehnliches Heer aufzubringen. Dies that er. Marie von Medici schloß sich hierauf näher an ihn an, und entwich mit seiner Hülfe aus ihrer Haft zu Blois, in der Nacht vom 21. zum 22. Febr. 1619, indem sie durchs Fenster hinabstieg. Von Loches aus schrieb sie und Epernon an den König; beide rechtfertigten sich, und legten ihre Beschwerden und Forderungen vor. Aber auf Luines Eingebung empfing sie vom Könige eine harte Antwort. Nicht ohne Unruhe sah der Minister den Keim des Bürgerkriegs hervorgehen. Ihn zu ersticken, versuchte ers, die Königin von dem Herzog von Epernon zu trennen, wie er sie bereits von ihrem klügsten Rathgeber, dem Bischof Richelieu von Luçon, getrennt hatte, der nach Avignon verwiesen worden war; allein das gelang ihm nicht. Vielmehr verstärkte der Herzog seine Parten immer mehr, und beide bedurften einander viel zu sehr, um sich jetzt listig trennen zu lassen.

Diese gefährliche Krisis, in welcher jetzt das Reich schwebte, und die jeden gewöhnlichen Menschen mit

Unruhe und Besorgniß erfüllte, reizte den einzigen großen Kopf, der damals in Frankreich lebte, mit unwiderstehlichem Zauber an, sich in das große Gewirr zu stürzen, und seine Freude in der Lösung desselben zu suchen. Dies war der schon erwähnte Richelieu *). Bischof von Luçon. Früh hatte sich in diesem rastlos arbeitenden Feuerkopf eine unbezähmbare Begierde hervorgethan, sich weit über seines Gleichen hinauszuschwingen. In Leibesübungen und in Studien — wie in Ausschweifungen — war er immer der erste gewesen, und als sich ihm eine Aussicht darbot, im geistlichen Stande sein Glück zu machen, lag er zwei Jahre lang mit größtem Eifer den theologischen Studien ob, und erhielt es durch seine vorzügliche Geschicklichkeit, daß der Papst ihn schon in seinem 21sten Jahre zum Bischof von Luçon weihte. Aber nicht zufrieden mit dieser ungewöhnlichen Begünstigung richtete er sogleich den Blick nach größern Höhen. Er wußte sich Eingang bei einer Kammerdame und einigen Günstlingen der Königin Mutter zu verschaffen, ward selbst dem Marschall von Ancre bekannt, und empfahl sich allein so sehr durch die außerordentliche Gewandtheit seines Geistes, durch die Feinheit seines Betragens, und durch seine scheinbare Demuth und Dienstfertigkeit, daß die verwittwete Königin ihn bald zu ihrem geheimsten Unterhändler machte, zu welchem Amte er wie geboren schien. Mit einer bewundernswürdigen

*) Geb. 1585. Sein vollständiger Name ist: Armand Johann du Plissis, Herr von Richelieu. Er war der jüngste Sohn eines franz. Edelmanns, und verlor seinen Vater in seinem 5ten Jahre.

Geschmeidigkeit wußte er sich in die unerträglichsten Launen dieser Frau zu fügen, und immer wußte er seine Gönner in dem Glauben zu erhalten, als strebe er nach keinem höhern Ruhm, als nach dem eines recht treuen Dieners, während es ihm doch eigentlich um nichts geringeres zu thun war, als dereinst auf dieser Leute Schultern zu einer eignen Herrschaft emporzusteigen. Um sie recht zu täuschen, verließ er sie selbst da nicht, als Ancre ermordet und die Königin Mutter vom Hofe verwiesen war, ja er setzte eine Ehre darein, um der letztern willen von Luines selbst (nach Avignon) verbannt zu werden. Jedermann legte ihm dies als rühmliche Treue aus, was doch nichts als Schlauheit war. Er gewann dadurch den Ruhm der Treue, und einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit der Königin, wenn diese noch einmal, wie nicht unmöglich schien, wieder die Oberhand erhalten sollte. Dabei vernachlässigte er jedoch den allgewaltigen Luines nicht. Er ließ ihn unter der Hand verschiedentlich seines Gehorsams versichern, und stellte sich so auf das Studiren erpicht, als ob Staatshändel nur Nebensache für ihn wären. Luines glaubte sich daher an dem schwächlichen, dienstfertigen Prälaten ein brauchbares Werkzeug zuzulegen, und brauchte ihn nun selbst zu seinen Unterhandlungen mit Marien von Medici. Durch seine Vermittelung ward auch wirklich am 30. April 1619 ein Vergleich zwischen dem Könige und seiner Mutter zu Stande gebracht, in welchem die letztere das Gouvernement von Anjou sammt der Stadt Angers, und volle Amnestie für alle ihre Anhänger erhielt.

So existirten nun zwei Höfe in Frankreich, der königliche in Paris, und der der Königin Mutter in Angers. Die letztere hatte ihren Staatsrath so gut als der König, und Richelieu war ihr Minister, obgleich er nicht den Namen führte. Ihn zu verdrängen, thaten der Herzog von Epernon und andere Große ihr Möglichstes, allein seiner Bescheidenheit und Vorsichtigkeit war gar nicht beizukommen. Ein Gerücht, er werde zum Kanzler der Königin ernannt werden, erregte ihren höchsten Neid, allein er selber erklärte mit erheuchelter Demuth, solche Anmaßung sey ihm nie in den Sinn gekommen.

Kein Jahr verging, so standen die beiden Höfe schon wieder geharnischt gegen einander. Wo so vielerley Interessen sich durchkreuzen, hat die Kabale freies Spiel, und Luines hätte ein ganz anderer Kopf seyn müssen, als er wirklich war, um seine Würde gegen so mächtige, so kluge und so erbitterte Gegner lange ohne Anfechtung behaupten zu können. Eine Menge mißvergnügter Herren vom höchsten Adel sammelte sich an dem Hofe der Königin zu Angers, ja die Herzoge von Epernon und Mayenne zogen sogar wieder Truppen zusammen. Da auf diese Weise der Ausbruch des Bürgerkrieges nahe schien, so glaubte Luines demselben zuvorkommen zu müssen. Er bewegte den König, sich selbst an die Spitze von 8000 Mann zu stellen, und sich der festesten Plätze im Gebiete der Königin Mutter zu bemächtigen. Das geschah. Die Gegenrüstungen wurden schnell und ernstlich betrieben, allein auch diesmal war es der Bischof Richelieu, der den Sturm beschwor. Er unterließ nicht, den Herrn von Lui=

nes seiner fortdauernden Ergebenheit heimlich zu versichern, und bewies dann der Königin Mutter mit unwiderleglichen Gründen, daß sie nur auf dem Wege der Güte ihre Forderungen durchsetzen könne. Sie folgte seinem Rathe, sagte sich von den Herzogen los, verglich sich mit dem Könige, und erhielt Verzeihung für alle diejenigen, welche binnen acht Tagen die Waffen niederlegen würden (10. August 1620). Ein geheimer Artikel des Vertrags war der, daß der Bischof von Luçon den Kardinalshut erhalten, und seine Nichte, ein Fräulein von Pontcourlai, mit einem Neffen des nunmehrigen Herzogs von Luines vermählt werden sollte. So schlau wußte der scheinbar demüthige Priester an seinem Glücke zu bauen, indem er nichts als das Wohl seiner hohen Patronen zum Augenmerk zu haben heuchelte. Der König umarmte hierauf seine Mutter zu Brissac mit großem Schein von Zärtlichkeit, und bald darauf nahm sie ihren Aufenthalt wieder, wie ehemals, in Paris. Hier kam ihr treuer Richelieu gar nicht von ihrer Seite, außer wenn er — was sie nicht wußte — bei Luines war, um diesem eben so schmeichelnd und ehrfurchtsvoll als ihr seine Dienste anzubieten.

Um die müßigen Großen für das folgende Jahr zu beschäftigen, wurden die Religionskriege wieder hervorgesucht. Die Protestanten hatten sich besonders im nördlichen Frankreich so vermehrt, daß dem ganzen Reiche eine allmälige Reformation bevorzustehen schien, wenn ihre Fortschritte nicht gewaltsam gehemmt würden. Diesmal sah man den Krieg ge-

gen sie als eine Art von Kreuzzug an. Der König selbst, mit dem erlesensten Theile des französischen Adels, begleitete den Zug, dessen Oberkommando sich der ehrgeizige Luines sammt der Würde eines Connetable von Frankreich vorbehalten hatte. Dennoch wurde wenig Glänzendes ausgerichtet, denn die Protestanten vertheidigten sich tapfer, und hatten ihre Städte gut befestigt. Nachdem einige Plätze mit großem Aufwand von Geld, Zeit und Menschen weggenommen waren, brach schon der Winter herein, und eine unerwartete Veränderung am Hofe verschafte den Reformirten noch mehr Ruhe. Der allverhaßte Luines starb nämlich im Lager vor Monheur an einem Fieber, im 43sten Jahre seines Alters, (15. Dec. 1621) selbst dem Könige zur Freude, denn er hatte diesen zuletzt so übermüthig behandelt, daß er der König, und der schüchterne Ludwig sein Diener zu seyn geschienen. Im Felde hatte er noch einmal soviel Gepäck als der König mit sich geführt, und im Hauptquartier mußte immer zuerst für ihn, und dann erst für den König gesorgt werden. Aber dieser Mann empfand es auch, wie wenig in entscheidenden Augenblicken ein blos äußeres Ansehen ohne innere Würdigkeit vermag, denn seine Kreaturen erwarteten nicht einmal seinen Tod, um ihn zu verlassen; in den beiden letzten Tagen seiner Krankheit war sein Zimmer fast beständig leer, die Thüren standen offen, und niemand bekümmerte sich um ihn. Ja, als sein Leichnam nach Maille in Touraine, dem Hauptort seines kleinen sogenannten Herzogthums, abgeführt ward, sah man nicht selten, anstatt betender Geistlichen, die ihn hätten be-

gleiten sollen, ein Paar Bediente während des Pferdefütterns auf seinem Sarge Piket spielen.

Niemand freute sich mehr über des Günstlings Tod, als die Königin Mutter, und alles wendete sie an, um seinen Platz einzunehmen. Wiederum mußte der treue Richelieu ihr Helfer seyn, und durch vereinte List gelang ihr wenigstens das, daß sie in den Staatsrath aufgenommen ward. Ihren Freund auch mit hinein zu ziehen, war diesmal noch nicht möglich, indessen machte er sich doch durch seine Klugheit und Bescheidenheit dem Könige immer werther, und hatte wenigstens das Jahr darauf (1622) die Freude, daß der versprochene Kardinalshut aus Rom für ihn ankam. Endlich, 2 Jahre nachher, nach unzähligen der Königin bewiesenen Aufmerksamkeiten, erreichte er sein lange ersehntes Ziel. Eine Veränderung im Ministerium brachte den Finanzminister la Vieuville dem Könige näher, und diesen quälte die alte Königin so lange, bis er versprach, die Sache auszuwirken. So ward er denn (29. April 1624) in den Staatsrath aufgenommen, troz allem Widerstreben der übrigen Minister, die seinen unternehmenden Geist längst gefürchtet hatten, und die ihn auch jezt noch verpflichteten, blos in den Staatsversammlungen seine Meinung zu sagen, ohne sich weiter in die nähere Verhandlung der Geschäfte zu mischen. Demüthig erwiederte der neue Kardinal, er werde selbst darum bitten müssen, ihn mit solchen Arbeiten zu verschonen, da seine schwache Gesundheit eine so große Anstrengung nicht erlaube.

Um diese Zeit (im Jun. 1624) ward zu Paris

ein Vermählungstractat zwischen der Schwester des Königs und dem Kronprinzen Karl von England geschlossen, dessen wir nur darum hier erwähnen, um ein Beispiel zu geben, welche ängstliche Verhältnisse damals die Etikette eifersüchtiger Höfe erzeugt habe. Zu den in dieser Sache von französischer Seite bestellten Kommissarien gehörte auch der neue Minister Richelieu. Als Kardinal hatte dieser den Rang über den englischen Gesandten, allein diese glaubten wenigstens die Höflichkeit von ihm verlangen zu können, daß er sich, wenn sie ihn besuchten, nicht zu ihrer Rechten niedersetzte. Dennoch bestand der stolze Priester darauf, und die Gesandten hätten unverrichteter Sache wieder nach England zurückkehren müssen, wenn man nicht auf folgenden Ausweg verfallen wäre: Es ward verabredet, der Kardinal sollte sich krank stellen, und den Besuch im Bette annehmen. So ward die Ehre Roms und Englands gerettet!

2.

Richelieu's Staatsverwaltung.

(1624 — 1642.)

Die ersten Schritte des neuen Ministers verriethen schon hinreichend, welchen Gang er zu nehmen gesonnen sey. Nicht blos Minister, sondern erster, ja einziger Minister wollte er seyn. Dazu stand keiner ihm mehr als sein Beförderer la Vieuville im Wege. Da auf diesem Manne die schwere Last lag, Geld zu den ungeheuren Staatsausgaben herbeizuschaffen, so war er nicht nur zu mancher Här-

te gegen die Unterbedienten gezwungen, sondern er verkürzte auch manchem Müßiggänger seinen Jahrgehalt, wenn die erforderlichen Summen nicht anders herauszubringen waren. Sein eignes mäßiges Vermögen mußte ihn vor dem Verdacht des Unterschleifs hinreichend schützen, allein dies half ihm nichts. Denn nachdem eine Menge Klagen über seine Härte eingelaufen waren, mußte auf Richelieus Anstiften die Königin Mutter ihrem Sohne so lange zusetzen, bis dieser schwache Regent seine Einwilligung zu dessen Entlassung und Verhaftung gab. Nun gewann Richelieu immer mehr Land, und da er sich immer hinter die Königin versteckte, so kam alles Verwegene, was er that, auf der Letztern Rechnung.

Eine große Gährung am Hofe, die im Jahre 1626 entstand, gab ihm Gelegenheit, alle seine Feinde mit einem Schlage die furchtbare Kraft seines Arms fühlen zu lassen. Da man dem schwachen Könige weder ein langes Leben noch eine Nachkommenschaft zutraute, so hingen sich viele an seinen Bruder und wahrscheinlichen Nachfolger, den Herzog Gaston von Anjou, und Marie von Medici und Richelieu, die noch sichrer gehen wollten, suchten ihm gar die schöne Fürstin von Montpensier, aus dem Hause Guise, zur Gemahlin aus, um sich zugleich die künftige Königin zu verbinden. Auch war der Herzog dieser Ehe Anfangs gar nicht abgeneigt, bis eine Menge vornehmer Herren ihn durch tausenderlei Vorspiegelungen umstimmten, unter denen besonders die wirkte, daß Richelieu ihn dadurch zu

seinem Sklaven machen wolle, und daß es einem künftigen Monarchen unanständig sey, eine Unterthanin zu heirathen. Diese Händel brachten die Feinde des Kardinals nahe zusammen, und da blieb es denn nicht blos bei dem Vorsatze, demselben gemeinschaftlich entgegenzuwirken, sondern es ward sogar verabredet, ihn bei Gelegenheit einer Jagd auf seinem Landgute Fleury zu besuchen, und ihn entweder zu tödten, oder mit vorgehaltenen Dolchen zu entehrenden Versprechungen zu zwingen. Allein ein Graf von Chalais, der mit in dem Geheimniß war, hatte den Leichtsinn, es dem Commenthur von Valençai zu entdecken, und dieser zeigte es aus Gewissenhaftigkeit dem Kardinal an. Die Jäger fanden unvermuthet das Schloß zu Fleury mit starken Wachen besetzt, und fuhren erschrocken zurück. Auf königlichen (das heißt: Richelieuschen) Befehl wurden der Graf von Chalais, der Herzog von Vendome und dessen Bruder, der Großprior von Bourbon, gefangen gesetzt; der Marschall von Ornano, Gaston's vormaliger Hofmeister, war bereits früher eingezogen. Der Letztere starb auch im Gefängnisse, vielleicht am Gifte, denn Richelieu'n war jedes Mittel zu seinen Zwecken gleich. Dem Grafen von Chalais ward der Prozeß gemacht, und weil ihn Richelieu des Todes schuldig haben wollte, so erklärten die feilen Richter ihn dafür. Er sollte zu Nantes, wo er gefangen saß, enthauptet werden. Seine Freunde bestachen den Scharfrichter von Nantes, daß er sich, wie zufällig, entfernte. Allein Richelieu's unwiderruflicher Befehl verlangte, daß das Urtheil an demselben Tage, da es ankäme, auch

vollzogen würde. In der Angst trug man jetzt zweien Verbrechern, denen man dafür Begnadigung versprach, das Amt des Scharfrichters auf, und dies machte den Tod des armen Grafen sehr schmerzlich, denn er erhielt an 30 Hiebe, ehe der Kopf herunterfiel. Der Herzog von Anjou, ein fast eben so großer Schwächling, als der König, mußte sich nun wohl nach dem Willen des Kardinals bequemen; er versöhnte sich, dem Scheine nach recht zärtlich, mit ihm und dem Könige, willigte in die Heirath mit der Prinzessin von Montpensier, und erhielt eine starke Apanage, worunter auch das Herzogthum Orleans befindlich war, nach welchem er von jetzt an den Namen führte. Am 5. Aug. 1626 ging die Vermählung vor sich.

Richelieu hatte in diesem Kampfe mit bewundernswürdiger Kunst alles vermieden, was einer eigenen Rachsucht hätte ähnlich sehen können, ja er hatte die Verstellung so weit getrieben, daß er um seine Entlassung gebeten, „da er sehe, daß man ihm das Glück, mit dem Vertrauen Sr. Majestät beehrt zu seyn, gar zu sehr beneide." Diese List hatte den erwünschten Erfolg. Der König sowohl als seine Mutter versicherten ihm, daß er ihnen unentbehrlich und unschätzbar sey, und ließen ihm eine starke Leibwache geben, die er nach langem scheinbaren Widerstreben dankbar annahm. Im folgenden Jahre (1627) erhielt er den neugeschaffenen Posten eines Oberbefehlshabers der französischen Marine, so wenig er auch vom Seewesen verstand, und Sitz und Stimme im Parlament und in allen Kammern

und Gerichtshöfen. Von jetzt an ward ganz Frankreich allein von ihm regiert.

Die erste große Unternehmung, durch die er sich berühmt machen wollte, war die gänzliche Entwaffnung der Parthey, von welcher seit hundert Jahren soviel Unruhen in allen Ländern ausgegangen waren, und die noch jetzt alle Eintracht der Staaten hinderte, der Reformirten. Wir wissen, daß Luines sie schon bekriegt hatte. Auch nach ihm hatte man sie verschiedentlich angegriffen, aber nie mit großem Erfolg. Richelieu wollte sie gänzlich wehrlos machen, und sie vor allen Dingen ihrer bisher so tapfer behaupteten Sicherheitsplätze berauben, unter denen Rochelle der festeste war, und in mancher Hinsicht das französische Magdeburg heißen konnte. Alle Staatskräfte wurden zu dieser Unternehmung aufgeboten. Mit Spanien und Holland wurden Bündnisse geschlossen, und beide mußten den Franzosen Schiffe leihen. Den Reformirten sandten dagegen die Engländer Beistand, doch hatten sie selber eigne Kräfte genug, und ihr Oberanführer, der Herzog von Rohan, war ein versuchter Krieger. In Languedoc führte der Prinz von Condé den Krieg gegen sie, die Belagerung von Rochelle wollte Richelieu selber leiten. Im Sommer 1627 setzten sich die Truppen in Marsch, und der König selber mußte mit, damit Richelieu ihn immer unter den Augen hatte. Man eroberte mehrere kleinere Oerter der Reformirten, und hierauf ward Rochelle selbst durch ungeheure Verschanzungen von der Landseite eingeschlossen, denn die Festungswerke der Stadt schienen so unüberwindlich, daß man kein anderes Mit-

tel sah, als die Besatzung auszuhungern. Um auch von der Seeseite her die Zufuhr zu versperren, ließ Richelieu queer durch den 740 Toisen (Klafter) breiten Kanal, der von der Stadt nach dem Hafen führte, einen festen Damm ziehen, der als ein Meisterstück der Wasserbaukunst bewundert, und vor seiner Vollendung für unmöglich gehalten wurde. Jetzt verzweifelten die Rocheller selbst an ihrer Rettung, denn eine englische Flotte, die sich im Mai 1628 an dem Hafen sehen ließ, kehrte bald wieder um, als sie die gewaltigen Anstalten der Belagerer gesehen hatte.

Schon im März dieses Jahres war die Hungersnoth in der Stadt so hoch gestiegen, daß die Herzogin von Rohan und ihre Tochter nichts als Pferdefleisch und höchstens 3 oder 4 Unzen Brodts täglich zu sich nahmen, aber da die Prediger nicht ermangelten, das Volk zur Standhaftigkeit im Glauben zu ermahnen, so wollten sie lieber als Märtyrer sterben, denn sich ergeben. Den höchsten Heroismus bewies ein gewisser Johann Guiton, ein Mann von kleinem Körper, aber entschlossener Seele. Man bat ihn einmüthig, nachdem die Belagerung schon ein halbes Jahr gedauert hatte, in dieser Noth das Bürgermeisteramt zu übernehmen. Er sträubte sich lange, endlich sagte er (4. März 1628): „Weil ihrs denn haben wollt, so will ich Bürgermeister seyn, aber mit dem Beding, daß es mir erlaubt sey, dem ersten, der von Uebergabe spricht, den Dolch in die Brust zu stoßen. Mir selbst soll man dies thun, sobald ich dazu geneigt werden sollte, und ich verlange, daß zu dem Ende

dieser Dolch hier auf dem Tische liegen bleibe.“ Er behielt diese Denkart bis ans Ende. Als der Mangel schon sehr zugenommen hatte, zeigte ihm jemand eine matt vorüberschleichende, vom Hunger ganz abgezehrte Person. Guiton antwortete: „Und das befremdet Sie noch? Es wird uns beiden eben so gehen, wenn wir keine Hülfe bekommen.“ — Ein andrer sagte ihm, es stürben soviel Leute Hungers, daß bald niemand mehr da seyn würde. „Nur immerhin, sagte Guiton, wenn nur einer zum Thorsperren übrig bleibt.“

So hielt sich die Stadt noch sieben Monate. Immer hoffte sie noch auf Entsatz von den Engländern, allein obgleich am 19. Sept. eine der schönsten englischen Flotten ankam, so wurde doch dadurch nichts gebessert. Widrige Winde, Nachlässigkeit des Befehlshabers und schlechter Wille der Engländer überhaupt verursachten, daß die ganze Flotte, nachdem sie die französische einen Tag lang (3. Okt.) beschossen hatte, eben so unverrichteter Sache, wie die erste, wieder abzog. Auf die Reformirten hatte jedoch ihre Erscheinung den guten Einfluß, daß Richelieu, den es verdroß, daß eine fremde Macht den Mittler zwischen dem König und seinen Unterthanen machen sollte, ihnen lieber günstigere Bedingungen machte, und auf diese ergaben sich endlich die wenigen Menschen, die der Hunger nach einer 14monatlichen Einschließung noch übrig gelassen hatte. Die Besatzung, die nur noch aus 64 Franzosen und 90 Engländern bestand, erhielt freien Abzug, die Officiere mit dem Seitengewehr, die Gemeinen mit weißen Stäben. Kraftlos wie Schatten wank-

ten sie zum Thore hinaus. Am 30. Okt. 1628 zog die französische Leibwache ein. Am Thore fand man den braven Guiton, der die Schlüssel mit einer kurzen Anrede überreichte. Der Marschall von Schomberg kündigte ihm an, daß sein Amt und alle Freiheiten der Stadt aufgehoben wären, und daß er nun nichts weiter zu thun habe, als ruhig nach Hause zu gehen. Zur Verhütung der Plünderung waren die strengsten Befehle gegeben. Dagegen fielen die Einwohner die einziehenden Soldaten an, um ihnen das an ihren Bandelieren hangende Brodt zu entreißen, und diese, durch den traurigen Anblick gerührt, wehrten sich nicht, und gaben es lieber freiwillig hin. Als darauf der Kardinal eine Menge Brodts in die Stadt bringen, und umsonst austheilen ließ, schlangen es viele so begierig hinunter, daß sie davon starben.

Der König konnte erst am 1. Nov. seinen Einzug halten, weil die Stadt so voller Pestgeruchs und Unreinigkeit war, daß man zwei Tage brauchte, um sie zu säubern. Man rechnete 15,000 Menschen, welche Hungers gestorben waren. Von diesen lagen viele noch unbegraben in ihren Häusern, viele auf den Kirchhöfen, wohin sie sich wenige Stunden vor ihrem Ende selbst geschleppt hatten, um wenigstens auf geweihter Erde den Geist auszuhauchen. Nach der Entfernung des Königs wurden die Festungswerke geschleift, selbst die Stadtmauer niedergerissen, und die Stadt aller ihrer Privilegien beraubt. Doch sollte die reformirte Religion nicht ausgerottet, sondern geduldet werden, eine weise Maaßregel, um die so hart Gedrückten nicht aufs äußerste zu trei-

ben. Auf dieselben Bedingungen ward späterhin (27. Jun. 1629) auch mit den Reformirten in Languedoc und im ganzen Reiche ein Friede geschlossen. Alle ihre Sicherheitsplätze wurden der Mauern beraubt, übrigens behandelte man sie gelinde, und der Herzog von Rohan erhielt sogar für sich und seine Anhänger eine völlige Amnestie.

Nach dieser gelungenen Expedition richtete Richelieu sein Augenmerk auf Italien. Hier war der Herzog Vincenz II. von Mantua und Montferat am 24. December 1627 gestorben. Sein nächster Erbe war Karl I., Herzog von Nevers, aber nicht viel schlechtere Ansprüche hatte der Herzog Ferdinand von Guastalla. Weil nun der Papst und die Spanier nicht gern einen Franzosen in Italien haben wollten, so erkannte der erstere die erledigten Herzogthümer dem Herzog von Guastalla zu, und Spanien und Oestreich schickten Truppen nach Mantua, um denselben gegen die Franzosen zu schützen. Allein der Herzog von Nevers hatte schon früher das Erbe in Besitz genommen, und ward jetzt von Richelieu so kräftig unterstützt, daß er auch am Ende die Oberhand behielt. Der Krieg deshalb wurde mit vieler Grausamkeit geführt, und Richelieu ließ sich bei dieser Gelegenheit die bisher in Frankreich nicht vorhanden gewesene Würde eines Generalissimus sämmtlicher französischen Armeen geben. Wirklich führte er auch den Krieg selbst eine Zeitlang nicht ohne Proben ächten Feldherrntalents; ein Geist, wie der seinige, mußte in alle Formen passen.

Im Nov. 1630 wurden diese Händel beigelegt. Sie hinterließen beiläufig noch eine besondere Wir-

kung am Hofe zu Paris. Marie von Medici, des Königs Mutter, haßte den Herzog von Nevers, und hatte ihm seine neue Erwerbschaft vom Anfang nicht gegönnt. Es war ihr daher sehr zuwider, daß man ihn so eifrig unterstützte, und sehr befremdend, daß der Kardinal Richelieu, den sie sich zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet zu haben glaubte, ihr in diesem Punkt ganz offen widersprach. Erst jetzt sah sie, daß der Diener zum Herrn geworden war, und sein Starrsinn erbitterte sie dergestalt, daß sie nun selbst dem Könige ernstlich anlag, sich des übermüthigen Ministers zu entledigen. Richelieu hingegen verdoppelte seine Aufmerksamkeit gegen den König, ließ ihn nie aus den Augen, und verhütete aufs sorgfältigste jede Zusammenkunft desselben mit seiner Mutter. Diese verfiel endlich, um ihn einmal ungestört sprechen zu können, auf die List, sich krank zu stellen, und machte deshalb bekannt, daß sie niemanden als den König in ihrem Zimmer sprechen wolle. Dieser ermangelte nicht, ihr seinen Besuch abzustatten (10. Nov. 1630), und jetzt drang sie mit allen Waffen weiblicher Beredsamkeit auf ihn ein. Schon schwankte der König, als auf einmal der Kardinal hereintrat. Er war an allen Thüren herumgeschlichen, bis er eine gefunden, die die Königin zuzuschließen vergessen hatte. „Ach Madame, rief der König bestürzt, hier ist er selbst!" — Sie sprachen also von mir? fragte der Kardinal. Die Königin wollte es leugnen. „Gestehen Sies nur, Madame," fuhr Richelieu fort. — „Nun ja, brach sie endlich heraus, wir sprachen von Ihnen, als von dem undankbarsten und schlechtdenkendsten Menschen." In

diesem Tone warf sie ihm noch lange eine Menge unerlaubter Dinge vor, die er sich heraus genommen habe, und bat den König dringend um seine Verweisung. Der Kardinal, dem Thränen wie Worte zu Gebote standen, vergoß deren eine Menge, kniete nieder, stellte die Redlichkeit seiner Absichten mit rührender Stimme dar und da er die erboßte Frau nicht erweichen konnte, so bat er den König selbst mit Schluchzen, daß er ihm erlauben möchte, den Hof zu verlassen, und sich in die Einsamkeit zu begeben, um daselbst lebenslang das Unglück zu beweinen, die Gnade der Königin Mutter verloren zu haben. Ludwig war nur allzugeneigt, ihn zu behalten, und redete selbst zu seinem Besten, allein die Mutter bestand auf ihrem Begehren, und fragte ihn wiederholt und unter Thränenströmen, ob er so unmenschlich seyn könne, seiner Mutter einen Diener vorzuziehen.

Ungewiß, wie die Gefahr sich enden werde, suchte Richelieu bei seinem Freunde, dem Kardinal la Valette, Trost und Rath. Der König begab sich dagegen zu seinem Liebling St. Simon, und stellte ihm die Sache vor. Dieser, welcher zum Glück dem Kardinal große Verbindlichkeiten hatte, redete ihm bestens das Wort, und stellte dem Könige vor, wie alles bis jetzt trefflich gelungen sey, was der Kardinal unternommen, und wie niemand zu finden, der seinen Platz so vollkommen ausfüllen würde. Dem Könige gefielen diese Reden; ihm selbst war Richelieu unendlich werther als seine Mutter, deren lästiges Winseln, Schwatzen, Gebieten und Widersprechen ihm mit jedem Tage verhaßter ward.

Sich zu zerstreuen, fuhr er nach Versailles; Richelieu, von St. Simon schnell unterrichtet, eilte ihm mit la Valette nach, sandte diesen zuerst in das Zimmer des Königs, und stürzte bald darauf, selbst vorgelassen, zu den Füßen des Monarchen. Beide vergossen Thränen, Richelieu dankte für die ihm erwiesene Huld, und nannte ihn den besten Fürsten, der in der Welt sey. „Und ich, versetzte Ludwig, habe an Euch den treusten und ergebensten Diener, den man finden mag. Ich bin Zeuge von der Ehrfurcht und Dankbarkeit gewesen, die Ihr jederzeit für die Königin, meine Mutter, gehabt habt. Hättet Ihr Eure Schuldigkeit gegen sie aus der Acht gelassen, so würde ich die Hand von Euch abgezogen haben, allein ich weiß, daß sie ohne Noth über Euch klagt. Sie hat sich von einer Parthei einnehmen lassen, die ich schon werde zu trennen wissen. Fahret fort, mir so zu dienen, wie Ihr bisher gethan habt, so will ich Euch gegen alle feindselige Ränke beschützen." — Der Kardinal fiel nochmals auf die Knie, und betheuerte, daß er sich lieber entfernen, als zu der geringsten Uneinigkeit zwischen dem König und seiner Mutter Anlaß geben wolle. Ludwig bat ihn hierauf nochmals, zu bleiben, versicherte ihn aufs neue seines Schutzes, und befahl, daß er künftig seine Wohnung im Schlosse gerade unter seinen eigenen Zimmern haben solle.

Einen solchen Ausgang hatte Marie von Medici von ihrer List nicht erwartet. Noch mehr mußte es sie kränken, sogleich mehrere ihrer Anhänger als Unruhstifter eingezogen und ihrer Würden entsetzt zu sehen. Und was das Aergste war, mit größerer Vor-

sicht kann der rechtschaffenste Mann keinen Fehler vermeiden, als es der arglistige Richelieu that. Er hielt sich überall so in den Schranken der Mäßigung, Ehrerbietung und Bescheidenheit, daß auch gar nichts auf ihn zu bringen war. Dagegen hielt er in den Gesellschaften seiner Feinde immer seine Spione, erfuhr durch sie jedes Wort, und wußte davon bei dem Könige zu seiner Zeit den besten Gebrauch zu machen. Dieser ward zuletzt durch die vielen ihm zu Ohren gebrachten Machinationen seiner unruhigen Mutter so aufgebracht, daß Richelieu es schon wagen durfte, von ihrer Entfernung zu sprechen. Dagegen regte sich zwar anfänglich noch des Königs zartes Gewissen, als aber auf Richelieus geheimes Anstiften ein Paar Priester die schriftliche Entscheidung ausstellten, daß ein König seiner Mutter mit gutem Gewissen die kindliche Ehrfurcht versagen könne, wenn sie seine Regierung unruhig mache, ja daß er um des gemeinen Besten willen dazu verbunden sey, da gab Ludwig den Vorstellungen seiner Lieblinge nach und trug ihnen auf, die schicklichste Art der Veranstaltung auszusinnen.

Sie aus Paris fortschleppen zu lassen, sah gar zu gewaltsam aus. Lieber beschloß man, der König sollte nach Compiegne gehen, und sie dort — wenn sie, wie zu vermuthen war, ihm dahin gefolgt seyn würde — allenfalls mit Gewalt zurückhalten lassen. So geschah es auch. Der König zog am 16. Febr. 1631 mit seinem Hofstaat nach Compiegne, und sie, die ihn wie sein Schatten verfolgte, zog ihm am andern Tage mit dem ihrigen nach. Ehe der König den unangenehmen Schritt that, frag=

te er seine Räthe nochmals in einer geheimen Sitzung um ihre Meinung. Richelieu wollte lange nicht sprechen, und bat, sich lieber selbst vom Hofe entfernen zu dürfen. Da ihm aber der König zu reden befahl, so stimmte er sehr ernstlich auf ihre Entfernung. Hierauf reisete der König am 23. Febr. noch vor Tagesanbruch nach Paris zurück, und als seine Mutter erwachte, kündigte ihr der Marschall von Etrées an, daß er Befehl habe, sie nicht zu verlassen, und ein anderer Edelmann überreichte ihr ein Schreiben von ihrem Sohne, worin sie ersucht ward, sich auf einige Zeit in das Schloß zu Moulins zu begeben. Ihren Schreck kann man sich denken. Nach vielen Klagen suchte sie endlich den Trotz hervor, und erklärte, kein Mensch solle sie von Compiegne wegbringen; es könne dem Staate ganz gleichgültig seyn, ob sie sich hier oder da aufhalte ꝛc. Sie besorgte nämlich, man möchte sie zuletzt von Moulins aus wohl gar noch nach ihrer Heimath, Italien, zurückschicken.

Richelieu hatte nicht viel Zeit, sich seines Triumphs zu freuen, denn schon lag eine zweite, ähnliche Arbeit für ihn bereit. Der Bruder des Königs, Herzog Gaston von Orleans, hatte gerade dieselben Ursachen, auf den Kardinal eifersüchtig zu seyn, als die Königin Mutter, und er machte sich demselben durch sein ewiges und doch immer kraftloses Kabaliren nicht minder beschwerlich, als jene. Richelieu wollte ihn, als den vermuthlichen Kronerben, gern schonen, allein er trieb es zu arg. Er sammelte zu Orleans mit größtem Eifer Geld und Truppen, und weigerte sich, an den Hof zu kommen, so

lange seine Mutter in der Gefangenschaft sey, und Richelieu das Ruder führe. Diese Sprache glaubte der Kardinal nicht dulden zu dürfen; er berief schnell einige Regimenter zusammen, und mit diesen mußte der König selbst nach Orleans gehen. Der Herzog, so unerwartet überrascht, floh (im März 1631) nach Niederburgund, dann, auch hierher verfolgt, nach Hochburgund, und endlich nach Lothringen. Richelieu ließ darauf im Namen des Königs alle Anhänger des Herzogs, sämmtlich seine Feinde, für Beleidiger der Majestät erklären, und wollte das Pariser Parlement zur Registrirung dieser Erklärung zwingen. Dieser ehrwürdige Gerichtshof fand aber die Gründe dieses Verfahrens nicht triftig genug, und nahm sich daher die Freiheit, den Befehl bescheiden abzulehnen. Das Protokoll, welches darüber in Gegenwart aller Räthe aufgenommen ward, war vom 25. April 1631 datirt.

Richelieu war nicht gewohnt, sich von irgend jemanden in der Welt ungestraft widersprechen zu lassen. Er ergriff diese Gelegenheit mit Eifer, um ein für alle Male die Autorität des Parlaments recht schmählich unter seine Füße zu bringen, und bewegte zu dem Ende den an sich so sanften König zu ganz unerhörten Schritten. Es ward eine außerordentliche Versammlung des Staatsraths (12. Mai) zusammenberufen, und darin beschlossen, daß das Protokoll des Parlaments vom 25. April öffentlich kassirt, und dagegen in dessen Bücher eine Akte eingetragen werden solle, wodurch jenes Protokoll für gesetzwidrig und nichtig erklärt würde. Dies geschah auf eine recht ausgesucht schimpfliche Weise. Die

sämmtlichen Räthe des Parlaments mußten im Louvre erscheinen, vor dem Könige niederknien, und von dem Siegelbewahrer einen scharfen Verweis anhören, daß sie sich unterständen, Staatssachen ohne königliche Erlaubniß zu untersuchen, da sie doch nur dazu bestellt wären, Privatpersonen Recht zu verschaffen. Der König ließ sich hierauf das Buch geben, worin das Protokoll der Berathschlagung vom 25. April eingetragen war, riß das Blatt heraus, vernichtete es vor aller Augen, und befahl, den Ausspruch des Staatsraths dafür hinzuschreiben. Den Parlamentsräthen war verboten, vor dem Könige zu reden, und so mußten sie schweigend den Schimpf hinnehmen, den ihnen der despotische Kardinal bereitet hatte. Doch waren sie beherzt genug, nach einigen Tagen eine schriftliche Vertheidigung ihrer alten Rechte einzureichen, wofür aber die beiden Präsidenten und ein besonders dabei geschäftig gewesener Rath sogleich aus Paris verwiesen wurden. Noch immer ergaben sie sich nicht, vielmehr suchten sie um die Zurückberufung der drei Verwiesenen an, und erhielten sie wirklich, da der vorsichtige Richelieu noch Bedenken trug, aufs erste Mal den Bogen allzu stark zu spannen.

Bald nachher entwischte die Königin Mutter aus Compiegne nach Brüssel, und fand hier bei der Infantin Isabelle, ihrer Tante, Schutz. Auch ihr jüngerer Sohn, der Herzog von Orleans, fand sich im folgenden Jahre daselbst ein, und beide gaben durch ihren freiwilligen Uebergang zu den Feinden des Vaterlandes dem Kardinal die schönste Gelegenheit, ihre und ihrer Anhänger Güter einzuzie-

hen. Viele erledigte Statthalterschaften und Pairien wurden nun mit Richelieu's Kreaturen besetzt, und eigennütziger kann ein Pabst nicht für seine Nepoten sorgen, als dieser französische Pabst für seine Vettern, Muhmen und Diener sorgte. Sich selber legte er bei dieser Gelegenheit die Statthalterschaft von Bretagne und die Würde eines Herzogs und Pairs zu, und ließ sich von dieser Zeit an Kardinal-Herzog nennen. (1631) Um allen ausgewanderten Großen die Rückkehr nach Frankreich zu verleiden, ließ er an dem Marschall von Marillac, der schon früher als ein Anhänger der Königin Mutter und des Herzogs von Orleans eingezogen worden war, ein blutiges Exempel aufstellen. Ihm ward der Prozeß gemacht, und weder seine Unschuld noch seine hohe Würde konnten ihn vor dem Tode auf dem Blutgerüste schützen. (10. Mai, 1632).

Gegen eine so kräftige Regierung konnten freilich die planlosen Versuche eines so ohnmächtigen Hauptes, als der Herzog von Orleans war, nicht gelingen. Aber dennoch ist es zu bewundern, daß dieser Prinz die Gedanken an den Sturz des Kardinals nicht aufgab, sondern immerfort gegen denselben machinirte. Freilich konnte er wohl auf die allgemeine Unzufriedenheit im Reiche rechnen, allein er hätte auch bedenken sollen, daß selbst ein ganzes Land voll Unzufriedener sich nicht eher rührt, als bis es von einem solchen Haupte angeführt wird, von dem es mit völligem Vertrauen seine Rettung erwarten kann. Ihm genügte es, sich von der Infantin zu Brüssel und von dem Herzog von Lothringen, Karl IV., dessen Schwester Margarete er nach

dem Tode seiner ersten Gemahlin heimlich geheirathet hatte, mit Gelde und einigen Truppen unterstützt zu sehen, und den Herzog von Montmorenci, Statthalter von Languedoc, ihm zugethan zu wissen, und so fiel er mit einem Schwarm ungebändigter Soldaten von den Niederlanden aus in Burgund ein, (13. Jun. 1632) schickte pomphafte Manifeste aus, in denen er sich den Generalstatthalter des Königs zur Abschaffung der vom Kardinal Richelieu gestifteten Mißbräuche nannte, und erklärte, er sey blos gekommen, das Land von diesem Feinde des Königs und des Volks zu befreien. Zu seiner Verwunderung wirkte jedoch dies Manifest nicht das mindeste, alles blieb ruhig, und die Städte, die er um den Durchzug bat, schlossen ihre Thore vor ihm zu. Unter Mordthaten und Plünderungen erreichte der Räuberschwarm doch wirklich Languedoc, weil man die gegen Spanien und Oestreich streitenden Heere nicht so schnell abrufen konnte. Dies machte dem Kardinal nicht geringe Sorgen, denn der Herzog von Montmorenci war ein trefflicher Feldherr, und auch sonst ein wackerer Mann, der der Parthei des Prinzen wohl ein Gewicht geben konnte. Er hatte ihn beleidigt, Montmorenci war ein alter Diener des Hauses Medici, und so ungern er den König feindlich angreifen mochte, so wollte er doch auch vor dem Herzog von Orleans nicht als ein Feiger erscheinen, nachdem derselbe im Vertrauen auf seine Unterstützung den gefährlichen Marsch durch halb Frankreich und Languedoc unternommen hatte. Zwar hatte er, als er vorläufig sein Wort gegeben,

diesen Marsch nicht so nahe geglaubt, sondern vielmehr gehofft, es werde noch eine gütliche Vermittelung zwischen dem König und seinem Bruder getroffen werden, allein jetzt sah er sich überrascht, und in der traurigen Nothwendigkeit, entweder an dem Könige oder an dem Prinzen zum Verräther zu werden, endlich gab die alte Unzufriedenheit mit Richelieu den Ausschlag. Trotz Richelieus geheimen Versprechungen und Unterhandlungskünsten vereinigte er sich mit dem Prinzen (im Aug. 1632), so wenig zweckmäßige Anstalten er auch bis jetzt zur Führung eines Krieges hatte treffen können, und so gewiß er sein Unglück voraus sah.

Dies letztere begann schon bei seiner ersten Zusammenkunft mit den Günstlingen des Prinzen. Sie stritten sich um die Befehlshaberstellen, und keiner hatte Ohren für des andern Rath. Unterdessen marschirten einige tausend Mann königlicher Truppen unter den Marschällen Schomberg und La Force nach Languedoc, und der König selber nebst seiner Gemahlin und dem Kardinal begab sich nach Lyon. Die Truppen des Herzogs von Orleans standen bei Beziers, und wollten von da aus das Städtchen Castelnaudari besetzen, als Schomberg sich in der Ferne zeigte. Beide Heere stellten sich in Schlachtordnung, und der Graf Moret, der des Herzogs linken Flügel führte, that den Angriff mit großer Heftigkeit. Montmorenci folgte mit dem rechten. Der Mittelpunkt des Heeres, in dem sich der Prinz selbst befand, blieb auf eine ganz unbegreifliche Weise unthätig, wahrscheinlich weil seine Rathgeber das Verderben jener ihnen so lästigen Feld-

harren wollten. Nur zu gut erreichte ihre neidische Bosheit diesen Zweck. Der Graf ward tödtlich verwundet, und Montmorenci, der wie ein gemeiner Soldat um sein Leben focht, sank, von 17 Wunden entkräftet, unter sein Pferd, auf welches noch ein anderes, auch schwer verwundetes stürzte, und wurde gefangen nach Castelnaudari gebracht. Diese Gefangennehmung rechnete Schomberg für einen Sieg, und ließ das übrige Häuflein des Prinzen auf dem Schlachtfelde ruhig stehen. (1. September 1632).

Offenbar war nun auch das Schicksal des letztern hinreichend entschieden. Ihm blieb nichts übrig, als des Königs Gnade anzuflehen, und diese erhielt er unter dem Versprechen, von jetzt an ruhig zu bleiben, und dem Könige die Bestrafung seiner Anhänger zu überlassen. Am 29. Sept. ward dieser Vertrag zu Beziers unterzeichnet, der den armen Montmorenci der unerbittlichen Rache des Kardinals Preis gab. Vergebens erinnerte die Gemahlin dieses edlen, unglücklichen Mannes den Prinzen an seine ihr oft wiederholten Schwüre, ohne ihren Gemahl keinen Frieden zu schließen. Sie lernte jetzt, daß niemand seiner Schwüre und Versprechungen Meister ist, dem es an Kraft fehlt, männlich entworfene Plane auch männlich auszuführen.

Die Provinz Languedoc ward nun schnell beruhigt. Montmorenci wurde nach Toulouse gebracht, dessen Parlament ihm den Prozeß machen mußte. Da man ihn in den Waffen gefangen genommen hatte, so fand freilich eine Entschuldigung gar nicht Statt; allein viele, und seine Richter

selbst, verließen sich auf die Gnade des Königs, der nicht zugeben würde, daß der letzte Sprößling eines so erhabenen und um das Reich so verdienten Fürstenhauses sein Leben auf dem Blutgerüst endige. Aber Richelieu's Unversöhnlichkeit verachtete solche Rücksichten. Er wußte dem Könige die Folgen, die für die Sicherheit der Regenten aus der Begnadigung solcher Hauptverbrecher hervorgingen, so lebhaft vorzustellen, daß dieser ihm gelobte, sich durch nichts erbitten zu lassen. So wurden demnach die beiden Schwestern des unglücklichen Herzogs, nebst vielen andern Freunden, die nach Toulouse gekommen waren, um vor dem Könige einen Fußfall zu thun, an der Thür abgewiesen. Selbst der königliche Liebling St. Simon und die Herzoge von Chevreuse und Epernon konnten das Herz des Monarchen nicht erweichen, oder vielmehr seine Furcht vor dem Kardinal nicht überwinden. Vergebens erzählte man ihm, die Richter selber hätten dem Herzoge sein Todesurtheil weinend verkündigt, in ganz Toulouse herrschte eine tiefe Trauer, das Volk bete in den Kirchen und schreie auf den Gassen um Barmherzigkeit für den Unglücklichen. Umsonst sagte der Marschall von Chatillon, der König würde unzähligen Personen durch die Begnadigung des Herzogs eine Freude machen. Ludwig warf einen Blick auf den finstern Richelieu, der ihm nicht von der Seite ging, und sagte mit erzwungener Hoheit: „Ich würde nicht König seyn, wenn ich die Gesinnungen der Privatpersonen hätte.“ Darauf kam der Graf von Charlûs, und überreichte ihm den dem Herzog abgeforderten Marschallsstab und Orden. Er

konnte sich nicht enthalten, dem König, der am Schachbrett saß, zu Füßen zu fallen, und ihn weinend um Gnade zu bitten. Alle die im Kabinette waren, warfen sich mit ihm auf die Knie, und unterstützten seine Bitte. Dennoch sagte der König: „Nein, bei mir ist keine Gnade; er muß sterben! Man darf sich über den Tod eines Menschen, der ihn so sehr verdient hat, nicht grämen; man muß ihn nur bedauern." — Einige Jahre hernach gestand er selbst dem Prinzen von Condé, daß ihm in dieser Sache Gewalt angethan sey, und bereute von Herzen, aber zu spät, seine blinde Härte. Die Hinrichtung geschah am 30. Okt. 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse. Der fromme Herzog bereitete sich durch Gebete und geistliche Werke ächt christlich zum Tode vor, ließ den König um Vergebung bitten, und verzieh selbst dem Kardinal Richelieu, dem er sogar zum Zeichen seiner Versöhnung ein kostbares Gemälde, die Transfiguration des großen Raphael, vermachte. Als er mit entblößtem Halse in den Hof des Rathhauses geführt ward, grüßte er freundlich nach seiner Gewohnheit alle Anwesende, kniete nieder, und versuchte es, sein Haupt auf den Block zu legen, welches ihm wegen einer Wunde am Halse sehr beschwerlich fiel. Als er endlich die bequemste Lage aufgefunden hatte, rief er: „Nun haut beherzt zu! Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" — Er starb im 38sten Jahre seines Alters. Seine trostlose Wittwe ging in ein Kloster. Erst nach Richelieu's Tode konnte sie die Erlaubniß erhalten, ihrem theuren Gemahl ein öffentliches Denkmal zu setzen.

Bei der Zurückkunft des Hofes nach Paris fand sich schon wieder Stoff zu neuen Unruhen. Der mißvergnügte Kronerbe, Herzog von Orleans, war abermals nach Brüssel entwichen, und suchte spanische Hülfe gegen die Ungerechtigkeiten des Hofes nach. Jetzt erst erfuhr man das Geheimniß seiner Vermählung mit der lothringischen Prinzessin Margarete, und diesen Umstand nahm Richelieu zum Anlaß, den Herzog Karl IV. von Lothringen zu züchtigen. Französische Soldaten besetzten sein Land, und zwangen ihn unter den schimpflichsten Bedingungen, Frieden zu machen. Die drückendste davon war die, daß seine Hauptstadt Nancy bis nach ausgemachter Sache des Herzogs von Orleans in französischen Händen bleiben solle. Der König selber hielt am 25. Sept. 1633 einen triumphirenden Einzug in dieselbe und behandelte den überwundenen Herzog ziemlich verächtlich. Dieser ertrug die schändliche Sklaverei nicht lange; er wollte lieber gar kein Land haben, als so gefesselt seyn, und daher legte er den 19. Jan. 1634 feierlich die Regierung in die Hände seines Bruders, des Kardinals Franz von Lothringen, nieder, und ging mit 2500 seiner Unterthanen in kaiserliche Dienste. Der neue Herzog Franz schickte nun dem Papst seinen Kardinalshut zurück, um sich vermählen zu können. Allein seine Regierung dauerte nicht lange. Richelieu erkannte die Rechtmäßigkeit derselben nicht an, und ließ im Huy das ganze Land erobern. Der neue Herzog, welcher nächstens selber aufgehoben zu werden besorgte, dachte auf schleunige Flucht. Allein wie sollte er durch die französischen Wachen kommen, von denen die

Stadtthore und sein ganzes Schloß besetzt waren? Hierzu ward mit einem Herrn von Bornet eine List verabredet. Dieser mußte den Herzog am 31. März auf seinem Schlosse besuchen, und als er spät am Abend wieder nach Hause ging, begleiteten ihn der Herzog und die Herzogin verkleidet, jener als Bedienter, diese als Page mit der Fackel, nach Hause. Hier blieben sie die Nacht versteckt, und am Morgen wanderten sie in einer neuen Verkleidung, als Bauersleute nämlich, Körbe voll Mist auf dem Rücken tragend, zum Thor hinaus. Eine nach der Stadt gehende Bäuerin erkannte sie, und zeigte ihre Entdeckung der Thorwache an, allein da gerade der erste April war, so glaubten die Soldaten, es sey Scherz. Unter fortwährender Angst und großer Beschwerde, zumal für die Herzogin, die einen so weiten Gang zu Fuße, mit einer solchen Last und auf so schlechtem Wege noch nicht gemacht hatte, kamen sie endlich nach einer Stunde an den Ort, wo ein Vertrauter mit einem Wagen hielt, der sie glücklich nach Besançon brachte. Von hier traten sie die größere Reise nach Florenz zu ihrer Tante, der verwittweten Großherzogin, an, wo sie drei Jahre blieben, nach welchen sie zu Wien ihren Aufenthalt nahmen.

Der Herzog von Orleans befand sich zu Brüssel auch nicht in der besten Lage. Er hätte gern die hm von Richelieu angebotene Versöhnung wieder angenommen, wenn der Hof nur seine Ehe mit der Prinzessin von Lothringen hätte genehmigen wollen. Nach einigen Schwierigkeiten ward dies endlich auch bewilligt, und der Herzog begab sich im Oktober

1634 nach Frankreich zurück. Um allen künftigen Unruhen vorzubeugen, suchte Richelieu nun sich des Herrn von Puylaurens, des vertrautesten Rathgebers des Herzogs, zu versichern, und es ward ihm nicht schwer, einen Vorwand zur Verhaftung zu finden. Der Günstling mußte ins Gefängniß wandern, und kam nie wieder zum Vorschein. Richelieu wußte mit dem Gifte eben so gut umzugehen, als mit der Justiz.

Der Zweck dieser schlechten Handlung ward indessen doch nicht ganz erreicht. In dem Herzog selber blieb noch immer Stoff genug zum bittersten Hasse gegen den Kardinal zurück, obgleich dieser ihn zum Mitanführer eines Heeres gemacht hatte, das in den Niederlanden gegen die Spanier fechten sollte. Bei dieser Gelegenheit war es, wo der Prinz mit dem Grafen von Soissons, einem jungen, feurigen Manne, und Richelieu's Todfeinde, eine so vertraute Verbindung errichtete, daß zwischen ihnen und einigen ihrer treusten Edelleute sogar von der Ermordung des Kardinals die Rede war. Die Gelegenheit dazu war günstig, als der König im Sept. 1636 selbst mit seinem Minister nach Amiens kam, um sich mit den Anführern der Armee über die nächsten Operationen zu berathen. Da verabredeten nun die Verschwornen, man wolle das nächste Mal, wenn die Rathsversammlung im Schlosse auseinanderginge, den Kardinal zurückzuhalten suchen, und während des Gesprächs sollten der Graf von Montresor und sein Vetter, der Herr von St. Ibal, ihn auf einen Wink des Herzogs oder des Grafen niederstoßen. Alles ging erwünscht, der König fuhr

gleich nach geendigter Sitzung nach Hause, und der Kardinal blieb ohne Begleitung der Seinen mitten unter seinen Feinden zurück, von deren Vorhaben er gar keine Ahndung hatte. Er ging lange mit ihnen im vertraulichen Gespräche im Hofe des Pallastes auf und ab, während Montresor kein Auge von dem Herzog von Orleans verwendete, um ihm das besprochene Zeichen abzumerken. Aber so groß ist die Furcht eines schwachen Geistes in der Nähe eines Starken, daß der Herzog kein Auge aufzuschlagen wagte, und zuletzt außer aller Fassung, zum Erstaunen des Kardinals, davonlief. Montresor eilte ihm nach, und erhaschte ihn auf der Treppe beim Rocke. „Wollen Sie Sich unglücklich machen? rief er ihm zu. Der Feind ist völlig in Ihrer Gewalt, und bald werden Sie in der seinigen seyn. Soll ichs noch vollführen? Noch ist es Zeit!“ — Nein, nein, stammelte der Prinz, und lief wie ein Wahnsinniger umher. Dieselbe Furcht empfand der Graf von Soissons. Auch ihm sah sein Vertrauter St. Ibal unaufhörlich nach den Augen, allein er konnte sich nicht zu dem einzigen Blick entschließen. Unterdessen empfahl sich der Kardinal mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, ohne zu wissen, welcher Gefahr er entgangen sey.

Die Gesinnungen der beiden Prinzen blieben ihm indessen nicht unbekannt, und er wußte sich zu seiner Zeit an beiden zu rächen. Am unerwartetsten an dem Herzog von Orleans. Die Königin, Anna von Oestreich, war ungeachtet ihrer 22jährigen Ehe kinderlos geblieben, und lebte nicht in der geringsten Gemeinschaft mit ihrem kränklichen Gemahl, ge-

gen welchen auch Richelieu sie mit Fleiß in einer gewissen Spannung zu erhalten suchte. Uebrigens lebte sie zufrieden, und dem Scheine nach in größter Ehrbarkeit. Nach langer Trennung bemühten sich plötzlich ihre Freunde, sie dem Könige wieder näher zu bringen, und einige Zeit nachher erscholl die fast unglaubliche Nachricht, es sey ein Kronprinz geboren *) (5 Sept. 1638). Richelieu war der erste, der dem selbst verwunderten Könige zu dieser unverdienten Gabe Gottes Glück wünschte, und man kann denken, wie er jetzt über den betrogenen Herzog von Orleans triumphirt haben werde, da er ihn nun nicht mehr als künftigen Regenten zu fürchten brauchte. Hat er, wie zu vermuthen ist, einen Antheil an diesem Ereigniß, so ist dies unstreitig das Meisterstück seiner Politik.

Ich habe bisher nur Richelieu, den Regierer Frankreichs und den Unterjocher des hohen Adels, geschildert, doch dieser Titel umfaßt nur die kleinere Hälfte seiner Thaten. Während aller jener Hofkabalen bestritt er noch eine Menge auswärtiger Geschäfte, die im Ganzen den Zweck hatten, die Macht des Hauses Oestreich zu schwächen. Ob bei dieser Bemühung die Ausbeute mit den aufgewandten Kräf-

*) Der nachher so berühmt gewordene Ludwig XIV. Er brachte 3 Zähne mit auf die Welt, womit er seinen Ammen so beschwerlich fiel, daß man zuletzt eine Bäuerin zu dem Geschäft nahm, die ihm in der Angst durch Zuschlagen das Beißen abgewöhnte. Hugo Grotius gab dies scherzhaft in einem Briefe an Orenstierna für eine Vorbedeutung künftiger Raubsier aus, welches nur zu sehr eintraf.

ten im Verhältniß gestanden habe, möchte zweifelhaft seyn. Wenigstens erndtete Richelieu die Früchte dieser Saaten noch nicht. Vielmehr war sein Lohn für diesen Theil seiner Staatsverwaltung das Seufzen und der Haß der ganzen französischen Nation.

Unerhört waren die Erpressungen, deren er bedurfte, um die Armeen zu unterhalten, die gegen Spanien und Oestreich mit jedem neuen Frühling ausgesendet wurden. Denn während seiner 18jährigen Ministerschaft war kein Jahr ohne Krieg. Zuerst beschäftigten ihn spanische Händel in der Schweiz und in Italien; dann mischte er sich, wie wir wissen, in den deutschen (30jährigen) Krieg, anfangs nur durch Geldbeiträge, die er laut dem Vertrage von Bärwalde den Schweden lieferte, nach der Schlacht bei Nördlingen aber (1634) durch Sendung eigener Heere, und durch einen Vertrag mit dem tapfern Bernhard von Weimar, der für das Versprechen, daß ihm das Elsaß gegeben werden solle, auf eine Zeitlang förmlich in französische Dienste trat. Er machte deshalb im Anfang des Jahres 1636 persönlich eine Reise nach Paris, um die Absichten des Kardinals deutlicher zu vernehmen. Treflich, und eines deutschen Helden würdig war sein Benehmen gegen die eingebildeten pariser Hofschranzen. Unter andern traf er auch den Herzog von Parma in Paris, dem man viel Aufmerksamkeit erwies, und vor dem Könige mit bedecktem Haupt zu reden erlaubte. Bernhard verlangte dasselbe Vorrecht, allein man schlug es ihm ab, weil er ein länderloser Herr sey. Daran aber kehrte er sich nicht,

sondern als bei der ersten Audienz der König sich bedeckte, setzte auch er seinen Hut auf. Dadurch ward der König genöthigt, den seinigen wieder abzunehmen, damit der Herzog es auch thun mußte, und so blieb es denn bei allen folgenden Audienzen. Richelieu hatte die Unverschämtheit, ihn mit seiner Nichte, der Marquise von Combalet, verkuppeln zu wollen. Als Bernhard es hörte, sagte er lachend: „Zur Maitresse ist die Dame nicht schön genug, und zur Gemahlin für mich zu gering.“ Und als in Richelieu's Kabinette dessen Vertrauter, ein alter kluger Kapuziner, Namens Joseph, ihm auf einer Landkarte die Plätze vorzeichnen wollte, welche er, der Herzog, erobern müsse, erwiederte er, des unverständigen Befehlens überdrüßig: „Ja ja, Herr Pater, das wäre alles recht gut, wenn man nur die Städte so mit der Fingerspitze erobern könnte.“

Von den Jahren 1636 bis 1642 hatte Frankreich Jahr aus Jahr ein wenigstens 5 auch wohl 7 verschiedene Armeen im Felde, und oft noch 2 Flotten dabei auf dem Meere. In den Niederlanden, am Rheine, an den Pyrenäen, in Savoyen und in der Schweiz wurde der Erbfeind zugleich bekriegt. Schaudern muß man, wenn man bedenkt, daß die dadurch nothwendig hervorgehende Auszehrung und Verarmung des ganzen Landes, welches die unaufhörlichen Steuern kaum noch erschwingen konnte, und die Vergießung der nicht zu berechnenden Menge Menschenblutes in diesen ewigen Kriegen zunächst keinen andern Zweck hatte, als den, daß ein einziger Mensch sich auf seinem Posten behaupten konnte.

Denn nur indem Richelieu den Staat in so vielerley mißliche Verhältnisse verstrickte, daß kein anderer, als er, sich getrauen durfte, die ungeheure Verwirrung zu lösen, nur dadurch machte er sich dem Könige unentbehrlich. In einem beruhigten Staate würde man seiner Klugheit nicht bedurft haben. Daß er aber Trotz den großen Anstrengungen, die er zur Bekämpfung der Nachbarn machte, doch im Ganzen so wenig ausrichtete, rührte zum Theil daher, daß er die Diener seiner Macht nicht, wie ein König, nach ihrer innern Würdigkeit aussuchen durfte, sondern mehr auf ihre Anhänglichkeit an ihn sehen mußte. Daher waren die von ihm bestellten Generale oft schlechte Helden, und meistens seine Verwandte, die nichts zu seinem Sturze unternehmen durften, wenn sie mit ihm nicht selber fallen wollten. Türenne bekam unter ihm noch keine bedeutende Würde, und Herzog Bernhard, der seinen Despotismus nicht gehorsam anerkennen wollte, ward vergiftet *), nachdem er mit seinen sieggewohnten Deutschen das schöne Elsaß für Frankreich erobert hatte (1639).

Noch zwei Stürme erhoben sich gegen diesen fran=

*) Man kann dies wohl für ausgemacht annehmen, da selbst französische Geschichtschreiber nicht daran zweifeln, und da die Guten, welche dem Kardinal gern einen Charakter retten möchten, auf den er doch selbst nie einen Werth legte, auch nicht einmal die Nachricht von der Pest für sich haben. Denn wenn diese auch im Lager des Herzogs geherrscht hat, so blieben doch, wie ausdrücklich gesagt wird, alle die, welche zunächst um seine Person waren, davon verschont.

zösischen Großvezier, aber nach beider Uebergang stand er, wie gewöhnlich, nur furchtbarer da. Den ersten bereitete ihm der schon erwähnte Graf von Soissons, der sich eine Zeitlang in der Grafschaft Sedan bei dem Herzog von Bouillon aufgehalten hatte, und nun (1641) mit diesem vereinigt, und von den Spaniern unterstützt, die Verwegenheit hatte, mit gewaffneter Hand in Frankreich einzufallen. Bouillon war ein tapferer und kriegsverständiger Mann, und nahm seine Maaßregeln so gut, daß der gegen ihn abgeschickte Marschall von Chatillon am 6. Jul. unweit Sedan völlig geschlagen wurde. Allein das verschlug Richelieu'n wenig, der mehr als eine Maaßregel getroffen hatte. Der Graf von Soissons ward nämlich schon nach geendigter Schlacht mitten unter seinen Begleitern plötzlich erschossen, ohne daß man ausmitteln konnte, von wem; vermuthlich aber von einem Verräther, der sich mitten unter seine Leibtrabanten geschlichen hatte. Dem Herzog von Bouillon ward für diesmal noch, weil man mehr zu thun hatte, verziehen.

Die andere Gefahr für den Kardinal entspann sich fast unter seinen Augen. Ein junger Edelmann, Hr. von Cinqmars, genannt le Grand, gehörte seit einigen Jahren zu den liebsten Gesellschaftern des Königs, und war durch Richelieu selbst zu dieser Ehre gekommen. Sein flacher Geist ließ nämlich diesen Menschenkenner nichts von ihm befürchten, indeß sein lebhaftes, einschmeichelndes Wesen ihn geschickt machte, dem Könige die Langeweile zu vertreiben. Der letztere fühlte sich auch durch seine Unterhaltung sehr erbaut, und machte ihn zu seinem

Garderobe= und dann zu seinem Oberstallmeister. Dies flößte dem jungen Herrn einen gewissen Dünkel ein, der ihn so kühn machte, sowohl den König als den Kardinal wie seines Gleichen behandeln zu wollen. Der erste ließ sich vieles von ihm gefallen, aber der letztere wies ihn so derb in seine Schranken zurück, daß er beschämt und erbittert seine Ohnmacht fühlte, und in bittre Thränen ausbrach. Wirklich wagte ers von diesem Tage an, Rachgedanken zu fassen, und es fehlte ihm nicht an Freunden, die ihm ihre treuste Unterstützung zusagten, denn Richelieu's Stolz und Mißtrauen stieß jeden guten Kopf zurück, der im Dienste des Staats sein Glück versuchen wollte, ohne ihm zu schmeicheln. Am meisten hoffte er durch den König selbst auszurichten, über den er wirklich viel vermochte, und der seine bittern Reden über Richelieu's Herrschsucht und über das große Elend, das er durch die vielen Kriege über Frankreich verbreite, oft mit sichtbarem Beifall anhörte. Cinqmars ging darauf allmälig weiter, und stellte ihm vor, wie der Kardinal ihn selbst in einer wahren Sklaverey erhalte, und ihm nichts als den königlichen Titel lasse, wie die ganze Nation ihn verfluche, und die Gottheit um seine Wegräumung anflehe. Den König schien dies zu rühren, aber seine Furcht vor dem Minister war so groß, daß er Cinqmarn freundschaftlich warnte, mit dergleichen Reden vorsichtig zu seyn, indem, wenn der Kardinal sie wieder erführe, er selber ihn vor dessen Rache nicht möchte schützen können.

Es blieb indessen nicht dabei, vielmehr gewann der Günstling den König immer mehr für sich, und

lockte ihm mehrmals das Geständniß ab, daß er des Kardinals gern los zu seyn wünschte, wenn es nur ohne Gefahr und ohne Gewaltthätigkeit geschehen könnte. Cinqmars sprach von Ermordung, allein diese wagte der König nicht zu befehlen. Sonst aber scheint er es verrathen zu haben, daß er nichts dawider haben würde, wenn es ohne sein Vorwissen geschähe. Cinqmars zog darauf mit großer Unbedachtsamkeit viele Officiere an sich, konnte aber keinen finden, der das Wagstück ohne höhere Autorität auf sich nehmen wollte.

Dagegen gelang es ihm, die Herzöge von Orleans und von Bouillon in sein Interesse zu ziehen. Beide bewegte er, einen geheimen Traktat mit Spanien zu schließen, und mit Hülfe dieses Reichsfeindes den Kardinal zum allgemeinen Frieden zu zwingen. Dies geschah, während der König und alle Großen sich wegen des Krieges in Roussillon zu Lyon aufhielten (im März 1642). Hier sah Richelieu immer deutlicher, wie sehr der verachtete Günstling ihm über den Kopf wachse, wie wenig er selber noch von dem Zutrauen des Königs besitze, und wie er fast überflüssig zu werden beginne. Er verbarg seine tödtliche Unruhe darüber hinter der Maske der Freundlichkeit, und spürte mit Luchsaugen allen Tritten des Günstlings nach, dessen Uebermuth so zunahm, daß er ihm kaum noch des Gesprächs würdigte. Zum Unglück wurde der Kardinal in Carcassone krank, und mußte sich auf den Rath der Aerzte nach Tarascon in Foix begeben, um den dortigen Brunnen zu brauchen. Jetzt triumphirte Cinqmars vollends, denn bisher hatte Riche-

lien den König immer wie sein Schatten verfolgt. Aber vielleicht gereichte diese Abwesenheit dem Kardinal zum Glücke. Der König fand nämlich jetzt die plumpe Herrschaft eines übermüthigen Gecken weit lästiger, als die feinere, eines wahrhaft klugen Mannes, der wenigstens den Titel in ihm ehrte, und bei aller seiner Herrschsucht doch alles, was er that, nur als Diener und im Namen des Monarchen zu thun begehrte. Mit Entzücken hörte Richelieu von seinen unermüdeten Spionen die Nachricht von des Königs plötzlicher Unzufriedenheit mit seinem Günstling, und unaufhörlich suchte er den ersten durch die schmeichelhaftesten Schreiben von seiner ewigen Treue und Anhänglichkeit an ihn zu überzeugen. Seine Freude stieg aufs höchste, als ihm seine Kundschafter gar die schriftlichen Beweise von Cinqmars und der Herzoge von Orleans und Bouillon geheimen Vertrage mit Spanien in die Hände spielten. Nun glaubte er gerüstet genug zu seyn. Durch einen treuen Diener übersandte er dem Könige selbst die Papiere, und zeigte die Nothwendigkeit von Cinqmars und seiner Freunde Verhaftung. Sie mußte geschehen, denn der König wagte nicht, dem Kardinal zu gestehen, daß er selbst um den Vertrag gewußt. Damit der Herzog von Orleans nicht entwischen möchte, war ihm zum Schein das Commando einer Armee für das künftige Jahr aufgetragen, woraus er schließen mußte, daß von seiner Theilnahme an Cinqmars Verrath nichts bekannt geworden sey. Man bemächtigte sich aber seines Botschafters, des Abbé la Riviere, und brachte durch

Drohungen und List soviel aus ihm heraus, als man wissen wollte. Damit überraschte man nachher den Herzog, der sich nun in Ausflüchten und Widersprüchen verwickelte, und seinen Richtern leichtes Spiel gab. Man suspendirte ihn sogleich auf unbestimmte Zeit von seiner Statthalterschaft Auvergne, nahm ihm sein Regiment, und berief ihn zum Verhör und zur Confrontation mit den übrigen Verbrechern. Da er selbst durch die kriechendsten Briefe an den Kardinal diesen Schimpf nicht abwenden konnte, so bat er um die Erlaubniß, das Reich verlassen zu dürfen, welches ihm gern bewilligt ward. Er ging nach Annecy in Savoyen. Der Herzog von Bouillon war gleich Anfangs verhaftet worden, und bekannte ohne Umstände, was man zu wissen verlangte.

Keiner von allen war bei dieser Sache in einer so peinlichen Lage, als der König. Er selber war ja ein Mitverschworner gegen seinen Minister gewesen, und er konnte wohl denken, daß dieser es wissen müsse. Jetzt da er gezwungen worden war, diese Verschwörung für ein Staatsverbrechen zu erklären, mußte er, der Mitschuldige, sich stellen, als verabscheue er die That, und habe nichts davon gewußt. Ihm war nichts anders übrig, als sich der Klugheit seines Ministers blindlings zu überlassen, überzeugt, daß dieser ihm wenigstens die gröbern Beschämungen ersparen werde. In dieser Absicht fuhr er selbst nach Tarascon, und unterredete sich mit ihm an seinem Bette. Weinend stammelte er seine Entschuldigung, und sprach von Reue; auch Richelieu weinte, denn dies konnte er nach Willkühr, und dankte ihm für die Güte, vermöge welcher er

die Verläumdungen nicht geglaubt habe, die seine Feinde zu seinem Verderben erdacht hätten. Der König ging soweit, daß er ihm seine eigenen Kinder *) als Unterpfänder seines Vertrauens und seiner Freundschaft anbot, und ihm nichts zu thun versprach, als was er selbst von Wort zu Wort ihm vorschreiben würde. Der Kardinal begab sich darauf von Tarascon nach Lyon, wo das Gericht festgesetzt war, welches diesen Prozeß bearbeiten sollte, und man kann wohl denken, mit welcher furchtbaren Strenge nun verfahren ward. Die Beweise gegen Cinqmars waren freilich nicht schwer zu finden, allein Richelieu wollte seine Rache gar zu gern auch auf einen Herrn von Thou ausdehnen, der ihm als ein Mann von hohem Geist und ernstem Sinn längst verhaßt gewesen war. Er hatte eigentlich keinen weitern Antheil an der Verschwörung, als daß er darum gewußt hatte, und sein Betragen beim Verhör war so vorsichtig, daß man auch dies nicht einmal erfahren haben würde, wenn der unbedachtsame Cinqmars es sich nicht hätte entlocken lassen. Vielleicht sollte des Kardinals Strenge zugleich eine Rache an dem Könige selber seyn, oder ihm zum schauerlichen Zeichen dienen, vor welchem Schicksal ihn seine Königswürde schütze. In der That würdigte er sich selbst zum Range eines gemeinen Missethäters herab, indem er, von seinem bösen Gewissen getrieben, während der Untersuchung dem Kanzler schrieb, er erkläre alles für Lügen, was Cinqmars etwa zu

*) Zu dem 1638 gebornen Dauphin war späterhin noch ein zweiter Prinz hinzu gekommen.

seinem Nachtheil aussagen würde. Wie dieser eine Zug die Geistesschwäche des elenden Königs offenbart, so zeugt für die Kälte seines Herzens der Umstand, daß er in der Stunde, zu welcher Cinqmars und Thous Hinrichtung angesetzt war, schläfrig nach der Uhr sah, und nach seiner Art spaßend sagte: „jetzt wird dem Monsieur le Grand übel zu Muthe seyn." Thou starb im 37sten, Cinqmars im 22sten Jahre seines Alters; (12. Sept. 1642) jener von allen rechtschaffenen Männern, dieser von vielen Damen bedauert.

Der Herzog von Bouillon bot für seine Freiheit und sein Leben dem Kardinal seine Herrschaft und Festung Sedan an, und erhielt dafür wirklich Begnadigung. Der Herzog von Orleans ward auf den Rang einer bloßen Privatperson reducirt, mußte sein Gouvernement, seine Gensdarmen und seine Leibwache abgeben, und sich sogar die Zahl der Bedienten vorschreiben lassen, die er nur halten dürfe. Er war feigherzig genug, dem Kardinal noch für diese Sentenz, wie für einen unverdienten Glimpf, in den demüthigsten Ausdrücken zu danken.

Dies war Richelieus letzter Triumph. Ein hitziges Fieber mit heftigem Seitenstechen verbunden, warf ihn am 28. Nov. 1642 von neuem aufs Krankenlager, und ein hinzukommender Blutsturz, auf welchen große Engbrüstigkeit folgte, verrieth den Aerzten sein nahes Ende. Auf die Nachricht davon eilte der König zu ihm. Der schwache Kardinal dankte ihm für diese Ehre, und sagte: „Sire, dies ist der letzte Abschied, den ich von Ihnen nehme. Ich habe dabei den Trost, daß ich Ihr Königreich

auf dem höchsten Punkte des Ruhmes, auf dem es je gestanden, hinterlasse.“ Er bat darauf noch für seine Verwandte, und empfahl den Kardinal Mazarini, bisherigen päpstlichen Geschäftsträger am französischen Hofe, und seinen trefflichsten Schüler, zu seinem Nachfolger; rühmte auch die Geschicklichkeit der beiden Staatssekretäre Chavigni und Desnoyers und des Kanzlers Seguier. Als der König weggegangen war, wollte man dem Kranken nach der christlichen Sitte das Abendmahl reichen. Er, in dessen Herzen nie ein Funke religiösen Gefühls geglimmt hatte, war auch sterbend noch Politiker genug, um es mit erheuchelter Andacht zu empfangen, und dabei zu betheuren, daß er bei seiner Staatsverwaltung nie etwas anders als das Beste der Religion und des Staats zur Absicht gehabt habe. Er starb am 4. Dec. 1642 im 58sten Jahre seines Alters.

Der König hörte die Nachricht von seinem Tode ziemlich kalt an, und sagte mit seinem gewöhnlichen Phlegma: „Es ist ein großer Staatsmann an ihm gestorben.“ Er zog darauf, wie ihm der Sterbende gerathen, den Kardinal Mazarini in den Staatsrath, und erklärte, daß in der Staatsverwaltung nichts verändert werden solle. Da indessen jetzt ein entschiedener Premierminister fehlte, so konnte es ohne vielfache geheime Reibungen nicht abgehen. Mazarini mußte leise auftreten, und sich erst Liebe zu gewinnen suchen, ehe er herrschen konnte. Zu dem Ende verband er sich zuförderst mit seinem ersten Kollegen Chavigni gegen den zweiten, Desnoyers, der zur Freude jener beiden bald in Un=

gnade fiel, und sandte wenigstens zum Schein, als wünsche auch er den allgewünschten Frieden, Gesandte nach Deutschland. Alle Maschinen der Politik aber wurden vom Hofe in Bewegung gesetzt, als der König im Febr. 1643 ernstlich erkrankte, und durch sein Ende einen neuen Schauplatz interessanter Scenen zu eröfnen versprach. Jedermann drängte sich schon im Voraus zur neuen Regentschaft hinzu, und es entstanden darüber noch zu des Königs Lebzeiten die feindseligsten Partheien. Der klügste gewann auch hier das Spiel, und das war Mazarini. Er beredete den König, selber noch vor seinem Ende einen Regentschaftsrath anzuordnen, und der Königin, seiner Gemahlin, den Titel einer Regentin, doch mit großer Beschränkung ihrer Macht, zu lassen. Dann schlich er selbst zur Königin, bewegte sie, sich dies ruhig gefallen zu lassen, und versprach ihr, sie nach des Königs Tode auch wohl in den Besitz der Macht zu setzen. Sie gab seinen Vorstellungen Beifall, und erwählte ihn, wie ehemals Marie von Medici den Richelieu, zu ihrem Vertrauten. Bald darauf starb Ludwig XIII. (14. Mai, 1643) eben so einfältig als er gelebt hatte. Bei seinen Gebeten mußte der anwesende Marschall von Chatillon entfernt werden, weil er ein Protestant war. Nachdem er alle Sprüche, die er wußte, selbst hergesagt hatte, sagte er zu dem Bischof von Meaux: „Nun betet doch weiter, hier ist eins meiner Bücher, worin die Sterbegebete gezeichnet sind.“ Nachmittags verging ihm die Sprache, und um 2 Uhr starb er, 42 Jahre alt, nach einem 33jährigen Thronbesitz. Seine unruhige Mutter, Marie von Medici,

die sich eine Zeitlang zu Brüssel, dann in England, und zuletzt in Kölln aufgehalten hatte, war an dem letztern Orte, ein Jahr vor ihm, (3. Jul. 1642, 68 Jahre alt) beinahe in Dürftigkeit, gestorben.

3.

Der Kardinal Mazarin.

(1643 — 1661.)

Das Parlement zu Paris, diese uralte, ehrwürdige Gesellschaft, die Heinrich IV. so hoch geehrt, Richelieu aber zum Range eines bloßen Gerichtshofes herabgedrückt hatte, versuchte jetzt mit Gewalt seine alte Würde eines Reichssenats wieder herzustellen. Zu dem Ende übte es eine Machthandlung, durch welche es die Königin Mutter nothwendig verpflichten mußte: es stieß das Testament Ludwigs XIII. um, und erklärte dessen Wittwe zur unumschränkten und einzigen Regentin. Man kann sich vorstellen, wie lebhaft jetzt das Gedränge der Großen um sie geworden seyn möge, von denen jeder sein Glück durch sie befördert wissen, ja wohl gar einen Antheil an der Regierung erhaschen wollte. Allein die Königin beobachtete so viel Kälte und Festigkeit gegen die Minister, daß man wohl sahe, wieviel Mazarins Lectionen bereits bei ihr gefruchtet hatten. Sie fuhr fort, diesen schlauen Italiäner um jeden Schritt zu befragen, und dieser, der als Ausländer und als Schüler Richelieus doppelt gehaßt wurde, stellte sich immer, als sehne er sich eifrigst nach Italien zurück, und als halte ihn blos noch die Pflicht, die Königin in den Geheimnissen der

auswärtigen Angelegenheiten zu unterrichten, die er seit Richelieus Tode allein besorgt hatte.

So ließ sich demnach der Anfang der neuen Regentschaft nicht so unruhig an, als viele gefürchtet hatten. Die Freude der Franzosen ward noch erhöhet durch die glücklichen Nachrichten, welche von den Armeen, besonders in den Niederlanden, einliefen. Der junge Herzog von Enguien, Sohn des alten Condé, gewann unter andern einen herrlichen Sieg bei Rocroy an der Gränze von Champagne, am 19. Mai 1643. Zwar starb dafür auch in demselben Jahre (24. Nov.) der Marschall von Guebriant in Deutschland, allein da sein Posten durch den aus Italien abgerufenen Türenne (der jetzt Marschall und Anführer der deutschen Armee wurde) besetzt ward, so war dadurch mehr gewonnen als verloren.

Daß der 1648 abgeschlossene westphälische Friede, in welchem Frankreich soviel gewann, hauptsächlich das Werk des Mazarins und seiner Unterhändler war, ist in der deutschen Geschichte schon gesagt worden. Frankreich war jedoch dadurch bei weitem noch nicht beruhigt, vielmehr währte der Krieg mit Spanien, der in den Niederlanden, in Italien und in Katalonien geführt ward, noch ganzer eilf Jahre fort. Unstreitig gehörte es zu den politischen Grundsätzen des Ministers, die Unruhen nie ganz erkalten zu lassen, damit ein guter Theil des Adels immer in gehöriger Beschäftigung, er selbst aber im Rath der Königin unentbehrlich bliebe.

4.

Die Fronde.

(1645 — 1654.)

Indessen kosteten doch die vielen Armeen jährlich dem Reiche unermeßliche Summen. Diese herbeizuschaffen, wurden dem schon so hart gedrückten Volke immer neue Steuern aufgelegt, und der Finanzminister Emery, ein Italiäner, der für die Gefühle der Menschlichkeit gar kein Organ zu haben schien, besaß ein ganz eigenes Talent, immer neue Namen und Vorwände für bisher unerhörte Abgaben zu erfinden. Schon 1644 entstand zu Paris ein Auflauf über eine dieser Taxen, die auf alle neuerbaute Häuser gelegt worden war. Das Parlement, bei welchem man den Finanzrath verklagte, nahm die Klage an, und that ernsthafte Vorstellungen darüber bei der Königin. Dies hatte den despotischen Akt zur Folge, daß zwei Präsidenten und zwei Räthe des Parlements gefangen genommen, und aus Paris weggebracht wurden. Sogleich machten die Kammern einen Stillstand in allen gerichtlichen Geschäften, um sich eine Weile blos mit Abfassung schriftlicher Vorstellungen an den Staatsrath beschäftigen zu können. Der darüber empörte Hof wollte diese Vorstellungen lange nicht annehmen, that es aber endlich doch, drohte indessen nachdrücklich, und nahm keine seiner Verordnungen zurück, vielmehr ward auf den 7. Sept. 1645 ein Lit de Justice *),

*) So hießen die feierlichen Parlamentsversammlungen in Gegenwart des Königs und aller Großen.

das erste des jungen Königs, anberaumt, bei welchem schon wieder 19 neue Steueredicte registrirt werden sollten. Die Königin Mutter begab sich mit ihrem Sohne, dem Prinzen von Condé, dem Herzog von Orleans, und vielen andern Großen dahin, und der siebenjährige König sagte ganz ernsthaft: „meine Herren, ich bin gekommen, mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu sprechen; mein Kanzler wird Ihnen meine Meinung sagen." Der Kanzler stellte hierauf die Nothwendigkeit der neuen Auflagen sehr beredt vor, die sodann selbst einzeln vorgelesen wurden, mußte sich aber im Angesicht des ganzen Hofes von dem eben so beredten als freimüthigen Generaladvocater Talon Dinge zur Antwort sagen lassen, die die Königin nie von ihren Schmeichlern gehört hatte. Dennoch wurden die Edicte registrirt, ja es erschienen von Zeit zu Zeit immer neue und härtere, die die geheime Gährung vermehrten, bis endlich der verwegene Emery gar Hand an die Besoldungen der Gerichtsräthe legte, erst Abzüge davon verlangte, dann sie auf 4 Jahre gänzlich einziehen wollte, wofür er das Versprechen gab, diese Aemter erblich zu machen. Das brachte jene Kollegien aufs äußerste; sie beschlossen, sich mit dem Parlement zu vereinigen, und über diese verzweifelte Handlung ward am 17. Mai 1648 ein förmlicher Parlamentsschluß zu Stande gebracht.

Dies war für alle Mißvergnügte das Zeichen zum Aufstand. Und wer war nicht mißvergnügt? Aus allen Ständen brachte das Volk Klagen vor das Parlament, und verlangte Hülfe und Erbarmen. Schreckliche Geschichten von der Barbarey der

Steuerpächter und ihrer Unterbedienten wurden an das Licht gebracht. Emery und sein verhaßter Beschützer, der unersättliche Mazarin, wurden bis in den Abgrund der Hölle verflucht. Das Parlament versammelte sich von nun an alle Tage, so sehr auch der Hof dies durch Drohungen zu verhindern suchte, und trotzte der Regentin so kühn, daß diese sich wenigstens gezwungen sah, Emery zu entlassen; wiewohl dadurch dem Uebel nicht abgeholfen ward, denn der an seine Stelle gesetzte Marschall de la Meilleraye, ein Verwandter Richelieus, war nicht minder herrschsüchtig und hart als jener. Auch war man auf Mazarin fast mehr als auf Emery erbittert, weil man Nachricht haben wollte, daß derselbe nicht nur mit dem Finanzminister getheilt habe, sondern auch noch immer große Summen nach Italien schicke, um im Nothfall gedeckt zu seyn.

Die Regentin, die noch nicht wissen mochte, was es mit der gerechten Wuth eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes auf sich habe, wollte es noch einmal mit der Gewalt versuchen, und ließ die beiden eifrigsten Sprecher des Volks, den Parlamentsrath Broussel und den Präsidenten Blancmesnil arretiren, und jenen nach St. Germain, diesen nach Vincennes bringen. Drei andere Räthe wurden aus Paris verwiesen. (26. Aug. 1648) Das hieß die Miene entzünden. Denn kaum erhielt das Volk die Nachricht, besonders von Broussels Gefangenschaft, eines siebzigjährigen Greises, den seine Redlichkeit und Popularität zum Abgott der Pariser gemacht hatten, als es in Wuth gerieth, zu den Waffen griff, die Eingänge der Straßen durch Ketten ver-

sperrte, und alles in Flammen zu setzen drohte, wenn die Gefangenen nicht losgelassen würden. Vergebens ritten die Marschälle de la Meilleraye und l'Hopital durch die Straßen, und suchten das Volk zu besänftigen; sie mußten zurück, um sich nicht der Beschimpfung, ja der Lebensgefahr auszusetzen.

Diese Verwirrung reizte abermals einen Mann von seltnem Herrschergeist, in derselben sein Talent zu üben und zu verherrlichen. Dies war Johann Franz Paul von Gondi, Neffe und Coadjutor des Erzbischofs von Paris, ein Mann von unerschöpflicher Lebenskraft, die er bisher aus Mangel an Gelegenheit zu edlerer Wirksamkeit, wie viele seines Gleichen, in Ausschweifungen vergeudet hatte. Als Geistlicher war ihm nichts höheres mehr zu erreichen übrig, als der Kardinalspurpur, außer diesem fühlte er sich aber auch noch zu derselben Gattung des Ruhmes berufen, den zwei Kardinäle unlängst in seinem Vaterlande errungen hatten. Die Liebe des Volks hatte er sich bereits zu erwerben gewußt, jetzt kam es darauf an, ob er auch dem Hofe ein Vertrauen werde abgewinnen können. Er bot der Königin seine Dienste zur Besänftigung des Aufruhrs an. Aber wie hätten zwei Priester unter solchen Umständen Freunde seyn können? Mazarin prach gegen die Regentin auf das verächtlichste von ihm, und diese nahm daher sein Anerbieten sehr kalt auf. Dennoch ging der Coadjutor hinaus, beruhigte wirklich das tobende Volk, und kam stolz zurück, von dem Erfolg seiner Beredsamkeit Bericht abzustatten. Auch das ließ die Königin gleichgültig, ja die Hofleute bespöttelten seine Eitelkeit sogar. Tief

gekränkt, und fest entschlossen, sich zu rächen, verließ er das Louvre.

Noch die Nacht wandte er dazu an, seine zahlreichen Freunde und Anhänger unter der Bürgerschaft mit seiner Wuth gegen den Hof und den Minister anzustecken, und sie in die Waffen zu rufen, so daß der Kanzler Seguier, als er am andern Morgen ins Parlement gehen wollte, alle Straßen besetzt fand, und sich in einen benachbarten Pallast flüchten mußte, wo er sich in einen Wandschrank verbarg, um von den Nachsuchern nicht entdeckt zu werden. Als aber auf den darüber entstandenen Lärm der Marschall von la Meilleraye mit den königlichen Haustruppen ausrückte, und gar auf die Bürger Feuer geben ließ, gerieth die ganze Stadt in Aufruhr, die Ketten wurden sogleich wieder vor alle Straßen gezogen, hinter dieselben wurden mit Erde oder Mist gefüllte Fässer gewälzt, und hinter diese stellten sich die Bürger mit geladenen Flinten, wie hinter Brustwehren, und feuerten auf die Soldaten. Ein Weib sogar warf dem Marschall la Meilleraye einen Stein an den Kopf, und ward dafür von ihm mit einem Pistol erschossen. Ueberall blieben die Bürger im Vortheil, denn die Soldaten selber riefen laut, sie würden gegen sie nicht fechten, und die Officiere ermahnten das Volk sogar, in seinem gerechten Trotze standhaft zu beharren.

Unterdessen ging das ganze Parlement in Prozession ins Louvre, die Königin um die Befreiung der beiden Verhafteten zu bitten. Sie blieb unbeweglich, und nöthigte die Gesellschaft, unverrichteter Sache wieder zurückzugehen. Neugierig erwarte-

te das Volk sie unten auf der Straße, aber in ihren Mienen konnte schon jeder lesen, was sie ausgerichtet hatten. Doch vertröstete der erste Präsident die Bürger so gut er konnte, und suchte sie zur Ruhe zu bewegen. Umsonst. Ein kecker Eisenkrämer hielt ihm bei der dritten Straßensperre die Pike vor den Leib, und schrie ihn an: „Zurück, Verräther, und wenn dir dein Leben lieb ist, so schaff uns Broussel, oder bringe uns Mazarin und den Kanzler als Geisseln!" In der Angst kehrte der Präsident mit allen Räthen wieder um, und ward von dem Pöbel mit Gewalt in den königlichen Pallast zurückgedrängt. Die Verzweiflung gab jetzt seiner Sprache einen furchtbaren Nachdruck, über dem die Königin selber die Fassung verlor. Nun rieth auch Mazarin zum Nachgeben. Mit heiterem Gesichte verließen die Räthe diesmal den Pallast. Das Volk brach in ein Jubelgeschrey aus, allein die Straßen verließ es nicht eher, als am folgenden Tage, da man Broussel und Blancmenil wirklich ankommen sah. Der erste, als der geliebtere, ward mit einer Generalsalve empfangen, und wie ein Triumphator in sein Haus begleitet. Wenige Stunden darauf waren die Straßen wieder frey und alle Läden offen.

Nicht wenig betreten über den Ernst dieser Volksparthei, die ihre Höflinge ihr bis dahin nur unter dem Spottnamen der Frondeurs *) vorgestellt hatten, verließ die Königin Paris, und begab sich mit

*) Schleuderer. So nannte man die Straßenjungen, wenn sie nach einer damaligen Sitte kleine Kriege mit Schleudern gegen einander führten.

ihren Prinzen nach St. Germain. Das Parlament, stolz auf seinen Sieg, glaubte seine Vortheile verfolgen zu müssen, und verlangte durch eine Gesandtschaft die Abstellung aller vom Volke geführten Beschwerden. Die Gesandten bestanden sogar auf eine Conferenz, in welcher Mazarin nicht zugegen seyn dürfe. Man ehrte die Nothwendigkeit, und bewilligte das Verlangen; ja man nahm eine beträchtliche Anzahl von Steueredicten zurück, erneuerte alle alte Parlementsbeschlüsse, und setzte verschiedene durch Mazarin verhaftete Personen in Freiheit. Dafür stellte nun das Parlement auch zur Dankbarkeit seine eigenmächtigen Versammlungen ein, und der Hof kehrte nach Paris zurück.

Um diese Zeit war der Sieger bei Rocroy und Lens, der Herzog von Enguien, seit seines Vaters Tode (1646) der große Condé genannt*), nebst seinem Bruder, dem Prinzen von Conti, und mehreren andern Herren aus dem Felde zurück gekommen. Man kann denken, wie eifrig jede der beiden Partheien darauf bedacht gewesen seyn werde, einen solchen Mann auf ihre Seite zu ziehen. Er aber verachtete sie beide, denn Mazarin wie Gondi, die Häupter beider, waren ihm als Pfaffen beide gleich stark verhaßt. Dafür aber gelang es dem Coadjutor, seinen Bruder, den Prinzen von Conti, und seine Schwester, die Herzogin von Longueville, für die Fronde zu gewinnen, welche beide von dem Stolze ihres ältern Bruders gleich empfindlich ge-

*) Sein ganzer Name war jetzt: Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé.

drückt wurden. Diese bedeutende Verstärkung der Gegenparthei machte den Hof immer unruhiger, und man versuchte alles, um wenigstens den allverehrten Condé zu gewinnen. Die Königin nannte ihn weinend und liebkosend ihren dritten Sohn, der junge König umarmte ihn, und sogar Mazarin versprach, ihm lebenslang ergeben zu seyn. Einige Freunde des Hofes stellten ihm die Gefahr vor, die dem Staate und jedem Zweige der Verwaltung drohe, wenn das Parlement alle Gewalt an sich reiße, und das Ansehen des Hofes ungestraft mit Füßen trete, ja wenn selbst die freien Operationen der Feldherren durch die Vorschriften einer Gesellschaft von Rechtsgelehrten beschränkt würden, die nie einen Fuß aus dem Thore gesetzt hätten. Diese Vorstellungen fruchteten. Condé gab sein Wort, dem Unwesen der Fronde bald ein Ende zu machen, und nicht lange ließ er die Pariser über seine neuesten Entschlüsse in Ungewißheit. Als nämlich das Parlement seine Sitzungen eigenmächtig wieder anfing, und darin die Staatssachen aufs neue vornahm, erschien er nebst dem Herzog von Orleans in einer Sitzung desselben, und fuhr bei der ersten Schmähung, welche der Präsident Viole sich gegen Mazarin erlaubte, so heftig auf ihn ein, daß alle erschraken; ja er erlaubte sich eine Bewegung mit der Hand, die lautes Murren verursachte. (Dec. 1648) Von diesem Tage an hatte er die Volksgunst auf lange Zeit verscherzt, und jetzt sahen die Bürger zuerst mit Furcht der Zukunft entgegen.

In der That waren auch seine Anschläge gewaltsam genug. Er wollte sich der Stadtthore, der Ba-

stille und des Zeughauses bemächtigen, und die Straßen der Stadt in ein Schlachtfeld verwandeln. Allein diesem Vorhaben widersetzte sich der furchtsame Hof aus aller Macht. Sichrer ward es befunden, erst den König aus der Stadt zu schaffen, und dann die letztere förmlich zu belagern. Dieser Entschluß ward so rasch und heimlich ausgeführt, daß die Abreise des Hofes einer Flucht ähnlich sah. (6. Jan. 1649) Um Mitternacht verließen sie die Stadt, und so wenig Anstalten hatte man vorher in St. Germain treffen können, daß die Herzogin von Orleans und ihre Stieftochter, die Prinzessin von Montpensier, aus Mangel an Betten auf dem Stroh schlafen mußten, ja daß der König selbst nnd seine Mutter an dem Nothdürftigsten Mangel litten. Diese schimpfliche Art der Entweichung gab dem Pöbel Stoff zu den zügellosesten Sarkasmen. Besonders trug die Königin den allgemeinen Haß davon. Im mündlichen Gespräche wie in öffentlich feil gebotenen Spottgedichten ward ihr Name nie ohne einen beschimpfenden Zusatz genannt, und ihr Interesse für den Kardinal in ein häßlich zweideutiges Licht gestellt. Das Parlement dagegen, welches weiter sah, gab sich alle Mühe, sie durch demüthige Erbietungen wieder nach Paris zurück zu locken, welches aber mit Hohn und Stolz abgeschlagen ward.

Da man nun sah, daß Condé Truppen zusammenzog, so blieb nichts anders übrig, als auf Vertheidigungsanstalten zu denken. Der Coadjutor ward nun wieder die Seele der Fronde. Er warb auf seine Kosten allein ein ganzes Regiment Reiter, meist

aus Kutschern und Reitknechten, und das Parlement schoß eine Summe von beinahe zehn Millionen aus seinen Mitteln zusammen, um 12,000 Fußsoldaten davon zu besolden. An der Spitze dieser in Eil zusammen gerafften Truppen standen angesehene Häupter, die Prinzen von Conti und Marsillac *), die Herzoge von Longueville, Elboeuf, Bouillon **) und Brissac, der Marschall von la Motte und die Marquis von la Boulaye und Noirmoutier. Zu eben der Zeit kam auch der Herzog von Beaufort in Paris an, ein Sohn Heinrichs IV. und der schönen Gabriele von Etrees, der wegen seines athletenmäßigen Ansehens und seiner dem entsprechenden Sitten bei dem Pariser Pöbel sehr beliebt war.

Unterdessen schloß Condé mit den 6 oder 7000 Mann, die er von seinem letzten Feldzuge noch übrig hatte, Paris ein, und suchte den Bürgern die Zufuhr abzuschneiden. Es kam zu einigen Scharmützeln, in denen der Herzog von Chatillon, Condé's Freund, (8. Febr.) und bald darauf der junge hoffnungsvolle Herzog von Rohan, das Leben verloren. Uebrigens ward der Krieg ziemlich lässig betrieben, von der Fronde, weil ihre vielen Häupter, wie gewöhnlich, unter einander uneins waren; von Condé, weil er sich dessen schämte. Er nannte diese Händel nur la guerre aux pots de chambre. Da indessen mehrere Statthalter in den Provinzen

*) Seit seines Vaters Tode (1650) Herzog von la Rochefoucault, auch als Schriftsteller bekannt.

**) Bruder des großen Türenne.

sich für die Fronde erklärten, und Truppen zu deren Unterstützung sammelten, da ferner der Erzherzog Leopold von Oestreich, Statthalter in den spanischen Niederlanden, sich erbot, mit 15,000 Mann in Frankreich einzudringen, ja da Türenne selbst mit seinem Heere zurückzukehren, und die Parthei der Fronde und des Parlaments zu unterstützen Anstalt machte, da hielt der Hof selbst es für rathsam, Friedensunterhandlungen einzuleiten. Die Boten gingen deshalb hin und her, in Paris und in St. Germain wurden täglich Versammlungen gehalten, und im Parlament ging es nicht ohne heftige Kämpfe ab. Endlich kam am 11. März (1649) ganz unerwartet ein Friede zu Stande, mit dem aber in Paris kein Mensch zufrieden war. Alles was der Fronde darin Gutes zugedacht ward, bestand in einer allgemeinen Amnestie, übrigens sollte Mazarin Minister bleiben, und alle seit dem 6. Januar bekannt gemachte Parlementsschlüsse sollten für null und nichtig erklärt werden. Jetzt ging der Lärmen erst recht an. Viele schrien, man müsse diesen elenden Frieden verwerfen. Conti nebst den übrigen Generalen beschwerten sich, daß man denselben ganz ohne ihre Zustimmung abgeschlossen habe. Der Herzog von Bouillon, Vater von sechs Kindern, die er zärtlich liebte, erklärte, daß er, wenn Mazarin Minister bliebe, das Parlement um die einzige Gefälligkeit bitten müsse, ihm einen Paß zu verschaffen, der ihn sicher über die Gränzen des Königreichs führen könne. Vor dem Rathhause erhob das Volk einen furchtbaren Lärm. Der Präsident Novion kam herunter, die Gemüther zu beruhigen. Ein Bürger

packte ihn beim Kleide, und rief: „Her mit den Friedensartikeln, daß des Henkers Hand sie verbrenne! An den Galgen mit den Deputirten, die diesen Frieden unterzeichnet haben!“ Andere Stimmen riefen: „Keinen Frieden! Keinen Mazarin! Fort mit allen Mazarinern in die Seine!“ Der Tumult wuchs, und erst als der Coadjutor erschien, wurde es ruhiger. Man beschloß, neue Abgeordnete nach St. Germain zu schicken, und auf des Kardinals Entfernung zu dringen. Allein zwei üble Nachrichten stimmten jetzt den Muth der Fronde herab. Türenne, der sich bereits in Marsch gesetzt hatte, war plötzlich von allen seinen Officieren verlassen worden. Dies war das Werk Mazarins, der zu rechter Zeit eine Summe von 800,000 Livres auf einem geheimen Wege an diese Herren hatte gelangen lassen. Von Rouen hatte der Herzog von Longueville mit 6000 Mann herbeieilen wollen, allein auch von ihm erfuhr man, daß er bereits mit dem Hofe in Unterhandlungen stehe. Da nun vollends einigen Mißvergnügten unter den Häuptern der Fronde bedeutende Geschenke versprochen wurden, so bequemte sich einer nach dem andern zur Annahme des Vergleichs, und der innere Krieg war zu Ende, ehe man es selbst recht gewollt hatte.

Soviel sah indeß Mazarin wohl, daß er alle Ursach habe, sich Freunde bei der Fronde zu machen, und zu dem Ende sparte er keine Schmeicheleien noch Versprechungen, um theils die Prinzen, theils die angesehensten unter den Parlementsräthen für sich zu gewinnen. Selbst unter die Handwerkszünfte und Schiffsknechte ließ er Wein und Geld austheilen,

um bei seinem Einzug in Paris vor ihrer Beschimpfung sicher zu seyn. Auch verzögerte er seine Rückkehr mit Fleiß, um auch die Zeit zur Beruhigung der Gemüther mitwirken zu lassen. Der Hof brachte zu dem Ende den Sommer in Compiegne zu. Erst am 18. Aug. hielt er seinen Einzug in Paris. Und — so ist der Pöbel! — alle jauchzten nun, lobten den Kardinal, und nannten ihn einen schönen, einen guten Mann, weil er ihnen ihren König wieder zugeführt habe. Die Häupter der Fronde, und vor allen der Coadjutor, bezeugten der Königin ihre Hochachtung und Unterwerfung, so wie sie selbst dem Prinzen von Condé öffentlich als ihrem Erretter dankte.

Allein mit dem bloßen Danke genügte diesem hochstrebenden Manne nicht; er wollte im Kabinette herrschen, und vor allen Dingen von einem Minister nicht länger abhängig seyn, dessen zaghaftes, schleichendes Wesen seiner militärischen Geradheit und Offenheit doppelt verhaßt seyn mußte. Mazarin gab lange nach; da indessen der Trotz des Prinzen, auch gegen die Königin, immer weiter ging, so dachte er auf ernsthafte Mittel, sich seiner zu entledigen. Der Herzog von Orleans, der den Prinzen längst beneidete, ward leicht gewonnen, und selbst der Coadjutor ging in die Schlinge, die ihm von einigen buhlerischen Damen gelegt ward, zumal da man ihn mit der Aussicht auf einen Kardinalshut körnte. Der Zweck dieses neuen Komplotts war nichts geringeres, als den Prinzen von Condé nebst seinem Bruder und Schwager (Conti und Longueville) gefangen zu nehmen. Mazarin war um diese Zeit freund-

licher als jemals gegen diese Herren, und alle Zurüstungen wurden so geheim gemacht, daß niemand etwas merkte. Als alles fertig war, ließ er ihnen am 18. Jan. (1650) spät Nachmittags melden, es seyen wichtige Nachrichten eingelaufen, weshalb die Königin sie noch diesen Abend zu einer Rathsversammlung einladen lasse. Als sie in den Versammlungssaal eintraten, ward ihnen der Verhaftungsbefehl vorgezeigt, worauf sogleich die Wache erschien, und eine Kutsche vorfuhr, die sie noch in derselben Nacht nach Vincennes brachte.

Das Volk, das ehemals den Sieger bei Rocroy vergöttert hatte, empfing am andern Tage die Nachricht mit lautem Jubelgeschrei. Aber in den Provinzen regten sich desto mehr Unzufriedene. Guienne, seine Statthalterschaft, revoltirte zuerst, und alle Bürger von Bourdeaux versprachen seinen Freunden, den Herzogen von Bouillon und von Rochefoucault, sich bis aufs Aeußerste gegen Mazarin zu vertheidigen. Der Marschall von la Meilleraye mußte darauf ein königliches Heer nach Guienne führen und Bourdeaux belagern. Die Einwohner leisteten herzhaften Widerstand, und ergaben sich erst am 1. Okt. und unter den rühmlichsten Bedingungen. Weil aber der Hof bei dieser Gelegenheit die Prinzen noch nicht frei lassen wollte, so machte sich der furchtbare Türenne zu ihrem Beistande auf, und rückte wirklich mit seiner Armee in Champagne ein. Aber geschwind beredeten die Frondeurs den Herzog von Orleans, die Gefangenen von Vincennes nach Marcoussis bringen zu lassen, wodurch Türennens Anschlag vor der Hand vereitelt ward. Mazarin, der noch sichrer

gehen wollte, ließ sie gar am 25. Nov. nach Havre de Grace abführen, und sandte den Marschall du Plessis nach Champagne, um dem Türenne die eroberten Plätze wieder abzunehmen. Es kam darüber zu einer Schlacht, bei der er zugegen war, (bei Rethel, 15. Dec. 1658) und in welcher Türenne den kürzern zog. Dies machte den Kardinal, der sich den Sieg zuschrieb, so übermüthig, daß er nun alle Verstellung ablegte, auf Gondi und Beaufort ohne Scheu loszog, vom Parlement verächtlich sprach, und selbst dem Herzog von Orleans in Gegenwart der Königin Vorwürfe zu machen wagte.

Dies erbitterte jedermann, und ohne die beispiellose Anhänglichkeit der Königin an ihn wäre er jetzt gewiß verloren gewesen. Der Herzog von Orleans ließ dem Parlement laut durch den Coadjutor sagen, er wolle von nun an gemeinschaftlich mit ihnen auf einen Zweck losarbeiten. Dies neue Complott verkündigte soviel Einheit und Standhaftigkeit, daß Mazarin jetzt zum ersten Mal für seine Sicherheit besorgt ward. Verkleidet, und nur von zwei Personen begleitet, entwich er in der Nacht nach St. Germain (6. Febr. 1651). Ihm folgte ein Schluß des beherzten Parlaments, der ihn aus allen Ländern des Königreichs verbannte, mit dem Zusatz, er solle vogelfrei seyn, wenn er sie in 14 Tagen nicht geräumt haben werde. Die Königin, jetzt aufs Aeußerste gebracht, wollte ihm mit ihren Prinzen heimlich nach, allein kaum merkte dies der Coadjutor, so brachte er auf einen Wink alle Bürger in die Waffen. Erschreckt und beschämt erklärte sie jetzt, es sey nie ihr Wille gewesen, zu entfliehen, vielmehr

wolle sie gern alles thun, was die Ruhe herstellen könne. Hierauf drang man ihr sogleich einen Freiheitsbrief für die Prinzen ab, mit welchem ein Staatssecretär auf der Stelle nach Havre de Grace abging. Aber noch eher als dieser kam Mazarin daselbst an, denn er wollte sich in seiner Noth durch die frohe Botschaft bei Condé einschmeicheln. Aber Condé war der Mann nicht, der so schnell vergessen konnte. Auch mit seinen Versicherungen, daß Orleans und Gondi die Haupturheber der Verhaftung gewesen wären, fand der Kardinal wenig Glauben. Ohne Hofnung, unter dieses Adlers Flügeln Schutz gegen seine Feinde zu finden, ließ er die Prinzen allein nach Paris abreisen, und begab sich mißmuthig nach Lüttich, und von da nach Kölln, um wenigstens den ersten Sturm vorübergehn zu lassen.

Aber so fern er auch von dem Schauplatze seiner Wirksamkeit war, so gegenwärtig blieb doch sein Geist im Staatsrathe, theils in so fern seine Kreaturen, die Staatssecretäre le Tellier, Servien und Lionne noch immer um die Königin blieben, theils in so fern die letztere nichts von Bedeutung unternahm, ohne erst durch geheime Eilboten seinen Rath darüber einholen zu lassen. Wirklich war diese Regentin jetzt in einer peinlichen Lage. War schon die Fronde ihr verhaßt, so war es dieser stolze Condé noch mehr, dem jetzt alles wieder anhing, und der selbst mit dem Herzog von Orleans und dem Coadjutor in dem besten Vernehmen stand. Diese Eintracht zu zerreissen, war jetzt die nächste Aufgabe für ihre Politik. Alle Künste der List und der Verstellung wurden dazu aufgeboten. Es war ein rech=

tes Meisterstück von einer Weiberintrigue. Sie machte ihm zuerst die glänzendsten Versprechungen, warf dann den Samen des Mißtrauens in die Herzen der Fronde, hetzte heimlich einen gegen den andern auf, und brachte es durch die wunderbarsten Ränke dahin, daß einer in dem andern seinen offenbarsten Feind zu sehen glaubte. Alles ging nach Wunsch, die Zwietracht brach laut aus, doch haßte niemand die Königin, weil jeder sich von ihr begünstigt glaubte. Jetzt aber that sie den letzten entscheidenden Streich, sie sagte sich von allen dem Prinzen gemachten Versprechungen los, ließ ihn im Stich, und verband sich mit der Fronde. Dem Coadjutor versprach sie nun bestimmt den Kardinalshut, und dafür gab er sein Wort, in 8 Tagen solle Condé nicht mehr in Paris seyn. Dies traf ein, denn der zum Intriguiren wenig gemachte Feldherr war über alle diese ihm so unerwartet gespielten Ränke so bestürzt, daß er aus Furcht vor einer zweiten Verhaftung eiligst entfloh, und sich auf sein Landgut St. Maur zurückzog (6. Jul. 1651).

Um ihn indessen wieder zu fangen, stellte sich die Königin über seine Entweichung sehr betreten, bat ihn zurückzukommen, und entließ zum Schein mit Mazarins Erlaubniß, die drei obengenannten Staatssecretäre. Condé kam wirklich einigemal von dem nahen Landhause nach der Hauptstadt und wohnte den Parlamentsversammlungen bei, empörte aber durch seinen Trotz den Hof heftiger als jemals. Einmal fuhr er rasch vor dem Könige vorbei, ohne ihn zu grüßen; wenn er durch die Straßen ritt, war sein Gefolge prächtiger als das des Königs, und

wenn er fuhr, umringten bezahlte Schreier seinen Wagen, die unaufhörlich riefen: „Es leben die Prinzen, aber kein Mazarin!" Ihm zum Trotz und zum Theil auch wohl zu eigner Sicherheit schleppte der Coadjutor ein ähnliches Gefolge mit sich herum, das oft aus 400 Personen bestand, worunter viele Edelleute und Geistliche waren, ja er besetzte, wenn Condé im Parlement erwartet wurde, alle Thüren und Säle mit seinen Schaaren. Die Spannung beider hatte den äußersten Grad erreicht, als der Prinz am 19. Aug. in der Sitzung erschien. Feurig wie er war, griff er seinen Feind mit den heftigsten Worten an. Gondi blieb ihm nichts schuldig, und vergebens bemühte sich der erste Präsident, den Wortwechsel in Güte beizulegen. Einige Begleiter des Prinzen vergaßen sich bis zu Schimpfwörtern, und nun waren in einem Augenblick alle Degen entblößt. Ein schreckliches Blutvergießen würde erfolgt seyn, wenn nicht der Marquis von Crenan, Gardekapitän des Prinzen, mit männlicher Stimme gerufen hätte: „Ein Schelm, der seinen Degen nicht einsteckt!" Dies einzige Wort, ausgesprochen von einem tapfern Manne, brachte augenblicklich alle Degen in die Scheiden. Aber noch näher war dem Coadjutor eine andere Gefahr. Er war entsprungen, und kam nun wieder zurück. Der Herzog von Rochefoucault, dem bei seinem Anblick die Galle überlief, sprang zu, klemmte ihn zwischen die Thür, und rief überlaut: „Stoßt ihn nieder! stoßt ihn nieder!" Und schon war ihm ein Dolch nahe, als der Sohn des ersten Präsidenten dem Mörder in den Arm fiel, und jenen befreite. Der Lärm nahm

hierauf überhand; der Herzog von Rochefoucault schalt den Coadjutor einen Verräther, dafür drohte ihm der Herzog von Brissac mit Stockschlägen, worauf der erstere wieder schwur, er wolle ihn mit seinen Sporen zerfleischen. Mit kochendem Blut ging die Versammlung aus einander. Condé verließ darauf Paris, und begab sich nach Montrond, einem festen Platz in Berry.

Am 5. Sept. 1651 trat der junge König sein vierzehntes Jahr an, und damit zugleich, nach französischen Gesetzen, das Alter der Mündigkeit. Er erschien daher als König Ludwig der Vierzehnte im Parlamente, erklärte in einer Rede, daß er nun nach den Gesetzen des Staats die Regierung selbst übernehmen wolle, in Hoffnung, Gott werde ihn mit den erforderlichen Kräften unterstützen, um als ein frommer und gerechter König herrschen zu können. Hierauf legte auch die Königin die bisher geführte Regentschaft in einer kurzen Rede nieder, versteht sich, nur zum Schein, denn sie beherrschte den flüchtigen, unerzogenen und noch fast knabenhaften Prinzen ganz, so wie sie wiederum von Mazarin, trotz seiner Abwesenheit, noch immer beherrscht ward.

5.

Condé's Empörung.

(1651 — 1654.)

Condé hatte dem Hofe und dessen ganzem Anhang tödtlichen Haß geschworen, und er fühlte sich Manns genug, ein ganzes Königreich vor seiner Na-

che zittern zu machen. Ein Bürgerkrieg sollte sich jetzt erheben, in welchem nicht, wie in jenen Hofgefechten, Weiberlist und Italiänerränke, sondern Tapferkeit und Mannskraft den Ausschlag geben sollten. Zwar gelang es ihm diesmal nicht, den wackern Türenne (der noch immer in den Niederlanden herumkriegte) und dessen Bruder, den Herzog von Bouillon, in sein Interesse zu ziehen, allein dafür war er der Spanier gewiß, die ihm zahlreichen Beistand versprochen hatten, und seine Provinz Guienne, in die er jetzt mit seinen Freunden (Rochefoucault, Longueville ꝛc.) eilte, nahm ihn mit offenen Armen auf. In der Hauptstadt Bourdeaux, wo Parlement und Bürgerschaft ihm freudig zufielen, bemächtigte er sich aller königlichen Einkünfte, und bestritt davon seine Werbungen. Bald hatte er ein Heer beisammen, mit dem er die königlichen Truppen erwartete. Diese erschienen schon im Oktober, angeführt von dem Grafen von Harcourt, doch begleitete sie auch der junge König selbst mit seiner Mutter und dem ganzen Hofe. Man war eben in Poitiers, als — der verbannte Mazarin in päpstlichem Pompe, Trotz aller erneuerten Edicte des Parlaments, erschien, begleitet von einem kleinen Heere, das der Marschall von Hocquincourt anführte, und dessen Officiere sämmtlich grüne Schärpen (die Farbe der Hausbedienten des Kardinals) trugen. Zwei Meilen weit war ihm der König und sein Bruder an der Spitze der Leibwache entgegengeritten, und so freundlich empfing er ihn, daß ein Fremder nicht errathen haben würde, wer von beiden der Herr, und wer der Diener sey.

Mit dem Anbruch des Frühlings begannen die kriegerischen Operationen. Condé, der nun öffentlich für einen Majestätsverbrecher erklärt worden war, zeigte sich seines alten Feldherrnruhms nicht unwürdig. Er überfiel einen Theil der königlichen Truppen bei Blenau (6. April 1652) so unerwartet, daß derselbe fast gänzlich niedergemacht ward, ehe der tapfere Türenne, der die andere Abtheilung commandirte, davon Nachricht erhielt. Allein jetzt mußte er aus Mangel an Mannschaft mehr vertheidigungsweise verfahren. Diese langweilige Art, den Krieg zu führen, behagte ihm nicht; er überließ daher die Truppen seinen Officieren, und ging nach Paris, wo damals weder Hof noch Garnison war, und wo das Volk, seit des verhaßten Mazarins Rückkehr, ihn wieder anbetete. Der Coadjutor, seit kurzem endlich Kardinal von Retz, verhielt sich jetzt ruhig, und das Parlament, in seinem Innern getheilt, schwankte hierhin und dahin.

Auch in dieser mißlichen Krise trug Mazarins Schlauheit den Sieg davon. Er fing an mit dem Prinzen zu unterhandeln, und zog diese Unterhandlungen so in die Länge, daß die Pariser sich über die Unthätigkeit ihres Helden nach gerade eben so sehr langweilten, als sie vorher seiner Kühnheit Beifall zugejauchzt hatten. Da man endlich sahe, daß es dem Kardinal mit allen seinen Unterhandlungen doch kein Ernst sey, so begab sich der Prinz zuletzt wieder zu seinen Truppen, die aber durch Desertionen und Scharmützel sehr zusammengeschmolzen waren, während Türenne die seinigen ansehnlich verstärkt hatte. Gleich das erste Zusammentreffen bei-

der Feindeshaufen, bei Etampes, war dem Prinzen sehr nachtheilig, indem Türenne ihm durch seine unerwartete Ueberraschung mehr als tausend seiner besten Leute niedermachte, und gegen 1700 gefangen bekam. In der Eil mußte Condé den Herzog von Lothringen zu Hülfe rufen, der auch mit seinen 8000 Mann, die er Jahr für Jahr an die Spanier zu vermiethen pflegte, bald genug erschien, aber, da ihn Condé nicht regelmäßig genug bezahlen konnte, lieber eine ansehnliche Abkaufungssumme von Mazarin annahm, und dafür wieder umkehrte, nicht ohne die auf seinem Wege gelegenen Oerter, ja selbst die Vorstädte von Paris, recht hunnisch zu verheeren.

Nach diesem neuen Verlust blieb dem Prinzen nichts übrig, als sich mit seinen wenigen Truppen in die Hauptstadt selbst zu werfen. Sogleich aber rückte ihm Türenne nach, und erreichte ihn in der Vorstadt St. Anton. Condé verschanzte sich in der Eil so gut er konnte; sein Geschütz stellte er am Rande des Grabens zwischen der Stadt und Vorstadt auf, die Eingänge in die 3 Straßen, aus denen die Vorstadt bestand, versperrte er durch Barricaden, und die daran stoßenden Häuser besetzte er mit Musketieren. Die Vertheidigung der mittelsten Straße hatte er selbst übernommen, in der Straße Charenton (zur rechten Hand) stand der Herzog von Nemours, und in der Straße Charonne (linker Hand) der Marschall von Tavannes. Türenne wagte es nicht, den Feind in dieser Lage anzugreifen, aber Mazarin, der diesen mißlichen Handel so schnell als möglich entschieden zu sehen wünschte, bestand darauf. Es erhob sich daher in diesen

engen Straßen ein Gefecht, desgleichen an Wuth und Erbitterung wohl wenige geliefert worden sind. Dem Prinzen gegenüber stellte sich Türenne, und rechts und links kommandirten die Marquis von Navailles und St. Maigrin. Der letztere überwältigte zuerst die Barricaden von der Straße Charonne, trieb den Feind nach tapfrer Gegenwehr bis an den Platz am Thor, wurde aber von dem Prinzen, der den Fliehenden zu Hülfe eilte, wieder durch die lange Straße zurückgejagt, und verlor selbst in dem heftigen Feuer, das allenthalben aus den Fenstern auf seine Leute herabdonnerte, das Leben. Noch hitziger war der Kampf in der Straße Charenton. Hier fochten die Herzoge von Beaufort, Nemours und Rochefoucault gegen die königlichen Truppen mit unbezwinglicher Tapferkeit. Dreimal wurden sie zurückgeschlagen, dreimal erneuerten sie den Angriff wieder, und jagten durch Blut und Leichen ihre Gegner wieder über die Barricade hinaus. Selbst in der mittelsten Straße, wo Türenne einen Haufen nach dem andern anführte, und das Gedränge am wüthendsten ward, konnte die unwiderstebliche Escadron des braven Condé selbst nach einer siebenstündigen Arbeit nicht überwältigt werden. Nach einem fürchterlichen Feuer und unzähligen hingestreckten und im Getümmel zertretenen Leichen beschloß Türenne, sich zurückzuziehen, und die Ankunft des Marschalls la Ferté zu erwarten, der mit einer Verstärkung im Anzuge war. Beide Partheien machten also eine Art von Stillstand, um wieder Athem zu schöpfen, und sich auf einen neuen Kampf vorzubereiten (2. Jul. 1652).

Mazarin und der Hof hatten diesem wüthenden Gefecht auf der Anhöhe von Charonne, und die Pariser von den Mauern, Dächern und Thürmen ihrer Stadt zugesehen. Die Rachsucht des Kardinals von Retz (ehemaligen Coadjutors) war dabei nicht müßig zum Untergange des Prinzen gewesen. Er hielt diese ganze Zeit über das Stadtthor fest verschlossen, und tilgte selbst das Mitleid mit dem Prinzen aus den Herzen der Bürger, indem er überall aussprengte, der ganze Lärmen sey nur ein Spielgefecht, Condé habe sie verrathen, und längst vorher einen geheimen Frieden mit dem Hofe gemacht; jenes Geplacker sey nur darum verabredet, damit es scheinen solle, als habe Condé den Vortheil der Fronde bei der Abschließung des Friedens nicht bedenken können. Selbst der Herzog von Orleans ließ sich durch diese Bosheit täuschen, und rührte sich daher nicht aus seinem Pallaste.

Seine Tochter, die Prinzessin von Montpensier, ein kluges, entschlossenes, und für Condé sehr theilnehmend gesinntes Fräulein, war von der Wahrheit besser unterrichtet. Uneingedenk ihres Geschlechts und Standes begab sie sich selbst auf das Rathhaus, stimmte Parlament und Volk zu Gunsten Condé's um, eilte dann in die Antonsstraße, und ließ das Thor (mit Bewilligung ihres Vaters) öfnen. Dies geschah einen Augenblick vor dem erwähnten Stillstand. Condé war nicht so bald von dem wesentlichen Dienst benachrichtigt, den ihm die Prinzessin erwiesen, als er in die Stadt eilte, um seiner Wohlthäterin zu danken. Athmenlos, den bloßen Degen in der Hand, weil er die Scheide verloren, mit zer-

streuten Haaren, Gesicht und Kleider mit Staub, Schweiß und Blut bedeckt, und den Harnisch voller Schrammen und Stöße — stürzte er ins Zimmer, und warf sich ermüdet in einen Lehnstuhl. „Ach, meine Gute, sagte er, Sie sehen hier einen zur Verzweiflung gebrachten Menschen. Ich habe alle meine Freunde verloren. Nemours, Rochefoucault, Clinchamp sind tödtlich verwundet." Thränen rollten ihm bei diesen Worten die Wangen herab. Die Prinzessin, die bessere Nachrichten von diesen Herren hatte, tröstete ihn. Er wollte hierauf wieder fort, und bat nur, sein Feldgeräth in die Stadt zu lassen. Die Prinzessin stellte ihm vor, wie weit sicherer er gehen würde, wenn er lieber sein ganzes Volk hereinzöge. Aber dagegen sträubte er sich lange. „Man soll mir nicht vorwerfen, rief er, daß ich vor den Mazarinern geflohen sey!" Er eilte hinaus, kam aber nach einigen Stunden wieder, und besprach sich nun auch mit dem Herzog von Orleans. Die Prinzessin dagegen ging in die Bastille, und ließ die Kanonen dieses Castells gegen die königlichen Truppen vor der Vorstadt richten. Von hier aus bemerkte sie zugleich, daß der Marschall la Ferté mit den erwarteten Hülfstruppen sich eben mit Türenne vereinigte. Nun war es hohe Zeit, die Condéischen Truppen in die Stadt zu flüchten. Hastig setzte ihnen Türenne nach, allein jetzt ließ die Prinzessin oben auf der Bastille die Kanonen losbrennen, und dies hielt die Verfolgenden zurück. Die Fliehenden kamen glücklich hinein, worauf das Thor sogleich wieder geschlossen ward. Als das Volk den wahren

Zusammenhang aller dieser Ereignisse erfuhr, brach es in die ausgelassensten Lobeserhebungen des Helden aus, jedermann sprach mit Abscheu von Mazarin, und mit Verachtung von dem Könige und seiner Mutter, die jetzt wie Verbannte in der Irre umherschweiften. Das Parlement ging gar so weit, den Prinzen zum Generalissimus der Armee, und den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs zu ernennen, eine gehässige Erinnerung an jene revolutionären Zeiten, da der Herzog von Mayenne den letztern Titel geführt hatte.

Dem Kardinal Mazarin war bei diesen Umständen nicht wohl zu Muthe, zumal da er erfuhr, daß der Herzog von Lothringen und der General Fuensaldagna mit 25,000 Spaniern aus den Niederlanden im Anmarsch wären, die Parthei des Prinzen zu unterstützen. Er ließ sogar schon bei dem Statthalter der Normandie anfragen, ob man wohl den König sicher dorthin flüchten könne. Allein Türenne verwarf diese schimpfliche Maaßregel der Furchtsamkeit. Auf seinen Rath ward der Hof nach Pontoise gebracht, und er selbst nahm bei Compiegne mit dem Heere eine der vortheilhaftesten Stellungen. Mazarin flößte darauf durch falsche Briefe dem spanischen General Verdacht gegen Condé's Ehrlichkeit ein, und so blieb derselbe an der Gränze stehen.

Wahrlich eine seltsame Lage der Dinge! Condé hatte die Stadt inne, und wollte doch nicht Regent seyn; der König wagte sich nicht hinein, und wurde doch von seinem Volke nicht gehaßt. Alle diese Schmach und Unruhe litt er um eines Ministers wil-

len, von dem seine Mutter nun einmal nicht lassen wollte. Er wollte noch einen königlichen Befehl wagen, und verlangte, daß das Parlement sich nach Pontoise begeben sollte. Drei Präsidenten, der Siegelbewahrer, der Generalprocurator und 11 Räthe gehorchten, die übrigen blieben zurück, so daß man jetzt zwei Gegenparlemente sah, die in nichts übereinkamen, als in ihrem Haß gegen Mazarin. Da dieser Minister endlich selbst einsah, daß seine Gegenwart allein den so nöthigen Frieden verzögere, so entschloß er sich zu einer zweiten Selbstverbannung, und ging nach Sedan. Doch blieb er nicht allein auch dort in der engsten Gemeinschaft mit dem Hofe, sondern er hatte auch das feste Versprechen des Königs und seiner Mutter, auf das ehrenvollste zurückgerufen zu werden, sobald ihre Autorität und die öffentliche Ruhe gehörig wieder hergestellt seyn würde (19. Aug. 1652).

Jetzt war dem Prinzen aller Vorwand zum fernern Kriege abgeschnitten. Auch war das Volk, das ohnehin durch die Drangsale des nahen Krieges viel leiden mußte, bereits sehr lau gegen ihn geworden. Eine aus seinen Ausschweifungen entstandene Krankheit zwang ihn überdies in der entscheidendsten Epoche zur Unthätigkeit, und da die Pariser nun vollends dem König für Mazarins Entlassung dankten, und ihn um seine Rückkehr in die Hauptstadt ersuchten, so glaubte sich jener nicht mehr sicher in Paris, und ging mit dem Rest seiner Truppen nach Champagne, wo er sich den Spaniern in die Arme warf. Am 21. Okt. (1652) hielt der König wieder seinen Einzug, und ward dankbar und liebreich

von seinem Volke empfangen. Die ganze Stadt war nun auf einmal wieder so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre. Alle Anhänger des Prinzen erhielten Verzeihung, nur mußten die vornehmsten derselben, unter denen auch der Herzog von Orleans und dessen heldenmüthige Tochter war, Paris verlassen. Am schlimmsten ging es dem Kardinal Retz. Ihn traf Mazarins Haß am stärksten, weil er seiner Eifersucht der nächste war, und da er nach seinem offenen, freimüthigen Charakter die Kühnheit hatte, selbst auf das Louvre zu gehen, und der Königin ohne alle Entschuldigung unter die Augen zu treten, so ward er festgenommen (18. Dec.), und zuerst nach Vincennes, hernach nach Nantes gebracht. Am letztern Orte entkam er zwar aus dem Gefängniß, und irrte eine Zeitlang flüchtig umher, starb aber endlich doch in der Einsamkeit, weit entfernt von dem glänzenden Ziele, das er sich einst in glücklichern Jahren vorgesteckt haben mochte.

Seine Entfernung erleichterte Mazarins Rückkunft ungemein. Dieser hatte an den Gränzen 4000 Mann zusammengeworben, und mit denselben den Spaniern einige eroberte französische Plätze wieder abgenommen. Der Ruf dieser unerwarteten Heldenthat ging vor ihm her, und am 3. Febr. 1653 erschien er selbst vor den Thoren von Paris, in einem weit glänzendern Aufzuge, als in welchem der König vor drei Monaten zurückgekehrt war. Der junge Monarch fuhr ihm mit vielen Prinzen und Edelleuten, und begleitet von seinen Garden und Gensdarmen entgegen, und da der Kardinal in einiger Entfernung aus dem Wagen stieg, so that Ludwig

dasselbe, und bei der Begrüßung umarmte er ihn wie seinen Vater. Er nahm ihn darauf zu sich in seinen eigenen Wagen, und das Volk, das ihn so geehrt von seinem Könige sah, glaubte ihn nun nicht weniger ehren zu müssen, und war unerschöpflich in Jubelausrufen und Schmeichelnamen. Das Parlement, welches noch vor kurzem einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, gab ihm jetzt ein großes Gastmahl auf dem Rathhause, wobei er Geld unter das Volk werfen ließ, eine Großmuth, die ihm nun vollends die Vergötterung zuwege brachte.

Von nun an erlebte Mazarin nichts als Triumphe. Guienne, welches die Freunde Condé's noch im Aufruhr erhalten hatten, ward durch Waffengewalt beruhigt; der Krieg mit Spanien, der während der innern Unruhen nur schläfrig war betrieben worden, ward jetzt mit Nachdruck fortgesetzt, und obgleich der große Condé, ein zweiter Coriolan, an der Spitze der Vaterlandsfeinde stand, so konnte er doch gegen den vorsichtigen Türenne nichts ausrichten. In Paris vergaß man den Helden bald, der seine glänzenden Talente doch nur zur Störung der Ruhe seiner Mitbürger angewendet hatte; seine eigenen Geschwister sagten sich von ihm los, die Herzogin von Longueville ging in ein Kloster, um ihrem auf Buhlereien und Intriguen unrühmlich verwendeten Leben wenigstens ein sittsames Ende zu geben, und ihr Bruder Conti söhnte sich mit der Hofpartthei so ernstlich aus, daß er sogar eine Nichte Mazarins heirathete. Nach solchen Schritten konnte es der Hof wohl wagen, dem älteren Bruder (Condé) den Prozeß zu machen. Er ward vom Parlement

als Majestätsverbrecher des Todes schuldig erklärt, und einstweilen aller seiner Würden und Güter entsetzt (24. März 1654).

6.

Ludwigs XIV. Lehrjahre.

(1654 — 1661.)

So darf man wohl die letzten Lebensjahre Mazarins nennen, in denen der hochfahrende, herrschsüchtige Geist des jungen Prinzen gänzlich von dem schlauen Rathe dieses Ministers geleitet ward, der ihn durch Worte und Beispiel lehrte, wieviel ein Regent sich erlauben dürfe, der die Kraft und die Frechheit habe, durch die strengste Consequenz aller seiner Handlungen seine Unterthanen an den Glauben zu gewöhnen, daß sein Wille das höchste Gesetz, und sein Vortheil der erste Zweck alles gemeinschaftlichen Strebens seyn müsse. Und nie fand ein Lehrer einen gelehrigern Schüler, denn es zeigte sich schon in Ludwigs ersten Kinderjahren, daß diesem Prinzen ein Temperament beschieden sey, das ihn eben so entzündbar für alle Leidenschaften, als unersättlich in allen Arten von Genüssen machte. Was ein solcher Mensch einst auf dem Throne seyn würde, ahnte schon damals jeder Freund der Menschheit mit banger Besorgniß, und die Welt hat es, theils mit Schrecken, theils mit Erbitterung, gesehen. Er war noch nicht 16 Jahre alt, als er einmal auf die Nachricht, das Parlement habe sich eigenmächtig versammelt, um gegen eine vom Hofe bekannt gemachte Verordnung eine Vorstellung ab-

zufassen, plötzlich von Vincennes nach Paris gesprengt kam, und wie er war, in Jagdkleidern, Stiefeln und Sporen, und die Reitpeitsche in der Hand, in die Rathsversammlung trat, um diese in den derbsten Ausdrücken für ihre Widersetzlichkeit zu züchtigen. Die alten und zum Theil sehr achtungswerthen Männer fühlten sich durch dies außerordentliche Verfahren tief gekränkt, und thaten deshalb bescheidene Vorstellungen, allein der despotische Act war doch einmal ausgeübt, und als bei einer andern Gelegenheit das Parlement sich nochmals eine Prüfung königlicher Edicte erlauben wollte, wurden ein Paar Mitglieder desselben sogar ins Elend verwiesen. Seitdem hat dies Collegium nie wieder einen Versuch gemacht, sich dem Könige an Autorität gleich zu stellen, vielmehr hat es nur zu oft die Hand zur Ausführung seiner despotischen Plane geboten. Auch Mazarins Anmaßungen fanden jetzt keinen Widerspruch mehr, ungeachtet sie mit seiner Sicherheit zunahmen. Er behandelte die vornehmsten Herren wie seine Diener, ließ sich während des Barbierens oder Ankleidens auf seinem Zimmer, oder während er mit seinen Affen spielte, die Staatssachen vortragen, und erlaubte niemandem mehr, selbst dem Kanzler nicht, in seiner Gegenwart niederzusitzen. Den jungen Monarchen, der schon als Knabe eine ausschweifende Neigung zum weiblichen Geschlechte verrieth, fesselte er dadurch noch mehr an sich, daß er demselben einen ungeziemenden Umgang mit einer seiner Nichten nachsah, und auch sonst, wo es sich irgend thun ließ, seinen stürmischen Leidenschaften schmeichelte.

Der alte Krieg mit Spanien dauerte indeß noch

immer fort. Frankreichs Ansehen und Hülfsquellen zu verstärken, suchte Mazarin jetzt mit großem Eifer ein Bündniß mit England nach. Dort war damals in einer blutigen Revolution der Königsthron umgestürzt worden, und ein Emporkömmling voller Einsicht und Entschlossenheit, Namens Cromwel, hatte unter dem Titel eines Protectors die oberste Gewalt an sich gerissen. Mit diesem also wurden die Unterhandlungen angeknüpft. Ludwig schickte ihm einen Brief mit der Aufschrift: „An Seine durchlauchtige Hoheit, Oliver Cromwel, Lord Protector von England, Schottland und Irland." Der stolze Demagoge steckte das Schreiben uneröfnet in die Tasche, und wendete dem Gesandten den Rücken zu. Erstaunt fragte dieser nachher den Staatssecretär um die Ursach dieses seltsamen Betragens. Dieser sagte ihm, der Protector verlange von jedem Könige den Titel Bruder. — „Mein Gott, sagte der junge Ludwig zu Mazarin, wie kann ich solchen Menschen meinen Bruder nennen?" „Warum nicht? entgegnete dieser. Nennen Sie ihn Vater, wenn es Noth thut, und wenn Sie dadurch das erhalten, was Sie verlangen." — So ward demnach die Aufschrift verändert, Cromwel wurde der gefälligste Mann, und das Bündniß kam schnell zu Stande.

Wie emsig der Kardinal darnach gestrebt habe, seinem jungen, ihn scharf beobachtenden Herrn immer neue Beweise von seiner Weisheit, und eben dadurch von seiner Unentbehrlichkeit zu geben, mag folgende Anekdote zeigen. Der herrliche Türenne hatte um diese Zeit in den Niederlanden einige bewunderns=

würdige militärische Operationen gemacht, und besonders am 14. Jun. 1658 in den Dünen (Sandhügeln) bei Dünkirchen einen entscheidenden Sieg über die Spanier und seinen ehemaligen Waffenbruder Condé davon getragen, worauf Dünkirchen selbst, eine Stadt von großer militärischer Wichtigkeit, an die Franzosen übergegangen war. Der König selber kam am 25. Jun. mit seinem Minister herbei, um die Besatzung ausziehen zu sehen, und hielt darauf selbst seinen Einzug in die Stadt. Mazarin hatte an allen diesen Expeditionen keinen weitern Antheil, als daß er der Lieferant des Heeres gewesen war, wobei er einen mehr als jüdischen Wucher getrieben hatte, während der König selber so arm war, daß er sich während seines Aufenthalts bei der Armee immer bei Mazarin oder Türenne zu Gaste bitten mußte. Um sich nun aber ein rechtes Ansehn zu geben, ließ er den Marschall von Türenne durch einen Vertrauten bitten, ihm doch gewandsweise einen Brief zu schreiben, und darin zu bezeugen, daß er die Schlacht in den Dünen einzig auf seinen (des Kardinals) Befehl, und nach seinen Planen geliefert habe, für welche Gefälligkeit er ihm gern alles, was er nur verlangen würde, bezahlen wolle. Türenne hätte aber nicht Türenne seyn müssen, um so einen Vorschlag eingehen zu können.

Endlich nach langem Blutvergießen kam der Friede zu Stande. Man nennt ihn den pyrenäischen, weil die Unterhandlungen auf einer kleinen Insel in dem Flusse Bidassoa, welcher innerhalb der Pyrenäen Frankreich und Spanien scheidet, gepflogen und abgeschlossen wurden. Die Vermittler waren

Mazarin und der spanische Minister, Graf von Haro. Am 7. Nov. 1659 ward die Schrift, die aus 124 Artikeln bestand, unterzeichnet. Frankreich gewann nicht nur in diesem Frieden eine Menge Städte und Dörfer in Flandern, Hennegau, Luxemburg und zwischen der Sambre und Maas, sondern auch ein baares Capital von 500,000 Goldkronen, als Brautschatz für die Infantin Maria Theresia, die dem jungen König als Unterpfand des ewigen Friedens zur Gemahlin bestimmt worden war. Diesem Artikel lag eine feine politische Berechnung Mazarins zum Grunde. Der Bruder dieser Prinzessin, baldiger Nachfolger seines Vaters, (der nachmalige König Karl II. von Spanien) versprach weder ein langes Leben, noch eine Nachkommenschaft, und alsdann hoffte Ludwig XIV. als nächster Erbe, wo nicht den Thron von Spanien, doch die spanischen Niederlande mit Frankreich vereinigen zu können. Ihm diese Aussicht abzuschneiden, bestand Spanien darauf, daß die Infantin im Voraus auf jede Art von Erbfolge Verzicht thun solle. Mazarin unterschrieb und beschwor auch diesen Punkt unbedenklich, und entfernte auch von dem König jeden Gewissensscrupel deshalb, vermittelst einer jesuitischen Auslegung des Sprichworts: kommt Zeit, kommt Rath. Und freilich hätten das die spanischen Politiker auch wohl bedenken können. — Einige Punkte des pyrenäischen Friedens betrafen die Wiedereinsetzung Condé's und des Herzogs von Lothringen in ihre Güter, auf welche Bedingung Spanien bestanden hatte. Der letztere mußte mehrere Plätze seines Landes nebst einer mitten durch dasselbe hindurch gehenden Heer-

straße eine halbe Meile breit und 30. M. lang, von Metz nach Elsaß, an Frankreich abtreten. Condé kam nach Frankreich zurück, und erhielt seine Güter wieder. Zu Aix machte er dem jungen Könige sein Compliment, dankte, und bat um Verzeihung. Mit französischer Höflichkeit antwortete ihm Ludwig: „Mein Vetter, nach den großen Diensten, die Sie meiner Krone erwiesen haben, erinnere ich mich eines Uebels nicht mehr, das nur Ihnen selbst geschadet hat.“

Am 9. Jun. 1660 empfing der junge Monarch seine neue Gemahlin zu St. Jean de Luz, und hielt mit ihr einen äußerst glänzenden Einzug in Paris. Einige Monate früher war der Herzog von Orleans, des Königs Oheim, im 52sten Jahre seines Alters gestorben (2. Febr.)

Ludwig XIV. ist fast einzig in dem rastlosen Bestreben, durch Erweiterungen seines Gebiets die Sicherheit und Bestimmung seines Staats zu vollenden. Er hat daher zu allen Eroberungskriegen, die er während seiner 72jährigen Regierung geführt, immer zuerst den Anlaß gegeben, überzeugt, daß nur die Politik, welche offensiv verfährt, zu ihrem Zwecke kommt, hat sich aber bei denen Tadel zugezogen, die dem rechtlichen Erhaltungsprinzipe das historische Bildungsgesetz unterordnen. Die erste Probe seiner Grundsätze legte er 1660 ab, als die Mutter und Großmutter des kleinen Prinzen Wilhelm von Oranien (der in der Folge Statthalter der vereinigten Niederlande und König von Großbrittannien wurde) sich über die Vormundschaft und die Verwaltung der Güter desselben stritten. Obgleich dieser Streit bald beigelegt wurde, so wollte doch Lud-

wig, als Lehnsherr des Fürstenthums Orange, durchaus Schiedsrichter seyn, und ließ das letztere Ländchen auf der Stelle besetzen. Das Ministerium entschied darauf, daß, da die stark befestigte Stadt Orange immer ein Zufluchtsort für französische Aufrührer und Verbrecher gewesen sey, nichts anders übrig bleibe, als — sie dem Gebiet von Frankreich auf immer einzuverleiben.

Der Kardinal Mazarin hatte von seiner Reise in die Pyrenäen einen äußerst geschwächten Körper zurückgebracht, und ging von der Zeit an langsam dem Tode entgegen. Die ihm noch übrige Zeit benutzte er dazu, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, und den König in seinen Regierungsgrundsätzen recht zu befestigen. Er rieth ihm, keinen ersten Minister mehr anzunehmen, sondern selbst zu regieren. Den bisherigen Oberaufseher der Finanzen, Marquis von Fouquet schilderte er ihm als einen eigennützigen und gefährlichen Mann; dagegen empfahl er ihm einen Herrn von Colbert als den trefflichsten Kenner dieses Faches, und zu Staatsräthen die beiden gewandten Sekretäre le Tellier und Lionne. Außer diesen mündlichen Lectionen, denen der junge König sehr aufmerksam zuhörte, hinterließ er ihm noch einen ausführlichen schriftlichen Plan, nach dem er künftig regieren könnte.

Nicht ohne Gewissensunruhe konnte der Sterbende an die ungeheuren Schätze denken, die er während seiner Herrschaft zum Schaden des französischen Staats an sich gerissen hatte. Damit niemand die wahre Größe der ganzen Summe erfahren möchte, verbot er, ein Inventarium darüber zu machen.

Französische Schriftsteller gehn in ihren ungefähren Schätzungen bis auf 100, ja sogar bis auf 200 Millionen Livres! Sein bloßer Juwelenreichthum übertraf den königlichen bei weitem. Er vermachte der Krone 18 der schönsten und größten Diamanten, die man noch lange nach ihm die 18 Mazarins genannt hat; der Königin Mutter einen Ring mit einem großen Diamant und einigen andern seltenen Stücken, der jungen Königin einen Strauß von 50 Diamanten, und dem Bruder des Königs 31 Smaragde. Dem Papste schenkte er 600,000 Livres zur Führung des Türkenkrieges in Kandia, der Prinzessin von Conti 200,000 Thaler und eben so viel der Prinzessin von Modena, dem Herzoge von Vendome, und der Gräfin von Soissons. Seiner Schwester setzte er ein Jahrgeld von 18,000 Livres aus; seinem N*ffen vermachte er das Herzogthum Nevers, 900,000 Livres baar, beträchtliche Renten von einigen andern Gütern, die Hälfte seines Hausgeräths, und sein ganzes Vermögen zu Rom, das sich auf mehrere Millionen belief. An Gnadengeldern für Gelehrte und Künstler, desgleichen an Vermächtnissen für Klöster und milde Stiftungen ließ er es auch nicht fehlen. Das Collegium der vier Nationen zu Paris ist seine Stiftung; ihm vermachte er auch seine Bibliothek. Die Armen erhielten — 1500 Thaler. Die langwierige Krankheit machte ihn sehr zahm. Er starb wie ein gemeiner Katholik, unter langen Gebeten, Krucifixküssen, Ohrenbeichten, Oelungen, und vielfältiger Sündenbereuung, am 9. März 1661, im 59sten Jahre seines Alters. Das ganze Königreich freute sich über seinen Tod. Ludwig selber,

obgleich er heuchlerischer Weise seinen ganzen Hof die Trauer, wie um ein fürstliches Haupt, anlegen ließ, war sehr froh, eines lästigen Führers entledigt zu seyn, dessen er jetzt nicht mehr zu bedürfen glaubte. Ganz frei wurde er indessen erst fünf Jahre später, als auch seine Mutter starb. (1666, 64 Jahre alt.)

7.

Ludwigs XIV. Regierungsanfang.

(1661 — 1667.)

Der nunmehr 23jährige König erklärte alsbald im Staatsrathe, daß er nun die Regierung selbst übernehmen wolle. Er befahl den Staatssekretären, künftig nichts ohne seinen Befehl zu unterzeichnen, und ihm von allen Geschäften Bericht abzustatten. Fouquet wurde angewiesen, Colberten von nun an bei den Finanzgeschäften zu brauchen. Zu Ministerstellen wurden die von Mazarin vorgeschlagenen Räthe befördert. Eine scharfe Untersuchung erging über die bisherige Verwaltung der Finanzen. Das Ende davon war Fouquets Einziehung und Verurtheilung zu einer ewigen Gefangenschaft auf der Festung Pignerol. Der König war so erbittert auf ihn, daß er ihn gern auf der Blutbühne gesehen hätte, aber der brave Parlementsrath von Ormesson, der Referent in diesem Prozesse war, und ihn nicht so schuldig fand, als man ihn gern haben wollte, antwortete standhaft: „Ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir eingeben werden.“ Dieselbe Antwort hallte ihm noch 12 Jahre nachher höhnisch vom

Hofe wieder, als der redliche Mann um die Stelle eines Requetenmeisters für seinen Sohn anhielt.

Colbert *), der Nachfolger Fouquets unter dem Titel eines Generalkontrolleurs der Finanzen, ist der unschätzbare Mann, ohne dessen Thätigkeit, Weisheit und Uneigennützigkeit Ludwig XIV. wenig oder nichts von allem dem hätte möglich machen können, wodurch seine Regierung so glänzend geworden ist. Ihm verdankt Frankreich seinen Handel, seine Fabriken und eine Menge neuer Einrichtungen in den Organen der Staatsverwaltung, die noch lange nach seinem Tode der Segen des Landes und das Muster für alle benachbarte Staaten gewesen sind. Durch eine zweckmäßigere Einrichtung des Steuerwesens war es ihm möglich, die Last der ärmern Klasse beträchtlich zu erleichtern, und doch dem Könige weit gewissere und reichlichere Hülfsquellen zu eröfnen. Er schloß zuerst Handelsverträge mit den Niederländern, Dänen und Schweden, kaufte dem unbedachtsamen König Karl II. von England Dünkirchen für 400,000 Pf. St. ab, machte den Hafen dieser Stadt und den von Marseille zu Freihäfen, und zog dadurch den levantischen Handel nach diesem, und den nordischen nach jenem hin. Unverständige Zolleinrichtungen, die bisher den Handel erschwert hatten, wurden abgeschaft, und die französischen Landesproducte, die bisher von den Engländern und Holländern abgeholt worden waren, wur-

*) Vollständig: Johann Baptist Colbert, Marquis von Seignelay, geboren zu Rheims im August 1619, † den 6. Sept. 1683.

den fortan von französischen Schiffern selber ausgeführt. In der bisher wüsten Insel Cayenne in Südamerika und auf Madagaskar wurden mit Glück französische Kolonien angelegt (1664), und in West- und Ostindien ward zum großen Schaden der Engländer und Holländer eine nach dem Muster beider organisirte Handlungscompagnie gegründet. Beiden schoß der König beträchtliche Summen vor, viele Vornehme liehen ihre Kapitale dazu her, ja die ganze Nation beförderte das Unternehmen. Dreizehn Millionen Livres wurden allmälig aufgewandt, um den sogenannten königlichen Kanal in Languedoc zu ziehen, der das mittelländische mit dem atlantischen Meere verbindet, und von dem Hafen von Cette in die Garonne unterhalb Toulouse führt (1664). Jener Hafen von Cette, so wie der bei Rochefort, wurden jetzt erst angelegt, und an dem letztern Orte ward zugleich ein Seehospital, ein Zeughaus, und eine Schule zur Erlernung des Seewesens errichtet (1666).

Colberts Hauptaugenmerk aber waren die Manufacturen, und von Jahr zu Jahr wurden deren neue angelegt. Der durch die vielen Bürgerkriege ertödtete Kunstfleiß der Franzosen lebte jetzt herrlich wieder auf, und bald nahmen es die französischen Fabrikanten mit den englischen und holländischen auf, für deren Waaren bisher soviel Geld aus dem Lande gegangen war. Im Jahre 1669 zählte man schon 44,200 Wollenweber in Frankreich. Seidenzeuge, Spiegel, Tapeten, Spitzen, Tuch, Leinwand, Gold und Silberdraht wurden in Menge verfertigt und ausgeführt, und von den Engländern erkaufte man

listig das Geheimniß der unlängst von ihnen erfundenen Strumpfwirkerstühle. Auch dem Ackerbau und den Künsten half Colbert auf. Im Jahr 1664 wurde die Akademie der Maler und Bildhauer, die Akademie der Musik und die Academie des inscriptions, 1666 die Akademie der Wissenschaften, und 1671 eine Akademie der Baukunst angelegt *). Ludwigs XIV. Prachtliebe gab den Künstlern aller Art Stoff und Ermunterung genug, wovon in der Folge noch mehr gesagt werden soll.

Den 1. Nov. 1661 ward dem Könige ein Dauphin geboren, der wegen der außerordentlichen Anstalten merkwürdig ist, welche dazu gemacht wurden, um ein Muster eines weisen und kenntnißreichen Regenten aus ihm zu bilden. Die berühmtesten Gelehrten Frankreichs wurden zu seinen Lehrern bestellt; zu seinem Unterricht ward eine Reihe von Ausgaben römischer Klassiker auf königliche Kosten — man rechnet 200,000 Livres — veranstaltet, die auf dem Titel die Worte in usum Delphini führten, und für ihn zunächst schrieb der Bischof Bossuet seine für jene Zeit vortrefliche Einleitung in die allgemeine Geschichte. Doch alle diese Bemühungen trugen keine Früchte. Nichts konnte eine lebhafte Neigung zu den Wissenschaften in dem jungen Prin-

*) Die erste französische Akademie hatte schon Richelieu 1635 errichtet, um sich bei den Schriftstellern, die dadurch Pensionen erhielten, einen guten Namen zu machen. Das ganze Akademienwesen, bei dem es auf Mittheilung der gelehrten Arbeiten abgesehen war, schreibt sich aus Italien her.

zen erwecken. Auch riß ihn der Tod noch früher als seinen Vater hin (14. April 1711).

Ludwig hielt sich bei seinem festen Körper und seinem feurigen Blut zu allen Arten von Genuß berechtigt, und nicht leicht hat wohl ein Herrscher das Leben im gemeinen Sinne des Wortes mehr genossen, als er. Eine Lustpartie drängte an seinem Hofe die andere, aus einem Rausche stürzte er sich in den andern, und Tausende von Menschen waren einzig für sein Vergnügen beschäftigt. Er führte die schlechte Sitte vieler seiner Vorgänger wieder ein, die im Umgange mit buhlerischen Maitressen eine Entschädigung für den Zwang der aufgedrungenen Gemahlin gesucht hatten; ein heilloses Beispiel für seine Unterthanen nicht allein, sondern auch für viele Fürsten des Auslands, die, geborne Nachäffer des Fremden, auch in diesem Punkte lauter Ludwige im Kleinen seyn wollten, und so die Vergifter der alten keuschen Zucht und die Zerstörer des schönen Glaubens an die Heiligkeit der Ehen wurden, ohne welchen doch kein häusliches Glück bestehen, und keine Kinderzucht gedeihen kann. Wie weit die Schamlosigkeit in diesem Punkte in Frankreich stieg, ist jugendlichen, reinen Gemüthern besser zu verhüllen als zu beschreiben.

Bei solcher Begierde nach Genusse sollte man eigentlich wohl keinen sehr thätigen Regenten in Ludwig XIV. erwarten, und doch muß man gestehen, daß seine Regierung zu den allerkräftigsten gehört, die Frankreich je gehabt hat. Eben jenes feurige Temperament, das ihn jedem Genusse nachzujagen trieb, machte ihn auch so empfindlich für den Ruhm,

daß er es zu den allerglänzendsten Genüssen zählte, von seinen Schmeichlern als der erste Monarch Europens, als Mehrer und Beglücker seines Reichs, und als Beschützer der Künste und Talente aller Art gepriesen, ja als ein Wesen höheren Geschlechts angebetet zu werden. Daß man ihn den Großen nannte, war eine der geringsten von den Schmeicheleien, die er täglich hören mußte. Alexander und Cäsar waren nichts gegen sein unbegränztes, allumfassendes Genie. Bei seiner Eifersucht nun auf sein Ansehen konnte ihm der Wille nicht fehlen, sich um alles bekümmern, alles prüfen, und jedermann meistern zu wollen. Diese Eigenschaft, verbunden mit seiner Hitze, machte ihn allen seinen Dienern furchtbar, so daß jeder sich zusammennahm, immer besorgend, daß der unruhige Monarch, auch nach langem Schwelgen in dem Schooß der Wollüste, doch einmal plötzlich den Einfall bekommen könne, nachzusehen, und dann von seinen Dienern die Treue doppelt strenge zu fordern, an der er selbst es so oft fehlen ließ. So ward er immer gut bedient, und niemand wagte es, auf seinem Posten zu schlummern. Er hatte Kraft und Gewandtheit zugleich, wie es nothwendig war; war unerbittlich im Zorne, freigebig im Belohnen und unwiderstehlich, wenn er schmeicheln wollte.

Die nächste Folge dieser Furchtbarkeit war die, daß alle bisher im Reiche bestandenen Spaltungen und Factionen aufhörten, kein Prinz vom Hause mehr an ein Partheimachen dachte, und die Statthalter so kurz gehalten wurden, daß der Hof sie mit einem Wink erreichen konnte. Aber auch auswärti-

ge Nationen sollten es erfahren, daß jetzt in Frankreich ein Herr regiere, der keinen andern neben sich dulde. Es war sonst gebräuchlich beim Einzuge eines fremden Gesandten in eine Residenz, daß alle andere Gesandten ihn feierlich einholten, und beim Einzuge eine bestimmte Rangordnung beobachteten. Unter Karl V. waren die spanischen Gesandten immer (als kaiserliche) die vordersten gewesen, und seitdem wollten sie es noch seyn. Aber jetzt war der König von Frankreich nicht mehr Willens, ihnen dies Vorrecht zuzugestehen. Als daher 1661 bei dem Einzug eines schwedischen Bothschafters in London der französische Gesandte dem spanischen vorfahren wollte, aber von den Spaniern und dem Londoner Pöbel überwältigt, und so hitzig bekämpft ward, daß sein Wagen zertrümmert, seine Pferde getödtet, und viele seiner Leute verwundet wurden, ward Ludwig XIV. wüthend, jagte den spanischen Gesandten aus Paris, berief den seinigen zurück, und schrieb dem König Philipp IV., seinem Schwiegervater, der Krieg sey vor der Thür, wenn er nicht eine glänzende Genugthuung erhalte. Der gute Philipp, der es nicht der Mühe werth hielt, seine Unterthanen um einen bloßen Gesandtenzwist in einen Krieg zu verwickeln, rief seinen Gesandten aus London zurück, und schickte 1662 den Grafen Fuentes nach Fontainebleau, der dann (24. März) in Gegenwart des Hofes und aller fremden Gesandten die Erklärung that, daß sein Monarch allen seinen Ministern befohlen habe, künftig bei öffentlichen Feierlichkeiten nicht mehr mit dem französischen Gesandten zusammenzukommen. Diese anständige Erklärung verdreh-

te Ludwig unredlicher Weise auf der Stelle, indem er sich mit den Worten an die übrigen Gesandten wendete: „Ich bitte Sie, Ihren Herren diese Erklärung zu melden, damit sie wissen, daß der katholische König allen seinen Gesandten befohlen habe, den meinigen bei aller Gelegenheit die Vorhand zu lassen.“

Noch weit empörender war die Art, mit welcher er das Jahr darauf (1662) von dem Papste Alexander VII. Respect verlangte. Sein Gesandter in Rom, ein Herzog von Crequi, beleidigte jedermann durch seinen unerträglichen Stolz, und seine Leute, die ihm glichen, machten sich ein rechtes Vergnügen daraus, die päpstliche Leibwache (die aus Korsen bestand) bei jeder Gelegenheit zu necken und verächtlich zu behandeln. Empört über diese Ungezogenheit befahl der General der päpstlichen Truppen, Don Mario Chigi, Bruder des Papstes, und der Kardinal Imperiali, Statthalter zu Rom, den Korsen, bei nächster Gelegenheit die Franzosen derb zu züchtigen. Bald (20. Aug. 1662) begegneten einige Bedienten des Gesandten dreien Korsen, fingen, wie gewöhnlich, Händel mit ihnen an, bekamen Schläge, wehrten sich, wurden von andern Franzosen, wie jene von andern Korsen unterstützt; endlich wuchs die Zahl der letztern über, ihre Wuth überschritt alle Gränzen; unter Anführung ihrer Officiere gingen sie sogar nach dem Pallast des Gesandten, schossen nach seinen Fenstern, ja nach dem Wagen seiner Gemahlin, die eben nach Hause kam; viele Franzosen wurden verwundet, ein Page getödtet. — Fürchterlich war der Lärm, den Ludwig

XIV. bei der Nachricht von diesem Vorfall erhob. Crequi mußte schleunig Rom verlassen, der päpstliche Gesandte zu Paris wurde von den französischen Reitern über die Gränze gebracht, die Spanier und verschiedene italiänische Fürsten wurden ersucht, 18,000 Franzosen den Durchzug durch ihre Gebiete zu erlauben, und kein Schreiben vom Papste ward angenommen. Als es endlich doch zu einer Unterhandlung kam, waren Ludwigs Forderungen so ausschweifend, daß ihre Erfüllung mit der päpstlichen Ehre kaum bestehen konnte. Unter andern sollte der Bruder des Papstes auf sechs Jahre des Landes verwiesen, und dem Kardinal Imperiali der Kardinalshut abgenommen werden. Als Alexander dagegen billige Vorstellungen that, gab Ludwig Befehl, Avignon und die Grafschaft Venaissin (bekanntlich damals dem Papst gehörig) mit der Krone Frankreich zu vereinigen. Dies geschah, und der daselbst befindliche päpstliche Legat ward an die savoyische Gränze gebracht. Der Papst ließ hierauf einen Corsen und einen Sbirren hinrichten, allein da das dem Könige noch nicht Satisfaction genug war, so ging wirklich eine französische Armee von 15,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern nach Italien ab. So bedrängt mußte sich der arme hülflose Papst wohl alles gefallen lassen. Am 12. Febr. 1663 ward deshalb ein förmlicher Friede zu Pisa unterzeichnet, worin der Papst versprach, einen Legaten nach Frankreich zu schicken, der nach einem vorgeschriebenen Aufsatze eine demüthige Abbitte der Beleidigung öffentlich thun sollte; die korsische Nation für unfähig zu erklären, jemals wieder im Kirchenstaat zu dienen; der ehe-

maligen korsischen Hauptwache gegenüber eine Schandsäule, die dies Decret enthielte und verewigte, zu errichten, auch den Häscherhauptmann in Rom, der bei dem Aufstande thätig gewesen, seiner Stelle zu entsetzen. Noch mehr, der Bruder des Papstes, Don Mario Chigi, sollte sich schriftlich entschuldigen, und auf sein Ehrenwort versichern, daß er an dem Frevel gegen den französischen Gesandten keinen Antheil gehabt habe, ja selbst der Papst sollte öffentlich eine Breve darüber ausgehen lassen, daß dieser Herr in dieser Sache ganz unschuldig sey. Auch sollte sich Don Mario so lange außerhalb Rom aufhalten, bis der Legat in Paris die Abbitte gethan. Der Kardinal Imperiali sollte sich persönlich in Paris rechtfertigen, und endlich, zum Uebermaaße des Hohns, sollte Don Augustin, ein Neffe des Papstes, nebst seiner Gemahlin, einer farnesischen Prinzessin, dem Herzog von Crequi und dessen Gemahlin bei ihrer Rückkehr nach Rom zehn Meilen weit entgegenkommen, und denselben ihr Mißvergnügen über den Vorfall vom 20. August bezeigen. — Der Papst erfüllte diesen entehrenden Vertrag pünktlich, und erhielt dafür Avignon und Venaissin wieder zurück. Drei Jahre nachher erlaubte Ludwig auch, die Schandsäule wieder niederzureißen, aber die Korsen durften seitdem nicht wieder nach Rom kommen.

Eine recht ungeduldige Sehnsucht hatte Ludwig, sein Reich mit einem recht beträchtlichen Landstrich zu vermehren, und dazu hatte er sich nach Mazarins Rath die spanischen Niederlande auserseben. Er wollte nur den Tod seines Schwiegervaters, Phi-

lipps IV. von Spanien, abwarten, und dann gleich losschlagen. Zu dem Ende bereitete er alles sorgsam vor. Colbert mußte fleißig die Kassen füllen, und damit er gegen Kaiser und Reich gesichert sey, schloß er vorläufig Bündnisse mit den drei geistlichen Kurfürsten, desgleichen mit Pfalz=Neuburg, Hessen, Münster, Würtemberg und Meklenburg=Schwerin. Es wurden jetzt zuerst Magazine angelegt, und ein Fonds zur regelmäßigen und gleichförmigen Bekleidung der Soldaten ausgemittelt. Vorher konnte sich jeder Soldat kleiden, wie er wollte, höchstens hatte es von dem Geiz oder der Freigebigkeit des Kapitäns abgehangen; daher viele Regimenter wie Bettlershaufen aussahen, oft sogar barfuß gingen, und meistens eben so erbärmliche Pferde hatten. Erst Ludwig XIV. führte die Uniformen ein, schärfte die Strenge der Subordination *) und brachte überhaupt das Kriegswesen auf einen ganz neuen Fuß. Das heißt, seine treflichen Generale thaten es auf seine Aufforderung; er selber verschwelgte unterdessen den größten Theil seiner Zeit in Hoffesten und Wollüsten.

8.

Erster Raubkrieg Ludwigs XIV.

(1667 — 1668.)

Endlich starb sein Schwiegervater Philipp IV. (1665) und nun nahm er sogleich als ein gerechtes

*) Die Strafe der Spießruthen kommt schon im 30jährigen Kriege, bei Philander von Sittewald, vor.

Erbe die spanischen Niederlande in Anspruch. Vergebens beriefen sich die Spanier auf die feierliche Entsagung der Infantin: Ludwig erklärte, diese Entsagung habe einmal als erzwungen keine Gültigkeit, und zweitens sey der ganze damalige Vertrag längst gebrochen, da die Spanier die Mitgift der Prinzessin nicht in den versprochenen Terminen bezahlt hätten. Unglücklicher Weise war damals Spanien in der allertraurigsten Verfassung, und der Kaiser, dessen alter Bundesgenosse, mit dem Türkenkriege überflüßig beschäftigt. Es fehlte an Geld, an geübten Truppen, an tüchtigen Generalen. So war es freilich dem einbrechenden Türenne ein Leichtes, einen großen Theil der spanischen Niederlande im ersten Anlauf wegzunehmen.

Ueber diesen Krieg und die reißenden Fortschritte der Franzosen in demselben waren fast mehr noch als die Spanier, die Holländer in Sorgen, denn es mußte diesen auf alle Weise lieber seyn, ein schwaches spanisches Gebiet zwischen sich und Frankreich zur Scheidewand, als das letztere zum unmittelbaren Nachbar zu haben. Sie eröfneten deshalb in größter Stille mit England und Schweden geheime Unterhandlungen, und schlossen unter dem Namen der Tripelallianz mit beiden einen festen Bund, kraft dessen sie sich verpflichteten, zuerst als Vermittler zwischen Frankreich und Spanien aufzutreten, nachher aber, im Fall ihre gütliche Dazwischenkunft fruchtlos seyn sollte, zur See und zu Lande über Frankreich herzufallen.

Ludwig stutzte über die Betriebsamkeit der Holländer nicht wenig, doch unterdrückte er für jetzt

noch seinen Zorn, und schien sich auf ihre Friedensvorschläge willig einlassen zu wollen. Dabei aber zog er die Unterhandlungen möglichst in die Länge, und ließ plötzlich (Febr. 1668) die ganze Franche Comté in 14 Tagen wegnehmen, freilich keine Heldenthat für den großen Condé und seinen würdigen Schüler, den Marschall von Luxemburg, welche sie vollführen mußten; denn die Befehlshaber der wichtigsten Städte und Festungen waren schon vorher durch französisches Geld bestochen worden. Dennoch zog Ludwig selbst mit großem Glanze ein, wie er auch bei andern Städten, welche seine Feldherren erobert hatten, zu thun pflegte, und nahm ohne Scham das Cäsarische Veni vidi vici von seinen Schmeichlern hin.

Weil man indessen doch auf so viele Feinde nicht gefaßt gewesen war, und Frankreich es mit Seemächten nicht aufnehmen konnte, so rieth der Kriegsminister Louvois, den des Königs gar zu großes Vertrauen zu dem Marschall von Türenne sehr unruhig machte, den von den Vermittlern vorgeschlagenen Frieden anzunehmen, der auch in der That mehr als zu günstig für ihn war. Frankreich gab zufolge desselben die Franche Comté wieder an Spanien zurück, behielt aber alle seine Eroberungen in den spanischen Niederlanden, zwölf Städte, Dornik, Oudenarde, Ryssel, Courtray, Charleroi, Ath, Binch, Furnes, Bourgues, Scarpe, Armentiors, mit allen dazu gehörigen Aemtern und andern Pertinenzien. Der Friede ward unterzeichnet zu Aachen, den 2. Mai, 1668.

9.

Zweiter Raubkrieg Ludwigs XIV.

(1672 — 1678.)

Umsonst suchte der junge König seinen Feuergeist durch Hoffeste und Vergnügungen aller Art zu dämpfen, und durch Aufführung prächtiger Gebäude, durch Unterstützung ausgezeichneter Genies aller Art, und durch Werke der Mildthätigkeit *) seinen Namen glänzend zu machen. Dies alles beschäftigte sein unruhig strebendes Gemüth noch lange nicht hinreichend, und begierig horchte er daher auf jeden neuen Vorschlag, mit welchem seine beiden ehrgeizigen Minister, Colbert und Louvois, sich um die Wette bei ihm einzuschmeicheln und sich unentbehrlich zu machen strebten.

Diesmal trug es der Kriegsminister über den Finanzisten davon. Er stellte dem Könige vor, wie weit größer sein Ruhm und Frankreichs Gewinn seyn würde, wenn man die vereinigten, als wenn man die spanischen Niederlande erobern könnte. Jene seyen nicht nur der Sammelplatz aller Reichthümer der beiden Indien, sondern auch der Markt von ganz Europa, und wenn man die Holländer mit allen ihren auswärtigen Besitzungen zu Unterthanen hätte, wür-

*) Die meisten Hospitäler und Armenhäuser in Paris und in ganz Frankreich rühren von ihm her; sie waren nöthig, um das viele erbärmliche Gesindel aufzunehmen, das durch seine Kriege und die vorhergehenden innern Unruhen brodt- und heimathlos geworden war. Das schöne pariser Invalidenhaus, das 4000 Bewohner faßt, ist 1671 angefangen worden.

de man der ganzen übrigen Welt Gesetze vorschreiben können. Ja, verbunden mit den Holländern, würde es sodann ein Leichtes seyn, die zwischenliegenden spanischen Niederlande auch noch wegzunehmen, und gegen Osten — der alte Wunsch der Franzosen — die Gränze des Reichs bis an den Rhein auszudehnen. Um dem König jeden Gedanken an die Ungerechtigkeit solcher ungeheuren Unternehmung zu benehmen, war nur nöthig, ihm vorzustellen, wie keck die Holländer sich in seinen ersten Krieg mit Spanien gemischt, und ihm zwei mächtige Feinde über den Hals gezogen, wie sie sogar (nach der in Freistaaten erlaubten Scurrilität) Spottschriften und Zerrbilder auf ihn und seinen Hof verfertigt hätten, und noch immer feil böten; ja wie endlich ihnen selbst durch die Vereinigung mit Frankreich mehr Gewinn als Nachtheil erwachsen würde, indem sie der ewigen innern Unruhen endlich überhoben würden, die doch über kurz oder lang ihrer Freiheit ein Ende machen müßten, indem nichts gewisser sey, als daß die oranische Parthei, in deren Händen sich schon die militärische Gewalt befinde, über die republikanische den Sieg davon tragen werde. Die Holländer würden dagegen unter französischem Scepter ihren Handel so gut forttreiben können als jetzt, und mit noch mehrerer Sicherheit, als zuvor.

Was war gegen solche Gründe zu sagen? Entzückt gab Ludwig die Befehle, Condé, Türenne, Luxemburg und der große Kriegsbaumeister Vauban, ein Genie ganz eigner Art, und der Schöpfer der neueuropäischen Befestigungskunst, sammelten ihre Heere, und Colbert füllte den Schatz. Vor

allen Dingen aber schloß man Bündnisse, zuerst mit dem Kurfürsten Maximilian Heinrich von Kölln, um sich durch dessen Land einen Weg nach Holland zu bahnen, ohne die spanischen Niederlande berühren zu dürfen, dann mit dem schwachen König Karl II. von England, welchem, außer einer jährlichen Subsidie von 350,000 Pf. Sterling, Seeland versprochen wurde, wenn er mit einer Flotte die Republik erobern hülfe (so wie man die Provinz Holland dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien abtreten wollte, wenn er dem Bündnisse beiträte); und endlich mit Schweden, welches sich in einem geheimen Artikel verpflichtete, gegen eine französische Subsidie von jährlichen 600,000 Thalern ein Kriegsheer zu unterhalten, mit dem es sogleich in Deutschland einbrechen wollte, wenn der Kaiser oder irgend ein Reichsfürst sich unterstehen sollte, den Holländern gegen Frankreich beizustehen. Der Herzog Ernst August von Braunschweig versprach Neutralität, nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war durch kein Geldversprechen zu bewegen, seinen alten Freunden, den Holländern, treulos zu werden.

Die bedrängten Republikaner, die den mächtigsten König der damaligen Welt so ungeheure Zurüstungen machen sahen, als ob er einen Welttheil erobern wollte, schwebten in banger Erwartung, wann und wo zuerst die schwere Wolke sich entladen würde. Der erste Schlag geschah schon 1670 im Sept., als Ludwig durch den Herzog von Crequi unter nichtigen Vorwänden Lothringen so plötzlich wegnehmen ließ, daß der Herzog Karl IV. bei-

nahe gefangen worden wäre. Ihre Anfragen und Vorstellungen wurden so kurz und stolz beantwortet, als ob Ludwig bereits ihr Herr wäre. Am 7. Apr. 1672 erfolgte endlich die französische, und bald darauf die englische Kriegserklärung. Noch in demselben Monat erschien der König mit seinem Bruder, umringt von prächtigen Garden und von dem Kern des französischen Adels, an der Spitze von 112,000 Mann an der holländischen Gränze. Von Kölln und Münster aus setzten sich 20,000 Deutsche in Marsch. Louvois, der wachsame, war überall gegenwärtig; Condé und Türenne führten die Heere, Vauban sollte die Belagerungsanstalten verfügen, und ein anderer treflicher Artillerist, Martinet, führte die ersten Pontons (kupferne Kähne zu den Schiffbrücken), seine Erfindung, dem Heere nach, das, gleichfalls auf seinen Vorschlag, statt der Piken jetzt durchgängig mit Bajonettgewehren versehen worden war. Furcht und Schrecken ging vor diesen Kriegern her, sie selbst aber jauchzten, und ihr König führte einen Geschichtschreiber (Pelisson) mit sich, zum Augenzeugen seiner bevorstehenden Heldenthaten.

Die Holländer hatten dieser furchtbaren Macht nichts entgegenzustellen, als eine ansehnliche Flotte unter dem Commando des größten Seehelden seiner Zeit, des Admirals Ruyter *), schlecht verwahrte Festungen und ein kleines Heer ohne einen versuchten Anführer. Da indessen der 22jährige Prinz Wilhelm III. von Oranien den Muth und

*) Sprich Reuter. Dieser trefliche Mann hatte vom Schiffsjungen auf gedient.

die Klugheit seiner treflichen Ahnen geerbt zu haben schien, so übertrug man ihm das Commando Trotz seiner Jugend und seiner Kränklichkeit, ja Trotz dem Geschrei der mißtrauischen Republikaner, die ihn zum wenigsten auf alle Weise zu beschränken suchten. Auch dies ist eins von jenen allgewaltigen Genies, die ohne viele Vorbereitung und Erfahrung gleich auf einmal den großen Platz auszufüllen wissen, zu dem die Natur sie berufen hat. Mit einer Handvoll Männer wehrte dieser Jüngling der ungeheuren Feindesfluth so lange, bis andere Hülfe kam, und, wie Coligny, so stand auch er nach einer verlornen Schlacht immer furchtbarer als vorher wieder auf. Dem Temperament nach war er kalt und ernsthaft, und ein Verächter alles Prunks und alles weichlichen Wesens.

Der erste Stoß des großen Kolosses erschütterte, wie immer, die Gemüther am meisten. Eine Anzahl kleiner holländischer Städte ward in einem Huy weggenommen. Am 12. Jun. setzt der König bei Tolhuis ohne Schwierigkeit über den Rhein, und will in das Herz des Landes eindringen. Prinz Wilhelm muß sich zurückziehen, die Fortschritte der Franzosen sind reißend, am 20. Jun. geht schon Utrecht, bald darauf Naerden über. Aber die vielen Städte, die sich ergeben, schwächen die Hauptarmee durch die Besatzungen, die man darin lassen muß. Condé räth daher, sie zu schleifen, und unaufhaltsam nach Amsterdam vorzudringen. Geschah dies, so war Holland verloren. Aber Louvois glaubte auch schon immer sicher genug zu gehen; der König selbst, dem es gänzlich an persönlicher Tapfer-

keit fehlte, zauderte auch, und so unterblieb es. Fünf französische Dragoner, die nach Beute umherstreiften, kamen an das Thor von Muiden, 3 Meilen von Amsterdam, wo die Schleusen sind, durch welche man die ganze Gegend unter Wasser setzen kann. Erschrocken bringt der Magistrat ihnen die Schlüssel, sie werfen sie übermüthig in den Stadtgraben, und reiten zurück. Bald darauf, als die Franzosen die Wichtigkeit des Orts erfuhren, sandten sie ein stärkeres Corps hin, aber nun war es zu spät: die ganze Gegend war in einen See verwandelt.

An der Spitze der republikanischen Parthei stand damals ein ehrenwerther, staatskluger Patricier, Johann van Witt, Großpensionär von Holland, dessen seltener Thätigkeit und Einsicht die Republik einen großen Theil ihres Flors und ihrer großen politischen Wichtigkeit für jene Zeit verdankte. Er sah, wie Brutus, in dem Emporkommen eines Alleinherrschers den Untergang des Staats, und hatte darum längst ein Edict veranlaßt, kraft dessen nie wieder ein Generalkapitän zugleich auch Statthalter sollte seyn dürfen. Dies hatte ihm schon damals die Erbitterung aller Oranischgesinnten zugezogen, und jetzt ward es sein Verderben. Als er nämlich in der gegenwärtigen großen Noth Unterhandlungen mit Frankreich versuchte, und alles bot, was nur mit seines Vaterlandes Ehre bestehen konnte, Louvois aber die Gesandten wie Rebellen behandelte, und so übermüthige Bedingungen machte, daß jeder brave Holländer empört ward: da gelang es der oranischen Parthei im Rath zu Haag, das unwürdige

Gerücht unter das Volk zu streuen, van Witt sey mit den Franzosen heimlich einverstanden, und wolle die Republik dem Feinde verkaufen. Noch mehr, als ein notorisch schlechter Kerl sich rühmte, von dem eben so rechtschaffenen Bruder des Großpensionärs, dem Bürgermeister von Dordrecht, Cornelius van Witt, durch Geldversprechungen zur Ermordung des Prinzen von Oranien versucht worden zu seyn; ließen die oranischgesinnten Räthe ihn einziehen, und viertehalb Stunden lang auf eine barbarische Weise foltern. Kaum hatte er mit einem Heldenmuthe die entsetzliche Marter überstanden, als der bethörte und wüthende Pöbel ihn und seinen Bruder aus den Häusern auf die Gasse riß, und in unzählige Stücke zerspaltete. (29. Jun.) Jetzt wurden auch alle übrige republikanisch gesinnte Magistratspersonen aus dem Rathe gestoßen, und Wilhelm III., der übrigens an diesen Gräueln unschuldig war, zum Statthalter von Holland und Seeland ausgerufen. Die übrigen fünf Provinzen waren nämlich in der Franzosen Händen.

Nach der Ermordung der Witts war von einem Vergleich mit Frankreich nicht mehr die Rede. Wilhelm von Oranien war fest entschlossen, sich mit seinen Kriegern, denen er seinen Heldengeist mitgetheilt hatte, bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen, und auf den schlimmsten Fall hielten die reichsten Familien Amsterdams eine Anzahl Schiffe bereit, um sich mit ihren Schätzen nach Ostindien einzuschiffen, und die hier vernichtete Republik in jenen andern Welttheil hinüber zu pflanzen. Aber es

kam so weit nicht. Die Fehler der Franzosen gaben dem allenthalben wachsamen Prinzen soviel Vortheile, daß Condé selbst, dessen guten Rath Louvois beständig verachtet hatte, ohne Scheu sagte, er sehe nun wohl, daß der König den Geist eines Weltbezwingers nicht besitze, und daß seine Minister zwar trefliche Schreiber, aber die armseligsten Practiker von der Welt wären. Wirklich war auch Ludwig, dem das unbequeme Kriegsleben nicht behagte, schon im zweiten Monat nach Versailles zu seinen Maitressen zurückgekehrt, von seinem Sklavenvolke wie ein zweiter Alexander begrüßt und gefeiert.

Die Natur selbst that ein Wunder zu Hollands Rettung. An eben dem Tage, da eine englische Flotte mit Hülfe der Fluth im Texel landen wollte, (3. Jul. 1672.) dauerte die Ebbe, statt sechs, zwölf Stunden, und darauf folgte ein heftiger Sturm, der die Flotte weit in die hohe See trieb, wodurch der brave Admiral Ruyter Zeit gewann, sich der Küste zu nähern, und sie vor einem zweiten Anfall zu decken. Aber auch im Haag war man nicht müßig. Man schickte Abschriften von den ungeheuren Forderungen Ludwigs an alle europäische Mächte, und empörte sie dadurch aufs äußerste. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, durch Geldversprechungen gereitzt, setzte sich noch im September (1672) mit einem Heere in Marsch, und auch der Kaiser schloß ein Bündniß mit den Generalstaaten, und sandte ihnen durch den erfahrnen Montecuculi Hülfe. Dies setzte wenigstens die Franzosen in die Nothwendigkeit, ihr schon durch die vielen Besatzungen geschwächtes Heer noch mehr zu theilen, so daß

Wilhelm von Oranien gegen die Uebrigbleibenden schon angriffsweise verfahren konnte. Im December (1672) setzte der eintretende Frost die Provinz Holland, die bisher durch die geöfneten Schleusen geschützt gewesen war, auf einige Tage in große Gefahr, denn Luxemburg hatte seine ganze Armee mit Schlittschuhen versehen, und wollte auf der blanken Eisfläche, die die ganze Gegend bedeckte, Leiden und Haag überfallen. Aber ein plötzlich eintretendes Thauwetter zwang ihn auf halbem Wege wieder umzukehren, und im Zorn über das Mißlingen des schönen Plans erlaubte er seinen Soldaten, ein Paar reiche Dörfer auszuplündern, und mit den Einwohnern nach Belieben zu verfahren. Das gab denn trefliche Vandalenscenen.

Der Anfang des folgenden Feldzugs (1673) war den Holländern nicht günstig. Die fremde Hülfe half ihnen gar nichts, wie schon oben in der deutschen Geschichte erzählt ist. Einem Bundesgenossen aber, der ihnen nichts helfe, glaubten die Holländer auch keine Subsidien zahlen zu dürfen. Darüber verdrossen, und in augenscheinlicher Gefahr, seine westphälischen Länder ganz zu verlieren, machte Friedrich Wilhelm geschwind mit den Franzosen zu Vossem Frieden, (6. Jun.) nachdem er seine Kriegskosten und die Ruhe eines Theils seiner Unterthanen vergebens aufgeopfert hatte.

Dennoch verzagten die wackern Holländer nicht. Wilhelm von Oranien ging allen Reichen mit einem schönen Beispiel der Vaterlandsliebe voran, indem er seine sämmtlichen Einkünfte zur Führung des Krie-

ges hergab. In diesem Jahre wurden auch Bündnisse mit Dännemark, Spanien und Lothringen geschlossen, und das frühere mit dem Kaiser erneuert. Montecuculi rückte nach Coblenz vor, und Spanien erklärte Frankreich am 16. Okt. (1673) den Krieg. Die Nothwendigkeit, sich gegen so viele Feinde zu vertheidigen, zwang die Franzosen nun, ihre meisten Eroberungen in den Niederlanden wieder fahren zu lassen, von denen sie also keinen weitern Gewinn gehabt hatten, als die Beute, die sie sich durch ihre mehr als tatarischen Plünderungen zu verschaffen gesucht. Zur See waren sie auch nicht glücklich gewesen. Ruyter, Tromp, und einige andere wackere Holländer hatten ihren besten Admiralen, wie auch den englischen, immer ehrenvoll die Spitze geboten. Die Franzosen eilten mit dem Abzuge so sehr, daß sie 28,000 holländische Kriegesgefangene, den Mann für einen Thaler, laufen ließen.

Das folgende Jahr (1674) ließ sich noch viel schlimmer für Frankreich an. Seine Bundesgenossen, die Engländer, waren des Krieges müde, und wie der verschwenderische und charakterlose Karl II. durch französisches Geld zum Kriege bewegt worden war, so bewegte ihn holländisches Geld nun auch zum Frieden. Er ließ seinen Bundesgenossen im Stich, und empfing von den Holländern in 4 Fristen zwei Millionen Gulden. Auch Münster und Kölln söhnten sich mit Holland aus. Dagegen traten mehrere Fürsten Norddeutschlands zu dem großen Bunde gegen Frankreich hinzu, und selbst der kaum abgetretene Kurfürst von Brandenburg führte den Alliirten 16,000 Mann frischer Truppen zu, de-

ren Unterhaltung Spanien und Holland übernommen hatten.

Jetzt, möchte man glauben, sey die Reihe, zu zittern, an Frankreich gekommen. Allein wir wissen schon, von welcher Beschaffenheit alle diese Feinde waren, und wie sehr der Mangel an Geld und an Einigkeit, der unter den Alliirten herrschte, ihre Schritte hemmte. Die Holländer waren jetzt allerdings erleichtert, denn die Franzosen hatten von ihrem Lande nichts weiter als Mastricht und Grave inne, aber dafür wurden jetzt die spanischen Niederlande desto heftiger überschwemmt, und die Franche Comté innerhalb sechs Wochen, durch Vaubans Hülfe, weggenommen.

Dieser Feldzug ist übrigens durch die Schlacht bei Senef (11. Aug.) merkwürdig, in welcher sich der junge Wilhelm von Oranien zuerst mit dem großen Condé maß, und ihn gewiß geschlagen haben würde, wenn unter seinen Truppen nicht ein Verräther gewesen wäre. Dies war der östreichische General Souches, der Anführer der kaiserlichen Hülfstruppen. Er hatte den Tag vor der Schlacht eine lange Unterredung mit einem französischen Kapuziner gehabt, und betrug sich während der Action so schlecht, daß der sonst so kaltblütige Wilhelm ihm nachher ins Gesicht sagte, er würde ihn vor den Kopf geschossen haben, wenn nicht die Achtung für den Kaiser ihn zurückgehalten hätte. Dennoch behaupteten die braven Holländer das Schlachtfeld, nachdem das Gefecht noch zwei Stunden im Mondschein fortgedauert hatte, wogegen Condé sich in sein Lager zurückzog. Siebentausend Leichen bedeckten die

Wahlstatt. Die Franzosen hatten das meiste Gepäck erbeutet. Beide Heere sangen das Tedeum für einen Sieg, den keins errungen hatte, „ein altes Herkommen, sagt der Hr. von Voltaire, eingeführt in der Absicht, das Volk zu ermuthigen, das immer betrogen werden muß.“

Wenige Tage darauf hätte Oranien das Versäumte noch treflich nachholen können, wenn nicht eben der boshafte Souches ihm abermals zuwider gewesen wäre. Der Prinz belagerte Oudenarde, und Condé wollte, um es zu entsetzen, eine neue Schlacht wagen. Mit Freuden eilte ihm jener entgegen, aber Souches weigerte sich, mitzufechten. Darüber entstand eine so große Uneinigkeit, daß die Kaiserlichen die Laufgräben ganz verließen, worauf der nun zu schwache Prinz die Belagerung aufheben mußte. Dafür eroberte er aber Grave, Huy und Dinant (Nov. 1674) und damit ward der diesjährige Feldzug in den Niederlanden beschlossen.

In Deutschland hatte unterdessen Türenne mit einem verhältnißmäßig nur kleinen Haufen wundergleiche Thaten gethan. Die Schlacht bei Sinzheim, (16. Jun. 1674) die er gegen den Herzog von Lothringen und den Grafen Caprara gewann, war bei weitem nicht das Größte. Seine künstlichen Märsche, seine Geschwindigkeit, seine Ueberraschungen, seine kluge Benutzung geringer Anlässe, um den Feind zu schwächen, werden, da man ausführliche Nachrichten davon hat, noch jetzt von allen Kennern bewundert. Leider aber wissen wir auch schon, daß er unter den Verheerern unsers Vaterlandes, besonders der armen Pfalz, eine der ersten

Stellen behauptet. Theils verlangte es sein Vortheil, die Oerter zu schleifen, die er nicht gegen den Feind behaupten konnte, theils glaubte er, wie Sulla, seinen Soldaten von Zeit zu Zeit eine solche Recreation schuldig zu seyn, für die Schärfe, mit der er sie zu andern Zeiten angriff. Als ihm daher einige Herren in Lothringen Vorstellungen wegen der grausamen Verheerung des Landes thaten, blieb er ganz ruhig, und sagte blos: „Ich werde es bei der Parole bekannt machen." Am Ende des Feldzugs hatte er nicht nur das ganze linke Rheinufer von den Feinden gereinigt, sondern auch ein fast dreimal stärkeres Heer als das seinige entkräftet und zerstreut. Und alles das — gegen Louvois Befehl, nach welchem er eine ganz andere Disposition hätte machen müssen. Aber er durfte es schon wagen, dem Minister ungehorsam zu seyn, und da er mit Sieg und Ehre gekrönt im folgenden Winter nach Paris zurückkam, fand seine männliche Entschuldigung, wenn auch nicht bei Louvois, doch bei dem Könige bald die vollkommenste Genehmigung. Vielleicht war auch sein Gegner, der kaiserliche General Bournonville, einzig durch die schlechten Befehle, die er aus Wien erhalten, und die er streng befolgen müssen, an bessern Unternehmungen gehindert worden.

Den folgenden Feldzug (1675) eröfnete, wie gewöhnlich, der König selbst in den Niederlanden, das heißt, er ritt mit hin, sah den Belagerern einige Wochen zu, und kehrte dann wieder nach Versailles zurück. Condé, Crequi und Hümieres waren die eigentlichen Anführer. Sie eroberten einige kleine Gränzfestungen, und darüber ging der Sommer hin.

In Deutschland starb diesmal Türenne bei Sasbach den Heldentod (27. Jul. 1675); wie, ist schon einmal erzählt. Dieselbe Kanonenkugel, die ihn tödtete, nahm auch dem neben ihm reitenden General St. Hilaire den Arm weg, so daß beide zugleich vom Pferde sanken. Auf das Geschrei der Begleitenden stürzte der junge St. Hilaire herbei, und bezeigte dem blutenden Vater sein kindliches Mitleid; aber schön erwiederte der edle Mann: „Nicht mich, mein Sohn, mußt du beweinen, sondern diesen großen Mann hier, dessen Gleichen unser Vaterland wohl nicht wieder finden wird. Unglückliche Armee, wie wird es dir ergehen! Aber eilt, setzt euch wieder zu Pferde, und thut eure Schuldigkeit. Mich laßt hier liegen; Gott wird es mit mir nach seinem Willen machen.“ — Türenne stand damals im 64sten Jahre. Ludwig ließ ihn zu St. Denis in der Gruft der Könige beisetzen, wo auch der tapfere dü Guesclin begraben lag, und ein schönes Denkmal ziert die Gruft, wo er ruht.

Das Commando über sein Heer übernahm der aus den Niederlanden abgerufene Condé, ohne diesen Sommer noch etwas von Bedeutung auszurichten. Zum Winter dankte er vollends ab, und setzte sich auf immer zur Ruhe. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er auf seinem Lustschlosse Chantilly bei Paris zu, vom Hofe vergessen und von der Gicht gequält, ein trauriges Bild von der Hinfälligkeit menschlicher Größe. Er starb 1686, im 65sten Lebensjahre. In demselben Jahre, da er sich zurückzog und Türenne starb, raubte das unpartheiische Schicksal auch dem Kaiser seine beiden besten Feld-

herren, Montecuculi, der freiwillig niederlegte, und den Herzog Karl IV. von Lothringen, welcher am 18. Sept. 1675 starb, und sein Heer und seine Ansprüche seinem Neffen Karl V. hinterließ. Endlich ward auch das Jahr darauf der große holländische Seeheld Ruyter erschossen in der Schlacht bei Messina, als er aus Sicilien, das der spanischen Unterkönige nämlich müde, die Franzosen dort aufgenommen hatte, mit der vereinigten spanischen und holländischen Flotte die Franzosen vertreiben sollte. Dieses aber gelang auch in dem dritten Treffen das nach Ruyters Tode bald darauf wieder geliefert ward, nicht! Sein Tod vermehrte die Verluste an guten Feldherrn (20. April 1676).

Aber dennoch ruhte der Krieg nicht. Man schickte zwar zu Anfang des Jahres 1676 Gesandte nach Nimwegen, um Friedensunterhandlungen anzufangen, allein dessen ungeachtet suchte man sich im Felde noch soviel Vortheile als möglich zu verschaffen. Du Guesne, ein Genie wie Ruyter, vorher Freibeuter und jetzt französischer Admiral, brachte den Ruhm der französischen Marine zuerst dem der englischen und holländischen gleich, und erfocht mehrere glänzende Siege. In Roussillon focht der Marschall von Navailles, am Rhein der Herzog von Luxemburg, an der Sambre der Herzog von Rochefort, und die für die Niederlande bestimmte Armee wollte der König selbst anführen, und die Marschälle von Schomberg, Crequi, Humieres, la Feuillade und Lorges sollten als Generallieutenants unter ihm stehen. Da er indessen, wie immer, der Sache bald überdrüßig ward, und

schon im Junius wieder nach Hause ging, so ward Schomberg Obergeneral. Es wurden einige Städte belagert, auch wohl erobert, und das war alles. Die Unterhandlungen in Nimwegen gingen gleichfalls langsam, jeder zauderte, weil man allgemein glaubte, der erschöpfte Ludwig werde bald das äußerste bewilligen müssen. Diesen Wahn zu zerstören, erschien er im nächsten Frühling (1677) schon im März im Felde, ließ Cambray und Valenciennes berennen, und eroberte sie beide, die letzte nicht ohne den Verdacht geheimer Verrätherei. Zu gleicher Zeit führte sein Bruder, der Herzog von Orleans, den man bisher für weichlich und ganz unkriegerisch gehalten hatte, einen Meisterstreich gegen Wilhelm von Oranien aus, den alle Welt bewunderte. Er belagerte St. Omer, Wilhelm wollte zum Entsatz dieses Platzes ein Treffen wagen, der Herzog ging ihm mit dem Marschall von Luxemburg entgegen, und bei Montcassel geschah die Schlacht (11. April 1677). Nur durch einen geschickten Rückzug konnte Oranien sein überwundenes Heer retten. Einstimmig ließen alle Franzosen dem königlichen Bruder einen Hauptantheil an der Ehre dieses Tages, und überall, wo der König sich sehen ließ, rief das Volk: Es lebe der König und Monsieur *), der die Schlacht gewonnen hat! ein Zusatz, der dem eifersüchtigen Ludwig sehr widrig in die Ohren schallte. Als er darauf nach St. Omer kam, welches sich gleich nach der Schlacht ergeben hatte, war von

*) So ward ehemals der Bruder des Königs von Frankreich genannt.

Montcassel sehr wenig die Rede, er wollte sich nicht einmal das Schlachtfeld zeigen lassen, und jedermann prophezeihte damals dem braven Herzog von Orleans, daß dies wohl sein erster und letzter Feldzug gewesen seyn möchte, welches auch richtig eintraf.

Unterdessen spannten die zu Nimwegen versammelten Gesandten ihre Forderungen immer höher, besonders da im Winter 167$\frac{7}{8}$ Wilhelm von Oranien eine Reise nach England machte, und sich, zu Ludwigs großer Unruhe, mit der Tochter des Herzogs von York vermählte. Wie erschöpft auch Frankreich war, so sah es doch nur in einer noch einmal versuchten großen Anstrengung seine Rettung. Ludwig eröfnete daher den Feldzug von 1678 früher als alle vorigen, und brach schon im Febr. mit seinem ganzen Hofe auf, die Königin und seine Maitresse nicht ausgenommen. Der Marschall von Humieres mußte Gent berennen, das sich am 9. März ergab. Ypern und Löwen folgten. Hierauf ging der König wieder nach St. Germain zurück, und erneuerte in Nimwegen die Friedensvorschläge.

Bei wenigen Staatsunterhandlungen mag wohl soviel List angewendet worden seyn, als bei dieser. Es kam den Franzosen alles darauf an, die Holländer von ihren Bundesgenossen zu trennen, welches diese aus allen Kräften zu verhindern suchten. Endlich gelang es aber doch. Die Republik, auf deren gänzlichen Untergang es bei diesem Kriege abgesehen gewesen war, verlor nicht ein Dorf, und der König war noch sehr froh, daß er sie zum Separatfrieden hatte bewegen können (10. Aug. 1678). Doch dafür erholte er sich nun an den Spaniern. Diese,

welche ohne Hollands Beistand ganz unfähig waren, den Krieg länger fortzusetzen, mußten unter jeder Bedingung, die dem Mächtigern beliebte, Frieden machen. Ludwig verlangte die ganze Franche Comté und 16 schöne Plätze in den spanischen Niederlanden. Was wollten die armen Spanier thun? Sie ergaben sich in ihr Schicksal, und unterzeichneten den 17. Sept. 1678. Mit dem Kaiser wurden nun gar keine Umstände mehr gemacht. Er mußte wohl nehmen, was man ihm anbot, und konnte noch sehr zufrieden seyn, daß man nichts weiter als Freiburg von ihm verlangte. Jetzt waren noch der Herzog von Lothringen und die kleinen Fürsten des nördlichen Deutschlands übrig, die nun freilich sehr leicht zu züchtigen waren. Von den letztern ist schon in der deutschen Geschichte geredet worden. Dem ersten wurden so empörende Beleidigungen gemacht, daß er lieber gar nicht, als so, restituirt seyn wollte. Sein Land blieb also noch lange Zeit von französischen Truppen besetzt.

Man könnte diesemnach den nimwegischen Frieden für Frankreich immer ehrenvoll nennen, wenn bei einem Siege eines Starken über viele Schwache, die noch dazu die Angegriffenen sind, von Ehre die Rede seyn könnte. Ludwigs Unterthanen hätten ihren König gern etwas weniger mit Ruhm bekränzt gesehen, wenn er dafür nur ein etwas menschlicheres Herz gegen sie bezeigt hätte. Aber sie schmachteten unter der Last der Abgaben, und die so zahlreichen Spitäler konnten doch die Menge der Hungernden nicht fassen, von denen das Land bedeckt war.

10.

Begebenheiten von 1678 bis 1685.

Dennoch war an Ruhe nicht zu denken. Louvois, der den König immer mehr von seinen Weibern umstrickt sah, deren keine ihm, dem herrischen Minister, gewogen war, durfte ihn nicht einen Augenblick unbeschäftigt lassen, wenn er seine Unentbehrlichkeit behaupten wollte. Unaufhörlich zeigte er ihm die schöne Aussicht auf ein gänzliches Arondissement seiner Staaten, und um diesen Zweck bei jeder Gelegenheit verfolgen zu können, rieth er ihm, die Waffen gar nicht aus der Hand zu legen. Im Frühling 1679 bewegte er ihn, mit seinem ganzen Hofe eine Reise nach den flandrischen Seeplätzen zu machen, die alle stark befestigt wurden. Die Oerter, welche nach dem nimwegischen Frieden hätten sollen herausgegeben werden, behielt man in Händen, um die Feinde aufs neue zu reizen, und das Jahr darauf (1680) legte Louvois seinem Monarchen gar das Reunionsprojekt vor, von welchem in der deutschen Geschichte schon geredet worden ist *), 1681 wurde auf die dort gleichfalls erzählte überraschende Weise Strasburg weggenommen, und an demselben Tage, da dies geschah, ward dem leichtsinnigen und geldbedürftigen Herzog von Mantua die Festung Casale, der Schlüssel zu Italien, abgekauft (30. Sept.). Was man durch alle diese Maasregeln bezweckt hatte, geschah. Ganz Europa ward besorgt über das Umsichgreifen dieser Politik, und jeder, der etwas

*) Siehe oben S. 209.

zu verlieren hatte, sah sich nach Schutz bei seinen Nachbarn um *). Es ist eine interessante Frage, was für eine Rolle wohl dieser allgefürchtete Ludwig jetzt in der Geschichte spielen würde, wenn er jenen eifersüchtigen, starrköpfigen und kühnen Minister nicht gehabt, der ihn aus eigenem Interesse unaufhörlich von dem Polster der Weichlichkeit aufgepeitscht, und seine Ruhmsucht und Eitelkeit so planmäßig bearbeitet hätte.

Um die Flotte in Uebung zu erhalten, wurde sie 1682 und 83 nach Algier geschickt, um dies Raubnest zu bombardiren, das den französischen Handel lange gestört und beeinträchtigt hatte. Der Admiral du Quesne setzte diesen Seeräubern so heftig zu, daß der Dey um Gnade bat, alle französische Sklaven umsonst losließ, und künftig vor der Macht des Königs die schuldige Ehrerbietung zu hegen gelobte. 1685 erging eine ähnliche Züchtigung auch an Tunis und Tripoli.

In dem Jahre 1683 gingen die Feindseligkeiten gegen Spanien schon wieder an. Luxemburg und andere Oerter wurden zufolge der Reunionen weggenommen. Auch in Roussillon setzte sich ein Heer wieder in Marsch. Man wußte wohl, daß das ar-

---

*) Der Herr von Voltaire stellt die Sache so vor, als ob die auswärtigen Nationen in diesen Thaten nur den mächtigen Helden bewundert hätten. En voyant cette puissance, sagt er, qui s'étendoit ainsi de tous cotés, et qui acquéroit pendant la paix plus que dix rois prédécesseurs de Louis XIV. n'avoient acquis par leurs guerres, les allarmes de l'Europe recommencèrent.

me, entkräftete, fast ganz zerrüttete Spanien keinen Widerstand mehr zu thun vermochte.

Eben dies Jahr ist auch durch Colberts Tod ausgezeichnet. (6. Sept.) Daß Ludwig diesem Manne einen großen Theil seines Ruhms verdankte, ist schon gesagt. Nur Schade, daß er in den letztern Jahren zur Erschwingung der ungeheuren Kriegserfordernisse fast den Executor hatte machen müssen. Dadurch war die Stimmung des Volks so feindselig gegen ihn, daß eine militärische Bedeckung seinen Leichnam am Tage der Beerdigung vor öffentlichen Mißhandlungen sichern mußte.

Sechs Tage nach Colberts Tode geschah der berühmte Entsatz Wiens durch die Polen und Deutschen, von welchem oben das Nähere erzählt worden ist. Die Nachricht davon war Ludwigen so empfindlich, daß er sich drei Tage lang eingeschlossen haben soll. Er hatte die Türken mit Geld, mit Officieren, Ingenieurs und weitläuftigen Planen unterstützt, und ganz sicher auf die Eroberung der Kaiserstadt gerechnet, ja er war in seinen sanguinischen Hofnungen so weit gegangen, sich einzubilden, Deutschland werde nun nach ihm die Hände ausstrecken. Dann wollte er Vermittler seyn, und so seinem Sohne den Weg zu dem allersehnten Kaiserthrone bahnen. Alle diese glänzenden Aussichten waren nun durch eine einzige Nachricht zerstört.

Spanien und der Kaiser, beide entkräftet, suchten dem Reunionsunfug vor der Hand durch Unterhandlungen zu steuern. Unfähig zum Kriege verlangten sie einen Waffenstillstand. Ludwig bewilligte ihn auf 20 Jahre, doch wollte er bis dahin die reu-

nirten Oerter behalten. Leider mußten sie die unwürdige Bedingung eingehen, wohl ahnend, daß das, was zwanzig Jahre in französischen Händen gewesen, wohl auf immer für sie verloren seyn werde. In der That benutzte Ludwig diesen Friedensstand nur zur Befestigung der genommenen Städte, und zur Anlegung immer neuer Festungen am Rhein und in den Niederlanden.

Wie sehr sich Ludwig in den allerschneidendsten Aeußerungen seiner Macht gefiel, zeigte sich besonders 1684 in seinem Verfahren gegen die Genueser. Diese hatten, außerdem daß sie überhaupt dem französischen Handel in der Provence vielen Abbruch thaten, und also des französischen Königs Haß sich zuzogen, als Schutzverwandte Spaniens, zu dessen Dienst im letzten Kriege 4 Galeeren ausgerüstet, und die Durchfuhr des französischen Salzes durch ihr Gebiet nach dem Mantuanischen verweigert, zwei unerhörte Frevel in den Augen des ersten Monarchen in Europa. Sie zu züchtigen, wurden du Quesne und der Marquis von Seignelai, Colberts Sohn, mit einer gewaltigen Flotte nach Genua gesandt. Sie befehlen den Bürgern, die vier Galeeren sogleich zu entwaffnen, eine davon gar auszuliefern, und vier der vornehmsten Rathsherren nach Versailles zu schicken, um den König um Verzeihung zu bitten, und ihn der tiefsten Reue und Unterwerfung zu versichern. Diese Sprache eines auswärtigen Königs gegen einen fremden Staat empörte die freien Genueser. Sie gaben eine Antwort, wie sie der Würde einer Republik angemessen war. Sogleich rückten die französischen Bombardiergalliot-

ten vor den Hafen. Die Bürger setzten sich in Vertheidigungsstand. Das Bombardement begann, und zum großen Schaden der Stadt. Der Pallast des Doge, die Schatzkammer, das Zeughaus, ein großes Waarenmagazin, und einige hundert Privathäuser wurden theils verbrannt, theils zerschmettert. Hierauf ließ Seignelai den Rath fragen, ob er jetzt andern Sinnes geworden sey, und befahl ihm, wenn er es sey, außer den zuerst verlangten 4 Senatoren auch noch den Doge selbst nach Versailles zu schicken, und dem König zugleich 200,000 Thaler Kriegskosten zu bezahlen. Der Doge, ein Mann von Geist und Entschlossenheit, antwortete, die Republik sey nicht gewohnt, unter Bombenwerfen Vorschläge anzunehmen, sie verlasse sich auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und auf die Unerschrockenheit ihrer Bürger, welche lieber mitten unter den Flammen umkommen, als in einen so schimpflichen Vertrag willigen wollten. Das Bombardement begann hierauf von neuem, und zugleich landeten einige tausend Franzosen, plünderten die Vorstadt St. Pietro d'Arena, und zündeten sie an. Nach sieben Tagen, da alle Munition verschossen war, kehrte die Flotte zurück. Da indessen die Genueser wohl denken konnten, daß der stolze Ludwig es dabei nicht werde bewenden lassen, so hielten sie es für das Beste, durch weise Ergebung in das Unvermeidliche noch härtern Gewaltthätigkeiten vorzubeugen. Es kam darauf ein Vergleich in 8 Artikeln zu Stande, davon die vornehmsten die schon von Seignelai geforderten waren, nur mit dem Zusatze, daß die Republik alle für

Spanien ausgerüstete Galeeren entwafnen sollte. Im Mai 1685 erschien darauf verlangtermaßen der Doge Imperiale Lescaro nebst 4 Rathsherren in Versailles, die in den ehrerbietigsten Ausdrücken von Seignelai vorgeschriebene Abbitte herzusagen. Ludwig empfing ihn mit bedecktem Haupte auf einem prächtigen Throne sitzend, und rings umgeben von seinem ganzen Hofe. Der Doge blieb stehend, doch gleichfalls mit bedecktem Haupte. Nachher erwies ihm der König die ausgezeichnetste Höflichkeit, die gegen Louvois und Seignelai's Stolz sehr abstach, welches den Doge zu sagen veranlaßte: „Der König raubt unsern Herzen die Freiheit durch die Art, wie er uns empfängt, aber seine Minister geben sie uns wieder.“ Bekannt ist auch die Antwort dieses feinen Mannes auf Seignelai's Frage, welche von den vielen Seltenheiten von Versailles ihm die bewundernswürdigste scheine: „die, mich hier zu sehen.“

II.

Die Aufhebung des Edicts von Nantes.

(1685.)

Es möchte manchem, nach dem, was bisher von Ludwig XIV. erzählt worden ist, schwer fallen, sich diesen Monarchen als einen religiösen Eiferer zu denken, und doch war er es nicht allein, sondern dieser Eifer war der Charakter seines ganzen Zeitalters. Die Glaubenslehren der katholischen Kirche galten jedem, der von Kindheit auf darin erzogen worden war, für göttliche Wahrheiten; jeder, der daran

zweifelte, erregte Grauen, und wer die Kühnheit hatte, sich öffentlich davon loszusagen, ward als ein Bösewicht angesehen, dem man keine Pflicht der Menschlichkeit schuldig sey. Dies war die Quelle des fortwährenden Hasses der Protestanten oder Hugenotten. Richelieu, ganz frei von jeder religiösen Leidenschaft, hatte nur ihre Sicherheitsplätze zerstört, weil es ihm politisch unstatthaft schien, einen abgesonderten Staat im Staate zu dulden; aber nachdem er ihnen ihre Furchtbarkeit geraubt hatte, ließ er sie ruhig wohnen. Mazarin, der an freier Einsicht nicht ganz so hoch als sein Vorgänger stand, neckte sie schon mehr, aber Ludwig XIV., der von Geistlichen erzogen worden war, und nichts ohne Leidenschaftlichkeit thun konnte, haßte sie recht eigentlich um der Kühnheit willen, einen andern Glauben, als den seinigen, haben zu wollen. Seine Diener bemerkten diese Gesinnung nicht so bald, als sie dieselbe zur Bemäntelung ihrer herrschsüchtigen und eigennützigen Plane benutzten. Man drückte die armen Hugenotten auf alle Weise, gab ihnen tausend unerwiesene Vergehungen Schuld, um sie zu harten Strafen verdammen zu können, erklärte sie königlicher Bedienungen unfähig, nahm ihnen Handwerksprivilegien, ließ ihre Kinder zu den höhern Schulen nicht zu, nahm sie ihnen wohl gar weg, legte ihnen Soldaten zu freier Beköstigung in die Häuser, verdammte sie zur Bezahlung der Schulden solcher, die katholisch geworden waren, und hob die chambres mi-parties auf, damit ja kein protestantischer Richter sich eines ungerecht verfolgten Glaubensbruders annehmen konnte.

Bei diesen Plackereien blieb es nicht. Beredte katholische Geistliche (selbst ein Bossuet und Flechier) schrieben eigene Werke über die Nothwendigkeit, die lange entbehrte Glaubenseinheit herzustellen, und Ludwigs Beichtvater La Chaise, in Verbindung mit mehreren andern Geistlichen und der letzten sehr bigotten Maitresse des Königs, stellte dem letztern unaufhörlich vor, welche Gnade bei Gott zu erlangen sey von soviel zum wahren Glauben zurückgeführten Sündern, und wieviel Ruhm bei der Nachwelt, wenn ihm das Werk gelänge, das sechs Regierungen vor ihm vergebens versucht hätten. Man bewies ihm, daß er eigentlich kein ganz vollkommener Souverain zu nennen sey, so lange noch zwei Millionen Menschen einem andern Glauben als dem seinigen huldigten, und versicherte ihn, daß der weise Heinrich IV. das Edict von Nantes gewiß nicht würde gegeben haben, wenn er Ludwigs unumschränkte Macht gehabt hätte.

Fast der einzige Louvois war für die Milde, welches selbst die Frau von Maintenon, Ludwigs Freundin, verwunderte. Doch als er des Königs heftige Neigung zu der entgegengesetzten Maaßregel sah, schlug er sich zur Parthei der Uebrigen, um nur das Geschäft der Ausführung in seine Hände zu bekommen. Und diesem stand er alsobald mit aller Kraft und Festigkeit vor, als es einmal beschlossen war. Wenn in dieser Sache etwas rasches geschehen solle, meinte er, so müsse es mit Nachdruck und schreckendem Zwange geschehen, und diesem Grundsatze zufolge wurden Dragoner und Priester zugleich in alle Provinzen geschickt, das Bekehrungswerk anzufan-

gen. Die Intendanten machten den Reformirten überall den Willen des Königs bekannt, daß sie katholisch werden sollten, und daß man die Widerspenstigen mit Gewalt dazu zwingen werde. Wenn die Unglücklichen betheuerten, daß sie ihr Leben für ihren König hingeben wollten, aber ihrer Ueberzeugungen nicht Meister wären, so rückten die Dragoner ein, besetzten alle Zugänge, und riefen mit dem Degen in der Faust: „Sterbt oder werdet katholisch!“ Diese unmenschlichen Executoren wurden bei den reformirten Bürgern einquartirt, und wirthschafteten mit den Gütern und Weibern derselben, als mit ihren eigenen. Was der stille Fleiß einer redlichen arbeitsamen Familie in vielen Jahren mühsam erworben und sorglich erspart hatte, das verzehrten jetzt gefühllose Soldaten hohnlachend und trotzend in wenigen Monaten, und unschuldige Männer und Frauen, einer anständigen Behandlung gewohnt, wurden ohne Unterschied blutrünstig, ja wohl gar ungesund geprügelt. Die reformirten Prediger wurden zum Theil gerädert; Weibern, die reformirte Psalmen sangen, schnitt man die Haare ab; Eltern nahm man die Kinder weg und steckte sie in katholische Waisenhäuser; Greise wurden unter Flüchen und Drohungen von den Soldaten bei den Armen an die Altäre geschleppt, das Abendmahl nach katholischer Weise zu empfangen, und solche, die aus Furcht ihren Glauben abgeschworen hatten, und nachher doch bei einer reformirten Religionsübung oder auch nur über einer unkatholischen Aeußerung ertappt wurden, mußten ihre angebliche „Gotteslästerung“ in den abscheulichsten Gefängnissen, ja wohl gar auf

dem Blutgerüst büßen. Damit sich aber niemand dieser Tyranney entziehen konnte, so hatte man an alle Häfen und Gränzstädte strenge Befehle geschickt, alle Personen, die Frankreich verlassen wollten, und keine Zeugnisse von ihren Bischöfen hätten, anzuhalten, und als Staatsverbrecher zu behandeln.

Der Anfang mit diesen Abscheulichkeiten wurde in Bearn gemacht, dann kam die Reihe an Ober- und Nieder-Guienne, an Saintonge, Poitou, Languedoc und Dauphiné. Hierauf wandte sich der Dämon des Fanatismus hinauf nach der Normandie, Picardie, nach Bretagne, Champagne, Bourgogne, Orleanois, Isle de France und den übrigen Provinzen. Ludwig erfuhr das wenigste davon, vielmehr erfreute man ihn oft durch die Nachricht, daß der Ketzerei im Lande immer weniger werde, und endlich, daß nun das Edict von Nantes ganz überflüssig geworden sey. Hierauf schritt man zum völligen Widerruf desselben, und das neue deshalb ausgefertigte Edict ward am 18. Okt. 1685 bekannt gemacht, und von allen Parlementern willig registrirt. Es hieß darin, das Edict von Nantes sey nur in der Absicht gegeben worden, um an der Vereinigung der beiden Religionspartheien desto eifriger arbeiten zu können, dies sey auch mit so gutem Erfolge geschehen, daß es nun jenes Edicts gar nicht mehr bedürfe. Der noch übrige unbedeutende Haufe der Reformirten sey als eine Anzahl unruhiger Köpfe zu betrachten, die mit Ernst zum Gehorsam gebracht werden müßten. Es sey ihnen demnach jede religiöse Zusammenkunft untersagt bei Strafe der Einziehung ihrer Güter und Personen. Jeder Refor-

mirte, der auswanderte, und jeder Prediger, der innerhalb 14 Tagen nicht auswanderte, solle zu den Galeeren verdammt werden. Uebrigens wolle man niemand drücken.

Dies Edict wurde gleich nach seiner Bekanntmachung auf das härteste vollzogen. Jetzt fingen die Dragonaden erst recht an, und die unterirdischen tödtlichen Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie nicht in die katholische Kirche gehen wollten. Die Verzweiflung der Verfolgten stieg aufs äußerste. Aber die Gewalt auf der einen Seite erzeugte die List auf der andern, und wie sorgfältig auch Louvois die Gränzen besetzen mochte, so fanden doch nach und nach mehr als 50,000 Familien Mittel, hindurchzuschlüpfen, und ihre Güter, ihre Kinder und ihre Geschicklichkeit benachbarten Ländern zuzuwenden. Da die meisten derselben arbeitsame und redliche Handwerker waren, so nahmen die protestantischen Fürsten sie mit Freuden auf, und bald nach ihrer Auswanderung sah man in England und Deutschland französische Zeuge, Spitzen, Hüte und Strümpfe verfertigen, die man bisher aus Frankreich hatte kommen lassen müssen. Eine ganze Vorstadt von London wurde mit französischen Seidenarbeitern bevölkert. Der Prinz von Oranien und der Herzog von Savoyen errichteten ganze Regimenter von französischen Flüchtlingen, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der allein 20,000 derselben als Kolonisten in seine Mark vertheilte, gab in ihnen seinen Unterthanen eben so viele Lehrer ungekannter und nützlicher Künste und Gewerbe. So

lenkt der Genius der Menschheit oft selbst den Unsinn eines verwirrten Kopfs Andern zum Segen.

12.

Franziska d'Aubigné, Frau von Maintenon.

(Geb. 1635, † 1719.)

Louvois, der schon auf seinen ehemaligen Kollegen Colbert so eifersüchtig gewesen war, hatte jetzt Nebenbuhler, die ihn mit Recht noch weit mehr beunruhigen mußten, Jesuiten und Weiber. An der Spitze jener stand der königliche Beichtvater la Chaise, der des wollüstigen Ludwigs Gewissen so bearbeitete, daß allmälig aus dem leichtsinnigen Epicuräer ein reuiger Andächtler und ein bußfertiger Beter hervorging. Vorzüglich schwer lasteten ihm auf dem Gewissen seine vielen Maitressen, von denen die eine (die Marquise von Montespan) noch dazu eine Ehefrau gewesen, so daß also ein doppelter Ehebruch begangen worden war. Mit rühmlicher Ergebung hatte seine sanfte Gemahlin diese Kränkungen ertragen, und vielleicht war es der Gram darüber, der ihrem Leben schon 1683 ein Ende machte. Lange vorher schon hatte der trübsinnige Ludwig eine Bekanntschaft gemacht, die ihn auf eine ganz eigene Art angezogen hatte. Es war eine Wittwe von beinahe 50 Jahren, deren feiner edler Geist aber ihren Zügen den Reiz einer Jungfrau gab, und in deren ganzem Wesen eine Würde und eine Anmuth zugleich verbreitet war, daß sie, wie eine Heilige, mehr zur Verehrung als zu zärtlichen Gefühlen einlud. Geboren von französischen Eltern, die ein sehr

unstetes Leben geführt, hatte sie die ersten Jahre ihrer Kindheit in Amerika verlebt, und war in ihrem 14ten Jahre als Fräulein von Aubigné nach Paris zurückgekommen, wo sie es bei ihrer großen Dürftigkeit für ein Glück gehalten hatte, als Gesellschaftsfräulein bei einer reichen und stolzen Dame unterzukommen, die ihr die niedrigsten Geschäfte übertrug. Hier hatte ein berühmter komischer Dichter, Scarron, einer der witzigsten Köpfe, aber auch eins der ungestaltesten, ausgemergeltsten und kraftlosesten Gerippe Frankreichs, ihren seltenen Geist kennen gelernt, und ihr die Ehe angetragen (1651). Die Lage des wirklich schönen und tugendhaften Fräuleins muß sehr traurig gewesen seyn, da sie sich entschließen können, sie mit einer solchen Ehe zu vertauschen, allein es zeigte sich auch in ihrem ganzen folgenden Leben, daß eine sinnliche Neigung zum männlichen Geschlechte ihr gänzlich fehlte, und daß nur geistige Bedürfnisse allein ihr den Umgang mit gebildeten Männern wünschenswerth machen konnten.

Diese Bedürfnisse fand sie in ihrem neuen Ehestande auf das vollkommenste befriedigt. Scarrons Haus war der Sammelplatz der vorzüglichsten Köpfe von Paris, und hatte man den kleinen possirlichen Mann vorher wegen seiner launigten Einfälle gern besucht, so kam man jetzt, da er die schöne, geistreiche junge Frau hatte, noch viel fleißiger. Allein so witzig mancher Anfangs das ungleiche Ehepaar bespöttelt haben mochte, so schnell gewann die junge Frau die allgemeine Hochachtung für sich. Niemand wagte es, auch nur einen leisen Verdacht auf sie zu werfen, und ein Hofmann sagte sogar öf-

fentlich von ihr, er würde es eher wagen, der Königin ein unanständiges Wort zu sagen, als ihr.

Nach Scarrons bald erfolgtem Tode (1660) zog sie sich in die Einsamkeit zurück, lebte von einer kleinen Pension, und erheiterte ihren Geist durch Lectüre und religiöse Uebungen. „Ich würde vielleicht, schreibt sie von sich selbst, nie an Gott gedacht haben, wenn mich die Menschen mehr befriedigt hätten.“ Ein merkwürdiges Wort, das ein großes Licht auf ihren Charakter wirft. Als endlich die Marquise von Montespan dem Könige einen Sohn gebahr, den sie heimlich erzogen zu sehen wünschte, (1671) so ward die Wittwe Scarron als eine vorzüglich kluge, zuverlässige und verschwiegene Person zu diesem Geschäft ausersehen, das sie zu so großer Zufriedenheit des Königs verwaltete, daß ihr einige Jahre nachher auch die Erziehung eines zweiten Bastards von derselben Mutter anvertraut ward. Als der König in der Folge diese Kinder öffentlich anerkannte, und sie an den Hof kommen ließ, erschien auch ihre Erzieherin daselbst, und flößte durch ihr feines, würdevolles und kluges Betragen dem Könige eine nie empfundene Hochachtung für weibliche Tugend ein. Er las einige von ihren Briefen, und fand sie vortreflich; er unterhielt sich oft mit ihr, und seine Achtung für sie wuchs immer mehr. Um diese Zeit war er der schon 13 Jahre unterhaltenen Marquise von Montespan überdrüssig geworden, und brannte für das schöne und stolze Fräulein von Fontanges, eine der Hofdamen seiner Schwägerin. Jene, die mit dem Stolze einer Favoritsultanin auch die Eifersucht einer solchen verband,

schnaubte wüthende Rache, und drohte, eine zweite Medea, ihre Kinder vor den Augen ihres ungetreuen Jason zu zerreißen. In dieser Lage hatte der arme Ludwig keinen andern Zufluchtsort, als seinen lieben Pater la Chaise und die fromme Wittwe Scarron, die sich zwischen beide stellten, den König beruhigten und die Maitresse zum Schweigen brachten. Diese ermordete nun zwar ihre Kinder nicht, aber dafür starb die schöne Nebenbuhlerin plötzlich, (1681) nicht lange nach ihrer Erhebung zur Herzogin. Erst als die zähe Montespan sahe, daß alles für sie verloren war, zog sie sich vom Hofe zurück, und mit Freuden zahlte ihr der erleichterte König eine monatliche Pension von 1000 Louisd'or *).

So lange die Königin lebte, ermahnte die Wittwe Scarron, nunmehrige Frau von Maintenon (von der Herrschaft Maintenon, welche sie sich 1679 gekauft hatte) den König beständig, gut mit ihr zu leben, und beobachtete gegen ihn dieselbe sittsame Zurückhaltung, die sie von Jugend auf gegen alle Männer beobachtet hatte. Nach dem Tode der Königin, da der welke und erschöpfte Ludwig keiner jener üppigen Freuden mehr Geschmack abgewinnen konnte, und zu seinem Ueberdruß sich noch die Reue gesellte, hing er am liebsten den religiösen Ideen nach, mit denen seine Freundin ihn oft unterhalten hatte, und da er sich nun einmal des weiblichen Umgangs nicht entschlagen konnte, und einer Frau von so strengen Grundsätzen keinen unanständigen Antrag zu machen wagte, so entschloß er sich endlich, sie

*) Mem. de la Fayette p. 224 — 234.

förmlich zu seiner Gemahlin zu machen. (1685) Louvois war außer sich vor Schrecken, als er diesen Vorsatz vom Könige selbst erfuhr. „Ists möglich? rief er, der größte König auf der Erde will sich so entehren, die Wittwe Scarron zu heirathen?“ Er warf sich ihm zu Füßen, und beschwor ihn weinend, von seinem Vorsatz abzustehen. Der König antwortete: „Sind Sie närrisch? Stehen Sie auf!“ Am andern Morgen glaubte der Minister an der verlegenen und finstern Miene der Frau von Maintenon zu sehen, daß der König die Schwachheit gehabt habe, ihr alles wiederzusagen. Alles was er erlangen konnte war, daß der König diese Verbindung nicht bekannt machte. Die Trauung ward ganz in der Stille von dem Erzbischof von Paris vollzogen. Der Pater la Chaise und zwei andere Personen waren die einzigen Zeugen. Einige verschwiegene Bediente hatten den Befehl, der Frau von Maintenon in Gegenwart von Fremden wie einer Hofdame, in ihren Zimmern hingegen wie einer Königin zu begegnen. Der König brachte fast alle Nachmittage bei ihr zu, und blieb bis gegen Mitternacht bei ihr, oft arbeitete er auch in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern, indeß sie las, oder sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigte. Bei aller ihrer äusserlichen Bescheidenheit hatte sie doch auf den Gang der Staatsangelegenheiten einen großen Einfluß, und ihrem unersättlichen Stolze war nichts kränkender, als daß sie die öffentliche Bekanntmachung der Ehe nicht erlangen konnte. In Gesellschaften betrug sie sich auch als Königin, sonst aber führte sie ein stilles, eingezogenes Leben, beschäftigte sich mit Wer-

ken der Mildthätigkeit, und ermunterte auch den König dazu. Weit entfernt, sich glücklich zu fühlen, warnte sie gern junge Mädchen, sich ja nicht von dem Schimmer der Pracht täuschen zu lassen, und vertrauteren Freunden gestand sie es offen, daß sie sich herzlich nach dem Ende dieses Lebens sehne, welches ihren ganz verschieden gesinnten Bruder zu der Spötterei verleitete: „Ganz gewiß hast du schon das Wort, droben Gott den Vater zu heirathen.“ Wer indessen eine oft von ihr wiederholte Aeußerung recht zu würdigen weiß, daß es nämlich keine größere Pein gebe, als tagtäglich einen Menschen amüsiren zu müssen, der nicht amüsabel sey, der wird die Klagen der armen Frau nur allzu natürlich finden.

Gleich nach dem Tode des Königs verließ sie den Hof, und zog sich nach St. Cyr zurück, wo sie eine gut fundirte Erziehungsanstalt für 300 Töchter armer Edelleute gestiftet hatte. Dort liegt sie auch begraben. Ihre noch übrigen Briefe sind in demselben Ernste geschrieben, der auch der Charakter ihres Lebens war.

13.

Dritter Raubkrieg Ludwigs XIV.

(1688 — 1697.)

Louvois, welcher wußte, daß auch die philosophischste Frau eine Kränkung ihres Stolzes nie vergißt, sah seinen Sturz vor Augen, wenn er nicht durch Verwickelung der Angelegenheiten des Königs

sich unentbehrlich machte. Dies konnte um so eher geschehen, da das Verhältniß Frankreichs zum deutschen Reiche noch nicht so, wie man es wünschte, vollendet war und dies nicht möglich zu machen schien, ohne dem Französichen Reiche neue Kriege zu erregen. Eine Kurfürstenwahl in Kölln, die den König gar nichts anging, eine pfälzische Erbschaft, an der er gar kein Recht hatte, mußten den Vorwand zu Händeln mit dem deutschen Reiche hergeben. Louvois war es auch gewesen, der mitten im Frieden Strasburg und Luxemburg überfallen und gewaltsam weggenommen hatte, von welchem allem oben in der deutschen Geschichte dieses Zeitraums schon geredet worden ist. Noch mehr, er ließ bei Hüningen eine Brücke über den Rhein schlagen, deren Ende auf einer dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörigen Insel ruhte. Tausend kleinere Neckereien zu geschweigen, die recht eigentlich dazu angestellt wurden, um die Nachbarn noch einmal in die Waffen zu treiben. Dieser Zweck ward auch zum Theil erreicht. Prinz Wilhelm von Oranien, der Erbfeind Frankreichs, brachte zwischen dem Kaiser, den Kronen Spanien und Schweden, und vielen deutschen Reichsfürsten ein großes Bündniß zu Augsburg zu Stande, (9. Jul. 1686) in welchem alle diese Mächte sich gelobten, mit einer nahmhaften Anzahl Truppen auf Frankreich loszugehen, wenn dieses fortfahren sollte, den 20jährigen Waffenstillstand so unverschämter Weise zu verletzen. Die Nachricht von diesem Bunde war dem unruhigen Louvois sehr erfreulich, der von demselben eine herrliche Gelegenheit hernehmen konnte, dem immer mür-

rischer werdenden *) König die Nothwendigkeit eines kriegerischen Angriffs, durch den man den Feinden zuvorkommen müsse, zu beweisen. Seine Bemühungen gelangen. Ludwig gab die Befehle, eine Kriegserklärung an den Kaiser und eine an Holland wurden aufgesetzt, und jene am 24. Sept., diese am 6. Nov. 1688 bekannt gemacht. Zwei andere an Spanien und Savoyen folgten im andern Jahre nach.

Ehe noch die erste in Wien ankam, stand schon eine französische Armee von 100,000 Mann am Rheine. Oberfeldherr derselben war der Dauphin, ein bescheidener, gutmüthiger Prinz von 27 Jahren, der gern in allen Dingen der Meinung seiner Unterfeldherren war, und außerdem noch eine genaue Vorschrift vom Hofe in der Tasche hatte. Der Feldzug ward mit der Belagerung und Eroberung (29. Okt.) von Philippsburg eröfnet, welche Vauban dirigirte. Auch der hofnungsvolle Generallieutenant Catinat zeigte hier zuerst seine Geschicklichkeit. Was übrigens dieser abermalige Krieg unserm deutschen Vaterlande gekostet, wie Melac, Boufflers und Du-

*) Hierher gehört die oft erzählte Anekdote von dem unsymmetrisch angebrachten Fenster zu Trianon. Als nämlich der König hier ein prächtiges Lustschloß bauen ließ, und jenes häßliche Fenster bemerkte, machte er dem Louvois, der zugleich Intendant der königl. Bauten war, darüber Vorwürfe, worauf dieser nachher zu einem Vertrauten gesagt haben soll: „Nein, nein, es ist Zeit, daß wir ihm außerhalb zu thun geben, sonst bekümmert er sich hier noch um die Ziegelsteine.“

ras, die ganze Pfalz und die alten Städte Worms und Speier nebst vielen andern in die Asche gelegt, ist oben bereits ausführlicher erzählt worden. Der Zweck der erreicht werden sollte, Frankreich von seinen Feinden durch eine Wüste zu trennen, mußte durch die Barbarei, welche dieser angegebene taktische Grund bei der Ausführung erforderte, zu gleicher Zeit aber auch nun noch den allgemeinen Haß und Abscheu aller Nationen gegen Ludwig recht glühend und unauslöschlich machen, und die Kriegesflamme recht anschüren, deren Erlöschung Louvois, der Urheber dieses Krieges, nicht erlebte. Er starb schon 1691, am 16. Jul., als eben Ludwig mit allen seinen Nachbarn im heftigsten Kampfe begriffen war, ohne die innern Hülfsmittel zu besitzen, die ihm in seinen frühern Kriegen zu Gebote gestanden hatten. Selbst Colberts Sohn und Nachfolger, der Marquis von Seignelai, war nicht mehr, (er war kurz vor Louvois gestorben), und sein Nachfolger, der Generalcontrolleur Pelletier war zu sehr Mensch, um die fürchterlichen Erpressungen durchsetzen zu können, welche nöthig waren, um die Kriegskassen unablässig zu erfüllen. Edelmüthig legte er den drückenden Posten nieder, und überließ ihn einem gewissen Herrn von Pontchartrain, der hart genug war, dem seufzenden Volke das letzte Mark auspressen zu können. Auch das ward bald genug sichtbar, daß kein Louvois mehr die Seele aller Unternehmungen sey. Ludwig traute sich die Kunst zu, junge Staatsmänner zu bilden, und daher nahm er lauter unerfahrne, biegsame Gehülfen in sein Kabinet, allein die Folge lehrte, daß er sich

zuviel eingebildet hatte. Sehr treffend war daher der Einfall Wilhelms von Oranien, daß Ludwig gerade die entgegengesetzte Sitte andrer Könige befolge, welche jungen Weibern und alten Rathgebern den Vorzug gäben.

Niemand zog von diesen Verwirrungen Frankreichs größere Vortheile, als eben dieser kluge, unternehmende Prinz. Er war, wie wir wissen, der Schwiegersohn des damals in England regierenden Königs Jakobs II., eines so finstern und verkehrten Kopfes, daß alle Engländer seine Herrschaft mit Gram und Unwillen ertrugen. Da er endlich gar die Nation mit Gewalt zum alten Katholicismus zurükbringen wollte, erhob sich ein Aufstand in London, man sprach von einem andern Könige, und da kein Würdigerer vorhanden war, so richtete man seine Augen auf den tapfern Statthalter der Niederlande. Dieser eilte, die günstige Stimmung der Engländer zu benutzen, rüstete eine Flotte aus unter dem Vorwande, als gälte es Frankreich, und setzte damit plötzlich nach England über, wo ein ansehnlicher Theil des vorher schon gewonnenen Adels sich mit ihm vereinigte, Jakob II. absetzte, und Wilhelm III. von Oranien zum König von Grosbrittannien ausrief (1689). Die Folge davon war, daß nun noch England in das große Bündniß gegen Frankreich mit hineingezogen wurde, und demselben zuerst den Krieg erklärte (im Mai 1689). Vergebens nahm sich Ludwig des entflohenen Königs an, schimpfte Wilhelmen einen Usurpator, und ließ mehrere ansehnliche Heere in Irland landen: Jakob

ward selbst an den Festen, die man ihm zu St Germain gab, von den Hofleuten wegen seiner Einfalt verspottet, Wilhelm blieb König, und schlug alle Franzosen mit leichter Mühe aus Irland hinaus. Gewöhnlich brachte er die winterliche Rastzeit in London zu, und focht im Sommer an der Spitze seiner niederländischen Truppen, und ward so zweier Völker Hort und Stolz, und eines allgehaßten Tyrannen furchtbarste Geißel.

Neun Jahre dauerte dieser dritte Krieg Ludwigs XIV. gegen alle seine Nachbarn. Alljährlich mußten fünf bis sechs Armeen in allen Weltgegenden unterhalten werden, doch hatte Frankreich auch hier, wie immer, das Glück, alle seine Kriege auf feindlichem Boden führen zu können. Wie leicht man das Kriegführen in Deutschland wegen der Uneinigkeit der vielen Parteien behandelte, ist schon oben erzählt. Eine Armee in Katalonien, die der Herzog von Noailles, ein Günstling der Frau von Maintenon, schlecht genug anführte, drückte die Spanier auch nicht sehr. Dagegen hatte das Heer, welches gegen den Herzog Victor Amadeus von Savoyen stritt, in dem jetzt zum Marschall ernannten Catinat einen vortreflichen Feldherrn *). Am leb-

*) Er war ein Genie, das zu allem taugte. Zuerst war er Advokat gewesen, und hatte diese Laufbahn im 25sten Lebensjahre verlassen, weil er einen Prozeß verloren hatte, in welchem doch das Recht auf seiner Seite gewesen war. Darauf hatte er Kriegsdienste genommen, und von der Fahne auf gedient. Der große Verstand, der aus seinen kleinsten Unternehmungen hervorgeleuchtet hatte, war seinen Vorgesetzten nicht lange

haftesten war der Streit in den Niederlanden, weil hier der beste Gewinn zu machen, und zugleich der furchtbarste Feind zu bekämpfen war. Hieher zog auch Ludwig jedes Jahr bey Eröfnung des Feldzuges selbst, verweilte nach seiner Gewohnheit einige Wochen im Lager, und kehrte dann wieder nach Versailles zurück. Eigentlich aber führte Luxemburg den Oberbefehl, bis zum Anfange des Jahres 1695, da er starb. Er war ein Freund und Schüler des großen Condé gewesen, und hatte mit diesem den hochfahrenden, raschen Geist, den schnellen und richtigen Blick, und das unruhige, leidenschaftliche Gemüth gemein. Nächst dem Kriegswesen waren Weiberintriguen sein Element. Sein Aeußeres war von abschreckender Häßlichkeit, aber der durchschimmernde lebendige Geist und der kraftvolle Mannssinn erweckten ihm dennoch der Weiber Gunst.

verborgen geblieben, und ihm verdankte er allein seine schnelle Beförderung, die er nie erlangt haben würde, wenn sie hätte erschmeichelt werden müssen. Er vereinigte mit seinem Heldencharakter drey seltene Eigenschaften, Mäßigung, Keuschheit und Bescheidenheit. Die gesundeste Lebensphilosophie begleitete ihn bis an sein Ende. Seine Soldaten sahen nur ihren Vater in ihm. Als er 1690 die Schlacht bei Staffarda gewonnen hatte, legte er sich ermattet und in seinen Mantel gehüllt, auf die bloße Erde nieder, und schlief ein. Leise schlichen seine treuen Gensdarmen herbey, stellten alle erbeutete Fahnen in einem weiten Kreise um ihn her, und erwarteten mit Freudenthränen sein Erstaunen und seinen gerührten Dank im Augenblick des schönen Erwachens.

Der ganze lange Krieg ward mehr gezogen als geführt. Man hielt sich bey den vielen Festungen auf, eroberte sie mit Mühe, verlor sie im nächsten Feldzug wieder, und suchte nur das, was man besaß, zu behaupten. Entscheidende Schlachten vermied man. Die berühmtesten sind die bey dem Dorfe Fleurus an der Sambre, wo Luxemburg die Bundesgenossen unter der Anführung des Fürsten von Waldeck schlug (1690, 1. Jul), Catinats Sieg bey der Abtey Staffarda unweit Saluzzo über den Herzog von Savoyen (1690, 18. Aug.), Luxemburgs und Wilhelms III. blutiges, doch unentscheidendes Gefecht bey Steenkerken (1692, 3. Aug.); ein ähnliches bey Neerwinden (1693, 29. Jul.) und ein zweiter Sieg Catinats bey Marsaglia in Piemont (1693, 4. Okt.). Eine verlorne Seeschlacht bey Brest unter Tourville dagegen, entkräftete die französische Seemacht auf lange Zeit. Jakob II. sollte nach England hinüber gesetzt werden, wenn die Schlacht glücklich abgelaufen wäre. Allein er mußte Zuschauer seyn, daß 18 andre Linienschiffe, welche in la Hogue eingelaufen waren, von Rooke verbrannt wurden. Man sagt, Jakob habe sich der patriotischen Freude nicht erwehren können, so oft er während des Kampfs den Sieg sich nach den Engländern habe hinneigen gesehn.

Ludwig, entkräfteter als je, hatte schon 1693 angefangen, Friedensvorschläge zu thun. Aber diesmal wollte man ihn ganz niederdrücken, und ihn zur Herausgabe alles seit dem 30 jährigen Kriege Weggenommenen zwingen. Niemand also wollte vom Frieden hören, als bis sich der überwundene Ludwig

vor allen seinen Feinden recht schimpflich demüthigen würde. Aber wer waren die, welche bey jener Herausgabe am meisten zu hoffen hatten? Spanien und Deutschland. Doch gerade diese hatten unter allen Bundesgenossen am wenigsten ausgerichtet, jenes wegen seiner Schwäche, dieses wegen seiner Uneinigkeit und Schwerfälligkeit. Sollten England und Hollaud, die so viel Geld aufgeopfert, und so tapfere Thaten gethan, und das kleine Savoyen, das ganz in Feindes Händen war, sollten diese nun nach langer Anstrengung noch Jahre lang fortfahren, Blut und Geld fremden Völkern aufzuopfern, wenn sie jetzt unter den billigsten Bedingungen zur Ruhe kommen konnten? Dem Herzog von Savoyen war dieses Uebermaaß von Großmuth am wenigsten zuzutrauen, daher wandte sich Ludwig 1696 ganz insgeheim an ihn, und versprach ihm die völligste Wiedereinsetzung in seine Länder, wenn er zuerst das große Bündniß verlassen wolle. So oft der Herzog schon mit rühmlicher Bundsgenossentreue ähnliche Anträge zurükgewiesen hatte, so stand doch bey ihm soviel auf dem Spiele, und seine Helfer waren so entfernt, und selbst so hülflos, daß man ihm sein endliches Wanken wohl verzeihen kann. Als ihm zuletzt der französische Bothschafter gar vorlog, daß die heimlichen Unterhandlungen mit Spanien und Holland schon so gut als abgeschlossen wären, und daß beide ihn zuerst im Stiche lassen würden, wenn er sich nicht bey Zeiten sicher stelle: so unterschrieb er, zum Schein von Catinat gezwungen, zuerst die günstigen Friedensartikel (1696, 29. Aug.).

So heftig ihm die übrigen Bundesgenossen dar-

über zürnten, so geneigt waren doch einige, seinem Beispiele zu folgen. Unter Schwedens Vermittelung ward hierauf zu Ryswick ein Congreß eröfnet. Der Erfolg ist aus der deutschen Geschichte bekannt. Im folgenden Jahre (1697) kam der allgemeine Friede zu Stande, der doch immer in so fern noch rühmlich für Frankreich war, als kein einziger seiner Feinde in dem ganzen langen Kriege das Geringste von seinem Zwecke erreicht hatte. In steter Erwartung der baldigen Todesbotschaft aus Spanien blieben die Heere gerüstet, die Festungen wurden allenthalben ausgebessert, und an den Grenzen von Deutschland und Savoyen wurden zwey neue angelegt (Neubreisach und Fenestrelles), zur großen Beunruhigung aller Nachbarn.

14.

Kulturzustand Frankreichs unter Ludwig XIV.

Jener alte Römer, welcher den Magen und die Glieder mit dem regierenden und gehorchenden Theil einer Nation verglich, mochte selbst kaum glauben, bis zu welchem hohen Grade dies Verhältniß richtig sey. In der That, so wie von der Beschaffenheit des Magens die Kraft und Regsamkeit aller übrigen Theile abhängt, so strömt auch von dem Throne, auf welchem ein kraftvoller Herrscher waltet, Feuer und Leben in alle Adern des ganzen weiten Staatskörpers hin. Und wie man auch immer Ludwig XIV. als Menschen beurtheilen mag, so gaben doch die Früchte seiner Regierung schon davon Zeugniß, daß er als Herrscher keine gewöhnliche Erscheinung

gewesen seyn könne. Wie er mit einem glühenden Gefühl für den Ruhm geboren war, so konnte selbst die ausschweifendste Wollust ihn nie so sehr einschläfern, daß er auch nur einen Augenblick seine Würde und die Ehre seiner Nation vernachlässigt hätte. Und da sich in allen seinen Handlungen und Reden der einzige Zweck, sich als den größten Monarchen der Erde geehrt zu wissen, so bestimmt aussprach; da er jeden, der ihm dazu behülflich werden wollte, so huldreich aufmunterte und so großmüthig belohnte; so konnte es nicht fehlen, daß dieser Geist der Ruhmbegier sich über alle gute Köpfe verbreitete, und gleichsam ansteckend wurde. Daher macht das Zeitalter Ludwigs XIV. als das Blüthenalter der französischen Kultur, Epoche in der Geschichte dieses Volks, so wie das des Augustus in der römischen, und in der That hat die französische Nation zu keiner Zeit so viele Genies auf einmal gehabt, als in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Richelieu hatte schon glänzende Hoffeste gegeben, so wie er auch der erste gewesen war, der regelmässige Schauspiele, nach Art der Alten, dabey eingeführt hatte. Unter ihm hatte sogar der gröste tragische Dichter Frankreichs, Peter Corneille, (geb. 1606, † 1684) seine berühmtesten Stücke geschrieben. Mazarin hatte darauf noch mehr Abwechselung in die Hoffeste gebracht durch die italiänische Oper, welche er einführte, und zu der er zuerst die Sänger aus Italien kommen ließ. Aber das alles waren Kleinigkeiten gegen die unermeßliche Pracht, welche Ludwig XIV. auf seine Feste verwandte, be-

sonders auf die, welche er seinen Maitressen zum Besten gab. Man hat dicke Kupferstichwerke in Royalfolio, in denen die verschiedenen Decorationen, Sänger- und Tänzergruppen, Carousselpartien und allegorischen Pantomimen, die bey einzelnen solcher Feste vorkommen, abgebildet, und mit langen Beschreibungen versehen sind. In allen spielt der König eine Hauptrolle, bald eines Helden, bald eines Gottes, und alles ist nur darauf abgesehen, seine Größe, seine Weisheit, seine Unwiderstehlichkeit zu rühmen. Nie ist einem Könige unsinniger geschmeichelt worden, als ihm. Aber auch wenigen sinnreicher *), denn selbst die feinsten Dichter nahmen Theil an dem allgemeinen Rausche. Unter den Werken Molieres findet sich eine ziemliche Anzahl für solche Feste verfertigter Gelegenheitsstücke, und Racine machte als ein 18jähriger Jüngling eine Ode auf die Vermählung des Königs, durch die er den Grund zu seinem nachmaligen Glücke legte.

Einst hörte der noch sehr junge Ludwig gesprächsweise von dem Herzog von St. Aignan, der Kar-

*) Noch lange nach seinem Tode sagte Voltaire von ihm: Si on le considère dans sa vie privée, on le voit bon fils sans vouloir que sa mère le gouverne, bon mari même sans être jamais fidèle, bon père, bon maître, et toujours aimable avec dignité. Und an einem andern Orte: Un prince, qui, ayant fait d'aussi grandes choses que lui, seroit encore simple et modeste, seroit le premier des rois, et Louis XIV. le second. Es mag dem Leser überlassen bleiben, ob er diese Urtheile zu den sinnreichen oder zu den unsinnigen rechnen will.

dinal Richelieu habe einigen auswärtigen Gelehrten, welche Lobreden auf ihn verfertigt hätten, Geschenke zugesandt. Das gefiel ihm ungemein, und er beschloß es nachzuahmen, aber in umgekehrter Ordnung. Erst wollte er die Geschenke versenden, sicher daß sich die Lobreden dann wohl von selbst finden würden. Zu dem Ende verlangte er von seinen Ministern eine Liste der größten Gelehrten, und Lionne mußte deshalb ins Ausland schreiben, und sich nach den hellsten Lichtern desselben erkundigen. Man brachte gegen 60 Namen zusammen, unter denen auch sogar ein Paar Professoren aus Altdorf und Helmstädt gewesen seyn sollen. Alle diese Männer waren verwundert, mit höflichen Briefen von dem Minister Colbert überrascht zu werden, worin sie ersucht wurden, zu erlauben, daß der König von Frankreich ihr Wohlthäter werden dürfe, da er nicht das Glück habe, ihr Oberherr zu seyn. Viele dieser Geschenke waren so ansehnlich, daß die Empfänger sich Häuser davon erbauen konnten. Andere erhielten gar fortgehende Pensionen. Diese Freigebigkeit hatte die erwünschtesten Folgen. Die armen Gelehrten konnten nicht Worte genug finden, diesen außerordentlichen Kenner und Beschützer der Wissenschaften würdig zu loben, gegen welchen August und Mäcen nur armselige Wichte waren, und in zwölf verschiedenen Städten Italiens erschollen alljährlich an seinem Geburtstage pomphafte Lobreden, die ihm, sobald sie gedruckt waren, sauber gebunden nach Versailles geschickt wurden.

Die berühmtesten unter den französischen Gelehr-

ten und Künstlern, die jenem Zeitalter seinen Glanz gegeben haben, sind etwa folgende:

Renatus Descartes (Cartesius) geb. 1596, † 1650. Ein Mathematiker und Philosoph erster Größe. Die Theologen, zu einfältig, um ihn zu verstehen, schrieen ihn für einen Gotteslaügner aus, und zwangen ihn, ins Ausland zu wandern.

Claudius Saumaise (Salmasius) geb. 1588, † 1653, ein Mann von stupender antiquarischer Gelehrsamkeit, in welcher er es mit der ganzen übrigen gelehrten Welt aufnehmen zu können prahlte. Auch er war den Pfaffen zu anstößig, und brachte den größten Theil seines Lebens in Holland zu.

Johann Dominikus Cassini (1625 — 1712) ein berühmter Astronom, den Colbert aus Italien nach Paris berief, wo für ihn die erste Sternwarte erbaut ward.

Christian Huygens (1629 — 1695), ein Nebenbuhler des Vorigen, aus Holland nach Paris berufen. Er ist der Erfinder der Pendeluhren und der Entdecker des ersten Ringes und der Trabanten des Saturn.

Peter Gassendi (1592 — 1656), gleichfalls ein großer Mathematiker und Physiker.

Anna Dacier, geb. Lefevre (1651 — 1720) edirte, erklärte und übersetzte mit ihrem Manne um die Wette alte Klassiker. Nach der Aussage des Hrn. v. Voltaire soll sie sich durch ihre Uebersetzung des Homer und Terenz unsterblichen Ruhm erworben haben.

Peter Bayle (1647 — 1706), ein treflicher [illegible]iker, Philosoph und Kritiker, der aber eben des-

wegen Frankreich verlassen, und in dem freien Holland seinen Schutz suchen mußte.

P. Bourdaloue (1632 — 1704), P. Massillon, Bischof von Clermont (1663 — 1742) und E. Flechier (1632 — 1710), Bischof von Nimes, drei Jesuiten und berühmte Kanzelredner. Auch Jak. Benignus Bossuet, Bischof zu Meaux (1627 — 1704), machte zuerst sein Glück durch seine Beredsamkeit, die er in der Folge auf den Vortrag der Geschichte anwendete. Seine ersten geistlichen Reden, die er um das Jahr 1662 vor dem Hofe hielt, fanden soviel Beifall, daß der junge König eine Ehre darin suchte, dem Vater des Redners durch ein eigenes Schreiben zu einem solchen Sohne Glück wünschen zu lassen.

In einer ganz eignen, milden Art der Beredsamkeit that sich ein anderer Geistlicher hervor, dessen Charakter zu den edelsten und liebenswürdigsten gerechnet werden kann, die die Geschichte kennt: Franz Fenelon, (1651 — 1715) Erzbischof von Cambray, und vorher Erzieher der jüngern königlichen Prinzen. Wenige Bücher sind so allgemein gelesen, und so oft gedruckt und übersetzt worden, als sein Telemach, ein moralischer Roman, in welchem sich das reinste, tugendhafteste Gemüth in einer edeln Sprache abspiegelt. Und doch zog eben dieses Buch ihm die Ungnade des Königs zu. Man glaubte lauter Portraits vom Hofe zu Versailles darin zu finden. Idomeneus der Herrschsüchtige und Ueppige sollte Ludwig seyn, der harte, stolze, neidische Protesilaus, der Marquis von Louvois u. s. w. Ja man muß es sagen, daß eben diese vermeinten

Anspielungen eine Hauptursach waren, daß das Buch so viele Leser fand. Ein gleichzeitig erschienenes Werk, die lettres provinciales von einem Jesuiten, Pascal, das gleichfalls ein Nationalbuch ward, hat ungemein viel gesunde Philosophie und klare Ideen verbreitet. Eine Frau von Sevigné (1626 — 1696) entwickelte in einer Reihe hinreißender Briefe die Anmuth einer liebenswürdigen, fein ausgebildeten Weiblichkeit auf eine vorher ganz unbekannte Weise.

Bildeten die oben genannten treflichen Kanzelredner und die übrigen guten Prosaisten Geist und Sprache der Pariser merklich aus, so gaben die zu gleicher Zeit blühenden Dichter den Phantasien einen bisher ungekannten Schwung. Die Trauerspiele des ältern Corneille und des Racine (1639 — 1699) werden noch jetzt von den Franzosen bewundert, und als nachher nie wieder erreichte Muster studirt.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient hier wohl der berühmte Moliere, der Vater der neuern Komödie (1620 — 1673). Er hieß eigentlich Johann Baptist Poquelin, und war der Sohn eines Pariser Tapetenwirkers, der ihn, als er heranwuchs, zu demselben Handwerk anlernen wollte. Aber der alte Großvater mütterlicher Seite, ein großer Liebhaber des Schauspiels, hatte ihn kaum ein Paarmal mit sich in das Hotel de Bourgogne genommen, wo damals theatralische Vorstellungen gegeben wurden, als sich in dem Kopfe des Knaben eine ganz neue Welt aufthat, und der Aufenthalt in seines Vaters Trödelladen ihm ein rechter Ekel ward. Der Vater, damit schlecht zufrieden, schmollte einst mit

dem alten Großvater darüber, und fragte ihn, ob er etwa gar noch einen Komödianten aus dem Jungen machen wolle. „Warum nicht? antwortete der Alte. Wollte Gott, es könnte ein Bellerose aus ihm werden.“ (So hieß der berühmteste Schauspieler jener Zeit). Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den gegenwärtigen Knaben, der, dreister gemacht durch des Großvaters Beistand, bald darauf seinem Vater freimüthig erklärte, daß er zur Tapetenwirkerey gar keine Lust habe, und ihn mit Thränen bat, ihn doch studiren zu lassen. Auf vieles Zureden des Großvaters ward endlich diese Bitte erfüllt, und der junge Poquelin in das Jesuiterkollegium von Clermont geschickt, wo er alte Sprachen, Philosophie und Rechtswissenschaften studirte, und mit vielen humoristischen Köpfen Bekanntschaft machte. Nach vollendeten Studien, als er eben im Begriffe stand, eine Advokatenstelle anzunehmen, reisete der Hof nach Narbonne (1641), und bei dieser Gelegenheit reisete er unter den Leuten des Königs mit. Als diesen in dem abgelegenen Städtchen die Zeit lang ward, fielen sie darauf, ein Liebhabertheater zu errichten. Hierbei zeigte sich nun niemand geschäftiger, als der junge Poquelin, in welchem die früh gefaßte Neigung jetzt mit doppelter Stärke erwachte. Er brachte soviel Leben und Ordnung in diese kleinen Spiele, und zeichnete sich selbst auf dem Theater durch Figur, Anstand und komisches Talent so sehr aus, daß ihn alle übrigen willig für ihren Meister erkannten. Das Trauerspiel liebte er nicht, auch hatte zu heroischen Rollen seine Stimme nicht Klang und Würde genug, wiewohl sein ganzes übri-

ges Wesen wiederum so ernst und edel war, daß man den ersten Komiker Frankreichs nicht in ihm gesucht hätte.

Zurückgekehrt nach Paris ward er vielfältig ermuntert, sein schönes Talent nicht ruhen zu lassen. Er sammelte deshalb auch wirklich, Trotz des Vaters Unwillen, eine kleine Truppe, mit der er in der Vorstadt St. Germain auf seine eigene Hand komische Vorstellungen für Geld gab, und weil es damals an erträglichen französischen Komödien noch sehr fehlte, so nahm er es zugleich auf sich, mehrere Stücke der Italiäner und Spanier für seine Bühne zu bearbeiten. Dadurch brach er sich die Bahn zur Schöpfung eigener Werke, unter denen der Tartüffe, der Misanthrop, der Geizige ꝛc. eine ganz vorzügliche Bewunderung erhalten haben. Um seiner Familie nicht länger anstößig zu seyn, vertauschte er um diese Zeit auch nach der Gewohnheit fast aller damaligen Schauspieler seinen Namen mit dem erdichteten: Moliere. Ein Edelmann, wie manche glauben, ist er nie gewesen.

Sein vornehmster Gönner in Paris war der Prinz von Conti, des großen Condé Bruder. Als dieser 1653 sein Gouvernement in Languedoc bezog, lud er ihn ein, mit seiner Truppe nach Beziers zu kommen, und dort zu spielen. Moliere ging 1654 dahin, und erwarb sich als Dichter und Schauspieler gleich großen Beifall. Als er darauf 1657 wieder nach Paris zurückkehrte, war sein Ruf schon so fest begründet, daß der Bruder des Königs ihn zum Director seiner Hoftruppe ernannte, und ihn am 24. Okt. zum ersten Male in Gegenwart des ganzen Ho-

fes spielen ließ. Im August 1665 nahm ihn darauf der König selbst in seine Dienste, und gab ihm 1000 Livres jährlichen Gehalts. Seine Stücke brachten ihm aber soviel ein, daß er im Ganzen seine jährliche Einnahme wohl zu 30,000 Livres anschlagen konnte. Es gereicht ihm indessen zum Ruhme, daß er weder auf diese äußern Güter einen hohen Werth legte, noch sie auf eine unwürdige Art verpraßte, und es stimmt sehr schön zusammen, daß der treflichste Maler der verderbten Sitten seiner Zeit in seinem eignen Leben das Bild des nüchternsten, rechtlichsten und ordnungsliebendsten Mannes darstellte.

Nach Moliere verdienen noch drei Dichter genannt zu werden, die sich in der witzigen, leichten und naiven Gattung ausgezeichnet haben, Boileau (1636 — 1711), Quinault (1635 — 1688), und la Fontaine (1621 — 1695). Der erste ist als Satiren-, der zweite als Lieder-, der dritte als Fabelndichter berühmt. La Fontaine war eben so einfach und anspruchlos im Leben, wie in seinen Schriften, und dies war wohl Schuld daran, daß ihm aus dem Horne des Ueberflusses, das der prunkende Ludwig über die schönen Geister seiner Hauptstadt so freigebig ausschüttelte, nur spät erst ein Weniges zufloß.

Auch die zeichnenden und bildenden Künste hatten in Frankreich unter Ludwigs XIV. Regierung ihr goldenes Zeitalter. Kenner der Malerey schätzen noch jetzt die treflichen Werke eines Poussin, le Süeur und le Moine. Medailleurs und Steinschneider, Bildhauer und Baumeister wetteiferten, den Ruhm ihres Königs mit ihrem eigenen zu ver-

ewigen, und noch jetzt gehören die prächtigen Anlagen in Versailles, Marly, Clagny, Trianon ꝛc. zu den bewundertsten Werken der neuern Baukunst. Aber die Sache wurde auch mit einem Ernst betrieben, der in neuern Zeiten seines Gleichen nicht wieder gehabt hat. Man rechnet, daß an den Bau der königlichen Schlösser, blos von 1674 bis 1690, 157 Millionen Livres verwandt worden sind. Dafür gehört aber auch der Garten zu Versailles wegen seiner Grotten, Springbrunnen und Wasserkünste zu den Wunderwerken der neuern Welt. Colbert und Louvois nach ihm, mußten auch in diesem Fache Plane auf Plane erfinden, um den unruhigen Sinn Ludwigs, der immer neue Schöpfungen sehen wollte, unausgesetzt zu beschäftigen; und stets darauf bedacht, ihn zu ergötzen, ließen sie keinen Tag vergehen, ohne ihn durch irgend einen schönen Genuß oder eine Nachricht, die seiner Eitelkeit schmeichelte, zu überraschen.

Auch die Stadt Paris ward unter seiner Regierung durch eine Menge neuer Häuser verschönert, sie bekam auch an vielen Stellen ein regelmäßigeres Pflaster, und eine nächtliche Erleuchtung. Das Fahren wurde allgemeinere Sitte, und damals erfand man die in Federn hangenden Kutschen mit Glasfenstern, die bei aller ihrer Plumpheit doch gegen die vorher üblichen achtsitzigen Postwagen immer schon sehr geschmackvoll waren. Dasselbe muß man auch von den damaligen Kleidermoden sagen. Ein Anzug, in welchem ein galanter Hofmann Ludwigs XIV. alle Hofdamen entzückt hätte, würde jetzt auf dem Theater ein schallendes Gelächter erregen (man

denke nur an die entsetzlichen Perücken und an die Rock- und Westenschöße), und eine heutige Dame würde eben so gern am Pranger stehen, als in einem Anzuge über die Straße gehen wollen, in welchem die Frau von Montespan alle Schönen vor Neid rasend machte.

Keine Kunst war noch zu jenen Zeiten mehr in ihrer Kindheit, als die Musik. Von Concerten wußte man in ganz Frankreich noch nichts, außer am Hofe, wo 24 Violinen die ganze königliche Kapelle ausmachten. Ein damals sehr beliebter Componist, Namens Lülly, setzte so einfache Sachen, daß jetzt ein Kind sie vom Blatte spielen würde, und doch wurden sie von den damaligen Musikern so außerordentlich schwer gehalten. Mit dem Tanze stand es nicht besser. Ludwig XIV. war in jüngern Jahren selbst ein Freund dieser Ergötzlichkeit gewesen, nur hatte er sich immer an die ernsteren Tänze gehalten, die seiner imposanten Figur am gemäßesten gewesen waren.

Am weitesten brachten es die Franzosen unter ihm in denjenigen Künsten, welche auf die zweckmäßigere Führung der Kriege gerichtet sind. In der Geschichte der Belagerungs- und Kriegsbaukunst wird Vaubans Name unsterblich leben. Hierin und in der Artillerie, ja in der ganzen Kriegswissenschaft überhaupt, wurden die Franzosen so sehr die Lehrer der übrigen Nationen, daß noch jetzt alle Kunstausdrücke, ja alle Benennungen der Waffen, der militärischen Würden und der Manöver bei uns französisch sind. Damals entstanden zuerst Cadettenschulen, Uniformen, und dergl. Ludwig hatte zuletzt

ein stehendes Heer von 400,000 Mann auf den Beinen, und eine Flotte, die sich mit der englischen und holländischen messen konnte. 1681 zählte man in allem 190 Kriegsschiffe. Die Connetablewürde war schon vor seiner Zeit eingegangen.

Eine umständlichere Schilderung der Sitten jenes Zeitalters würde kein erfreuliches Gemälde geben. In den Provinzen wirkte noch die Religion eine innere Scheu vor dem Bösen, wiewohl die allgemeine Armuth und die schlechte Gesetzgebung dasselbe wieder mächtig beförderten. In der Hauptstadt gehörte Verschwendung und Liederlichkeit zum guten Ton, Giftmischereien waren ganz gewöhnlich, und wie Ludwig XIV. Sittsamkeit und eheliche Treue öffentlich mit Füßen trat, so fingen auch alle Vornehmen an, diese Tugenden als alte Vorurtheile zu verlachen. Verheirathete Damen trugen ihre Liebschaften öffentlich zur Schau, und es gab rechte Virtuosinnen in der Schamlosigkeit, so daß die berühmte Ninon de Lenclos, die französische Aspasia oder Lais, (1615 — 1706) noch als die rechtlichste unter den berühmten Weibern ihres Zeitalters erscheint, indem sie, im Bewußtseyn ihrer Unbeständigkeit, sich nie in ein eheliches Bündniß verflocht, um wenigstens keine Pflicht verletzen zu dürfen. Daß diese schöne Frau durch die Anmuth, Feinheit, und Lebhaftigkeit ihres Geistes beständig einen kleinen, auserlesenen Hof um sich her versammelte, daß dieser lebendige Geist ihrem Körper noch im 80sten Jahre ein hohes Interesse lieh, und daß sie im 60sten durch ihre Reize ihren eigenen Sohn, dem sie seine Abkunft verheimlicht hatte, zum Selbstmörder machte, ist bekannt.

III.

Die Engländer.

1.

Zustand des Reichs unter Jakob I.

(1603 — 1625.)

Wie unzufrieden mit seiner Regierung der Sohn der unglücklichen Maria Stuart die Engländer hinterlassen habe, ist schon im vorigen Theile dieses Werks gesagt worden. Diese muthige, kraftvolle Nation, die unter kraftvollen Regierungen allen Nachbarn Furcht und Achtung eingeflößt hatte, mußte wohl das Joch eines Königs mit Unwillen tragen, der nichts als verkehrte Schritte that, Despotenstolz ohne innere Würde zeigte, und die Einkünfte des Reichs an unwürdige Günstlinge verschwendete. Einen Eingriff von einem Heinrich VIII. oder einer Elisabeth in die Rechte des Parlements, hatte man aus angeborner Ehrfurcht vor der Majestät noch wohl geduldet, jetzt war die Idee schon reger geworden, daß dem Parlemente die gesetzgebende Gewalt gebühre und man wünschte sie um so mehr realisirt, wenn man sah, daß oft ein Minister, der seine Stelle blos seiner Schönheit verdankte, und der nicht selten aus dem niedrigsten Stande zum Vertrauten des

Regenten emporgehoben worden war, daß ein solcher den hohen Pairs von England und den Repräsentanten der Nation Gesetze vorschrieb. Wozu half denn ein Parlament, wenn ein geheimer Befehl von der hohen Commission oder von der Sternkammer den vornehmsten Engländer ohne Untersuchung ins Gefängniß werfen, und den reichsten proscribiren konnte? Leicht beweglich war die Menge der Armen und die der Unbeschäftigten. England war damals in Vergleich mit Frankreich und Holland nur ein unkultivirtes Land. Wissenschaften und Manufakturen waren noch in ihrer Kindheit. Den Handel nach Ostindien und Amerika hatten die Holländer fast ganz erstickt, und England zählte damals in allem kaum 10,000 Seeleute. London hatte noch lauter hölzerne Häuser, und war noch lange nicht durchgehend gepflastert.

Der Kampf den die königliche Macht mit dem Parlamente eingehen mußte, wurde für die erstere um so schwieriger, da es den Königen nicht wie in Frankreich gelungen war, ein feststehendes von ihnen abhängiges Abgabesystem einzuführen, sondern da das Parlament dieses Recht sich in die Hände gespielt hatte. Der König nahm etwa 450,000 Pf. Sterl. von Monopolien, Strafgeldern, Zöllen und Kammergütern ein, und wenn er außerdem etwas brauchte, so ließ er durchs ganze Land Kopfsteuern sammeln, womit er dann wohl einige Millionen zusammenbrachte. Davon konnte aber zu Kriegszeiten noch kein großes Heer erhalten werden, und im Frieden stehende Garnisonen zu besolden, daran war gar nicht zu denken. Es fehlte also dem Könige eine

Gewalt, mit welcher er den Widerstand hätte überwältigen können.

Ein drittes Element bei diesen Gährungen waren nun die dreifachen Religionsspaltungen, welche von der Nation mit dem größten Interesse behandelt wurden. Unter Jakobs I. Regierung wurden zwei Arrianer verbrannt, und ein armer Wahnsinniger, der sich für den heiligen Geist ausgab, hatte dasselbe Schicksal. Viele Katholiken und Presbyterianer, die von der herrschenden (Episcopal=) Kirche verfolgt wurden, ließen sich als Tabakspflanzer in Virginien nieder, und zu ihrer Unterstützung ward die erste Lotterie in England errichtet. Zwanzig Pfund Sterling mußte derjenige entrichten, der seit vier Wochen den gewöhnlichen Gottesdienst nicht besucht hatte, und das fand kein Rechtgläubiger unbillig, denn Religion war damals jedem Engländer und Schotten das Höchste, und er traute keinem, ehe er nicht wußte, wie es in diesem Punkte mit ihm stand.

2.

Karl I.

(1625 — 1649.)

Jakobs I. Sohn und Erbe, Karl I. war ein Prinz von kaltem Temperament, ernsthaft, und von mäßigen Verstandskräften. Im Privatstande würde er durch seine Nüchternheit und seinen häuslichen Sinn Glück und Achtung genossen haben, aber auf dem Posten dem er vorstand, reichten diese Eigenschaften nicht hin. Schon seine Jugend — er war

erst 16 Jahre alt — war dem Volke ein Anstoß. Er mußte sich Rathgebern in die Arme werfen, und da fiel unglücklicher Weise seine Wahl auf den Günstling seines Vaters, den Herzog von Buckingham, den die ganze Nation haßte, weil er bei sehr geringer Geschicklichkeit doch alle höchste Würden der Krone an sich gerissen hatte, und die vornehmsten Männer mit einem unverzeihlichen Hochmuth tyrannisirte. Was aber alles Vertrauen und alle Liebe der Engländer zu ihrem neuen Regenten abschnitt, war seine katholische Gemahlin, Henriette Marie, Heinrichs IV. von Frankreich Tochter. Mit ihr glaubten die reformirten Engländer den leibhaftigen Antichrist übers Meer zurückkehren zu sehen, und weil Buckingham in Paris diese Ehe geschlossen hatte, so verwandelte sich der Haß des Volks gegen ihn von nun an in Abscheu und Erbitterung.

Der König erfuhr es bald, wie unglücklich ein Oberhaupt ohne die Achtung seiner Untergebenen sey. Er hatte von seinem unbesonnenen Vater einen Krieg mit Spanien geerbt, und seine Schwester, die Gemahlin des vertriebenen Pfalzgrafen in Deutschland, verlangte gleichfalls seine Hülfe. Um neue Steuern zusammenzubringen, versammelt er ein Parlament. Er trägt die Bitte vor, man schlägt sie ab. Er verwundert sich darüber, läßt nochmals sein Verlangen vortragen; vergebens. Es bleibt bei der Weigerung, und er ist genöthigt, das Geld von Fremden zu borgen. Buckingham, auch nach Kriegsruhm durstig, rüstet dafür eine Flotte aus, und führt sie nach Cadix. Sein ungeschicktes Commando macht die Soldaten mißmuthig, es wird nichts

ausgerichtet, Krankheiten raffen den besten Theil der Mannschaft weg, und eine schimpfliche Rückkehr ist alles, was ihm übrig bleibt. Zu Hause beleidigt er das Parlament so übermüthig, daß dies ihn geradezu des Hochverraths anklagt. Noch ließ man indessen seine Vertheidigung durchgehen, weil man doch nicht so plötzlich mit dem Könige zu brechen wagte.

Wäre Karl jetzt seiner eigenen Neigung gefolgt, er hätte vielleicht bei seiner gänzlichen Entblößung von Gelde und militärischer Macht die Klugheit dem Trotze vorgezogen. Aber da er ganz von dem leidenschaftlichen Günstling abhing, so beging er auf dessen Geheiß die Unbesonnenheit, dem Parlamente in harten Ausdrücken zu drohen, und zwei Mitglieder des Unterhauses, welche eine Anklageakte gegen Buckingham überreicht hatten, ohne Umstände ins Gefängniß werfen zu lassen. Dazu schwiegen aber die übrigen nicht, sie wollten die Ursach dieses widerrechtlichen Verfahrens wissen. Man sagte ihnen, es sey die Strafe für gewisse respectwidrige Ausdrücke, die in der Anklage Buckinghams vorgekommen wären. Die Akten wurden hierauf nachgesehen, und es fand sich nichts respectwidriges darin. Der König sah sich hierauf gezwungen, die beiden Gefangenen wieder loszugeben, und so hatte er durch diesen Schritt nichts als Erbitterung gewirkt, und nur seine Schwäche gezeigt.

Dennoch hörte er nicht auf, Buckinghams unbedachtsamen Rathschlägen zu folgen. Er hob die Sitzungen des Parlaments auf, (dies Recht stand dem Könige zu) er gab unvernünftiger Weise, allen seinen rechtgläubigen Unterthanen zum Aerger,

den Katholiken völlige Religionsfreiheit, er nahm sich heraus, eine allgemeine Anleihe von seinen Unterthanen zwangsweise einzuziehen, ohne das Parlement zu fragen, ja er ließ Befehle an die Prediger ergehen, ihren Zuhörern die Lehre von der unumschränkten Gewalt der Könige von der Kanzel herab einzuschärfen. Um die Anleihe einzutreiben, legte man denen, welche ihren Beitrag verweigerten, Soldaten von den Regimentern ins Haus, welche von der verunglückten Expedition nach Cadix zurückgekommen waren, auch wurden viele ins Gefängniß geworfen. Ein Krieg nun durch die Einmischung in die französischen Händel zum Beistand der in Rochelle belagerten Reformirten begonnen, war zwar mehr nach dem Wunsche der Nation und Buckingham hofte sich zugleich an dem ihm verhaßten Richelieu zu rächen, und die Nation mit sich auszusöhnen. Allein das ganze Unternehmen mißglückte. Eine Flotte von 100 Segeln sollte 7000 Mann auf der Insel Rhe aussetzen, ward zurückgeschlagen und mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren nach London (1627). Wiederum ein schwarzer Stein in die Schicksalsurne des sorglosen Karl.

Um neue Steuern erheben zu können, mußte das Parlament durchaus noch einmal versammelt werden (1628). Es kam, aber wohl gefaßt gegen jeden souverainen Eingriff, und entschlossen, die Rechte der Nation aufs äußerste zu vertheidigen. Mit großer Freimüthigkeit redeten die beherzten Männer über die Verletzung der bürgerlichen Freiheit und über die frevelhaften Anmaßungen des Ministers. Der König, um nur seinen nächsten Zweck zu erreichen, gab

ihnen nach, und erhielt wirklich die Bewilligung einer ansehnlichen Steuer. Er war schwach genug, über diese Bereitwilligkeit Thränen zu vergießen, und versprach ihnen, künftig nichts Unbilliges mehr zu fordern. Aber dies flüchtige Versprechen genügte ihnen nicht. Sie setzten eine Reihe von Forderungen auf, die sie an ihn machten, und petition of right nannten, des Inhalts, daß Niemand zu einem Geschenk oder Darlehn anders als mit gemeinschaftlicher Einwilligung der beiden Kammern des Parlaments gezwungen werden könne, daß das Volk mit Einquartirung der Matrosen und Soldaten verschont werden sollte u. s. w. Der König fand sich dadurch beleidigt, und ertheilte nur eine unbestimmte Antwort. Um eben diese Zeit erschien (auf des Königs Befehl, wie man nachher erfuhr) eine Predigt von einem Londoner Geistlichen, Dr. Manwaring, im Druck, worin gelehrt ward, alles Eigenthum der Unterthanen gehöre im Nothfalle dem Könige, und dieser habe das Recht von Gott selbst, ohne Zuziehung des Parlaments dem Volke beliebige Schatzungen aufzulegen. Für diese, wie es jetzt war, verfassungswidrige Grundsätze zog das Parlament den erkauften Redner zur Rechenschaft, warf ihn ins Gefängniß, entsetzte ihn seines Amts und verdammte ihn zu einer Geldstrafe von 1000 Pfund. Dagegen schenkte ihm der König, aus kindischem Trotze gegen das Parlament, eine weit höhere Pfründe. Das Parlament, immer mehr erhitzt, wiederholt sein Verlangen nach der Anerkennung der petition of right, und macht Anstalten, den Minister noch einmal zu belangen. Karl, um ihn nicht aufzuopfern, ent-

schließt sich mit schwerem Herzen zur Nachgiebigkeit, begiebt sich ins Oberhaus, und erkennt die Petition für ein Reichsgesetz, indem er die in solchen Fällen üblichen Worte ausspricht: Let it be law, as is desired, (Laßt es Gesetz seyn, wie gebeten wird).

Aber auch damit begnügte sich das Parlament noch nicht. Die englischen Könige hatten seit mehr als 100 Jahren von den Kaufleuten und Schiffern ohne Zuziehung des Parlaments eine Auflage erhoben, die man Pfund- und Tonnengeld (tonnage and poundage) nannte. Jetzt glaubte das Parlament dem Könige auch diese Einnahme streitig machen zu müssen, und als er gar Miene machte, einige tausend deutsche Reiter kommen zu lassen, die sie mit Gewalt eintreiben sollten, erhob sich ein solcher Lärmen, daß er wieder zu seinem alten Nothmittel, Aufhebung der Sitzungen, greifen mußte (26. Jun. 1628).

Die bewilligten Subsidien hatte Buckingham indessen auf die Ausrüstung einer neuen Flotte gewandt, mit der er den noch immer vor Rochelle liegenden Kardinal Richelieu abermals angreifen wollte. Er begab sich zu dem Ende nach Portsmouth, nicht ahnend, daß ihm hier sein Ende bereitet sey. Mitten in einer glänzenden Gesellschaft durchbohrte ihn ein Lieutenant, Namens Felton, mit einem Messer so rasch und unvermuthet, daß der Thäter schon entsprungen war, ehe man die That bemerkte (23. Aug. 1628). Es war ein milzsüchtiger Mensch, der den Minister wüthend haßte, besonders seitdem er selber von ihm einmal zurückgesetzt worden war. In der Verwirrung, die durch die seltsame That ent-

stand, deren Urheber noch niemand anzugeben wußte, fand man einen Hut an der Thür, mit einem Zettel auf welchem Buckingham ein Feind des Königreichs genannt war. Indem man diese neue Erscheinung anstaunte, erblickte man durch das Fenster einen Menschen, der in größter Fassung ohne Hut vor dem Hause auf und nieder ging. „Das ist er! das ist er!" schrien einige. „Welcher ists?" fragten andere. „Ich bins," sagte Felton mit dem Tone der innigsten Zufriedenheit, und ließ sich willig ins Gefängniß, und von da zum Tode führen. Buckinghams Expedition nach Rochelle wurde darauf von einem Lord Lindesey, gleichfalls ohne Ruhm, ausgeführt, worüber der Unwille der Nation nur noch höher stieg.

Im Anfange des folgenden Jahres (1629) fing das suspendirte Parlament seine Sitzungen wieder an, aber weit entfernt, sich auf des Königs Forderungen einzulassen, nahm es vielmehr alle alte Beschwerden wieder vor, und bestritt vor allem des Königs Recht, ein Tonnen- und Pfundgeld nach Willkühr auszuschreiben. Das Unterhaus ging so weit, daß es die Kaufleute verhaften ließ, die den königlichen Beamten diese Abgabe willig entrichteten, und daß es alle Freunde des Königs für Feinde der englischen Freiheit erklärte. Auch über des Königs Nachsicht gegen Katholiken und Arminianer wurden heftige Reden geführt, und hier war es zuerst, wo der nachher so berühmte Olivier Cromwel, damals noch ein unbedeutendes Parlamentsglied, laut in einer Sitzung über einen Geistlichen Beschwerde führte, der das klare Papstthum gepre-

digt habe. Mit jeder neuen Sitzung wurden die Redenden kühner, und dies brachte den König so auf, daß er nicht nur das Parlament rasch aus einander gehen ließ, (10. März, 1629) sondern auch mehrere Mitglieder zum Gefängniß, und zu einer Geldstrafe von 1000 Pfund verurtheilte. Aber das hieß nur Oel ins Feuer gegossen. Die gestraften Volksredner thaten stolz auf ihre Banden, und rühmten sich, Märtyrer der Nationalfreiheit zu seyn: ja sie wollten nicht einmal wieder losgesprochen seyn, um ihre Freiheit keiner königlichen Gnade verdanken zu dürfen.

Jetzt schloß nun auch der König, von Buckinghams Fesseln frei, mit Spanien und Frankreich Frieden, und freilich schimpflich genug, denn er gab jenem seinen Schwager Friedrich V. und diesem das Schicksal der Hugenotten Preis. Aber wie hätte der noch andere beschützen sollen, der sich selber nicht beschützen konnte!

An des ermordeten Ministers Stelle trat jetzt (1630) ein Graf von Strafford, ein kluger und entschlossener Mann, dessen fester Vorsatz es war, dem Parlament von nun an nicht einen Finger breit mehr nachzugeben. Und vielleicht wäre er durchgedrungen, wenn nicht der König zu gleicher Zeit einen andern Rathgeber für die Kirchensachen gewählt hätte, dessen unzeitiger Starrsinn die Nation gerade an ihrer empfindlichsten Seite gereizt hätte. Dies war der Bischof Laud von London, ein heftiger Gegner der Reformirten (Presbyterianer, Puritaner), und eifriger Verfechter der Episcopalkirche. Seiner Meinung nach war der damalige Gottesdienst

zu sehr des Sinnlichen entkleidet, er entwarf daher eine neue Liturgie, vermöge welcher eine Menge längst abgeschaffter Ceremonien wieder eingeführt, und durch neue von seiner Erfindung vermehrt werden sollten. Dem Könige gefiel dies ungemein, weil dadurch der herrschende Cultus dem katholischen wieder sehr genähert wurde, welches ihm um seiner Gemahlin willen lieb war. Aber eben aus diesem Grunde loderten alle presbyterianische Gemüther in hellen Flammen auf, sobald die Neuerung kund ward. Und nicht etwa unmerklich ward die neue Liturgie eingeführt Alle Kirchenvorsteher wurden vereidet, jeden Prediger anzuzeigen, der die neuen Ceremonien nicht mitmachen würde. Die Puritaner wurden strenge verfolgt, und ein Advokat Prynne, der in einem dicken Quartanten hin und wieder die Neuerungen des Bischofs scharf getadelt hatte, ward von der Sternkammer, in welcher der leidenschaftliche Laud präsidirte, verurtheilt, 5000 Pfund Strafe zu bezahlen, öffentlich am Schandpfahl zu stehen, beide Ohren zu verlieren, und zeitlebens im Gefängniß zu schmachten.

Aber dieser Prynne galt alles bei den Puritanern, und er brüstete sich laut mit seinem Märtyrerthum. Man muß glauben, daß Karl in seinem Schlosse von den Bewegungen im Volke gar nichts vernommen habe, weil sich sonst nicht begreifen läßt, wie er so blindlings in sein eignes Verderben habe rennen können. Aber seine Umgebung sagte ihm davon nichts, und so blieb er in Ansehung seines Volkes und dessen Stimmung in der tiefsten Unwissenheit. Er fuhr sogar immer fort, in die Glut zu bla-

sen, indem er seinem Bischof die Herstellung einer völligen Hierarchie bewilligte, und als das Volk ein Parlament verlangte, laut erklärte, er werde es für eine Beleidigung ansehen, wenn jemand des Parlaments noch einmal erwähnen sollte. Um Einkünfte zu erhalten, die ihm das Parlament verweigerte, ertheilte er reichen Kaufleuten gegen starke Abgaben Monopole über die gemeinsten und nothwendigsten Dinge, als Leder, Salz rc., worunter das Volk freilich litt. Alle Geldstrafen wurden übermäßig erhöht. Ein gewisser Morley mußte 10,000 Pfund bezahlen, weil er einen von des Königs Leuten in dem Schlosse Whitehall geschlagen hatte. Ein anderer, Namens Allison, nicht so reich als jener, wurde zu einer Strafe von 1000 Pfunden verdammt, wurde außerdem noch durchgepeitscht, mußte in drei verschiedenen Städten am Schandpfahl stehen, und zeitlebens im Gefängnisse sitzen, blos weil er ein verläumderisches Gerücht von dem Erzbischof von York ausgebreitet hatte. Sir Richard Granville hatte den Grafen von Suffolk, der ihm wirklich einen schlechten Streich gespielt, einen Niederträchtigen genannt, und mußte dafür auf Befehl der Sternkammer 8000 Pfund, halb dem Grafen, halb dem Könige bezahlen. Ein Kaufmann, welcher Walkererde gegen das königliche Verbot ausgeführt, ward zu einer Buße von 2000 Pfunden verurtheilt. Der Bischof von Lincoln, Williams, ein Feind des allgebietenden Laud, war wegen seiner Widersetzlichkeit gegen die neue Liturgie um 10,000 Pfund von der Sternkammer gestraft worden. Der rachsüchtige Laud (seit 1633 Erzbischof), dem diese enorme Stra-

se noch nicht hoch genug schien, befahl den Officieren, welche zum Empfange des Geldes abgeschickt wurden, sein Haus überall zu durchsuchen, ob man vielleicht noch Beweise auffinden könnte, aus denen sich eine neue Anklage schmieden ließe. Sie durchwühlten alles, und fanden wirklich einen Brief von einem Schulmeister, in welchem über die kirchlichen Neuerungen gespöttelt, und der Erzbischof Laud ein „kleiner großer Mann" genannt ward. Dafür ward der Bischof als einer, der ehrenrührige Briefe empfangen, und es nicht angezeigt, zu einer neuen Geldstrafe von 8000 Pfunden verurtheilt, und der Schulmeister sollte 5000 Pfund bezahlen, und beide Ohren verlieren, welche an einen vor seiner Schule errichteten Schandpfahl genagelt werden sollten. Zum Glück entwischte der letztere noch.

Solche Rechtsfälle wurden von dem Volke begierig aufgesammelt, und emsig weiter verbreitet, und die Unzufriedenheit ward so groß, daß viele Hunderte, besonders von den Presbyterianern, sich entschlossen, ein Land auf ewig zu verlassen, in welchem eine Justiz wie diese herrschte. Acht große Schiffe lagen schon in der Themse segelfertig, um nach Nordamerika zu gehen, als ein neuer Machtspruch vom Hofe sie zurückhielt. Merkwürdig ist es, daß sich unter dieser Reisegesellschaft auch der berühmte Cromwel befand. Hätte der König wissen können, was ihm von diesem Manne bevorstand, wie gern hätte er ihn und die ganze Gesellschaft ziehen lassen!

Die Stimmung des Volks zeigte sich bald bei verschiedenen Gelegenheiten. Unter andern hatte der

König 1637 um seine nicht zureichenden Domainen-einkünfte zu vergrößern, ein gewisses Schiffgeld verlangt, und schickte seine Diener nun zu allen Schiffsbesitzern herum, diese neue Abgabe einzufordern. Ein gewisser Hambden, ein Parlamentsglied und ein sehr entschlossener Mann, ließ sich lieber gefangen wegführen, ehe er die unbefugte Steuer bezahlte. Man brachte ihn vor das Schatzkammergericht. Hier vertheidigte er sich mit einer solchen Freimüthigkeit und mit so siegreicher Beredsamkeit, daß er die Richter selbst verlegen machte, und ob sie gleich alle, bis auf viere, für des Königs Vortheil stimmten, so hatte doch Hambden die größte Ehre von dem Processe, denn die ganze Nation sah ihn als ihren Sprecher an, und von jetzt an wurden die Rechte des Königs und des Volks der ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung in allen Bürgergesellschaften und Bierhäusern. Jedermann war der Meinung, man dürfe sich nun nichts mehr bieten lassen, und jetzt wäre es wohl sehr weise gewesen, wenn der König, da er nun einmal von aller Zwangsmacht entblößt war, sich alles ferneren Bietens so sorgfältig als möglich enthalten hätte.

Aber der Glaube an seine Unverletzlichkeit muß ein wahrer Wunderglaube bei ihm gewesen seyn, sonst hätte er nicht die Raserey begehen können, seines Bischofs neue, halb katholische Liturgie, wie sie in England schon bestand, mit Gewalt in die übrigen Königreiche einführen zu wollen. Man weiß, wie viel seine Großmutter Maria Stuart schon von den puritanischen Schotten auszustehen gehabt hatte, da sie doch nur für sich allein Duldung verlangte. Wie

mußten diese Schotten nicht auffahren, da Karl I. sie gar zwingen wollte, nach seiner Weise religiös zu seyn! Kaum erschien nur an dem Tage, da die neue Liturgie in Schottland eingeführt werden sollte, (23. Jul. 1637) der Dechant von Edinburg in der großen Kathedrale in einem weißen Chorhemde, so schrie schon, ehe er noch den Mund geöfnet hatte, die ganze Versammlung, und besonders die Weiber: „ein Papst! ein Papst! ein Antichrist! steinigt ihn!" und der Tumult ward so arg, daß der Dechant sich schnell zurückziehen mußte. Darauf trat der Bischof an seine Stelle, die Gemüther zu besänftigen, allein nach dem ward gar mit Schemeln und Fußbänken geworfen, und als er nachher mit den Londoner Deputirten nach Hause gehen wollte, mußte die Gesellschaft sich mit Lebensgefahr durch den wüthenden Haufen drängen. Noch einige Tage nachher waren alle diejenigen, welche Antheil an der verhaßten Neuerung hatten, selbst in ihren Häusern den Mißhandlungen und Lästerungen des Pöbels ausgesetzt. Ein zweiter Versuch, der am 18. Okt. gemacht ward, lief nicht besser ab, und diesmal sah man nicht blos Leute aus dem gemeinen Volke unter den Widerstrebern, denn indem Karl den Bischöfen zugleich die höchsten Civilämter übertrug, beleidigte er auch den hohen Adel.

Einige edle Schotten entschlossen sich hierauf, selbst nach London zu reisen, und den König so bescheiden als möglich zu ersuchen, um seines eigenen Friedens willen von seiner eigensinnigen Neuerungssucht abzustehen. Umsonst, er bleibt unbeweglich, und sendet

ogar im folgenden Jahre (1638) eine neue Proclamation nach Edinburg, in welcher ein strenger Gehorsam verlangt wird. Die Schotten setzen dagegen eine Protestation auf, und zwei Lords haben die Freimüthigkeit, dieselbe mit ihren Namen zu unterzeichnen. Unterdessen schlägt die puritanische Geistlichkeit allenthalben Lärm, von allen Kanzeln ertönen Flüche gegen die Papisten, und Ermunterungen, sich gegen die Feinde Gottes brüderlich zu vereinigen. Nie sah man eine größere Einheit der Gemüther, als hier. Fast ganz von selbst bildeten sich vier Ausschüsse, bestehend aus dem höchsten Adel, aus den geringern Güterbesitzern, aus der Geistlichkeit und aus dem Bürgerstande. Alle viere versammelten sich in bester Ordnung zu Edinburg, und brachten einen Aufsatz zu Stande, den sie den Covenant nannten, und in welchem sie sämmtlich gelobten, ihrer väterlichen Religion treu zu bleiben, und sich jeder Neuerung einmüthig zu widersetzen. Jedermann ward eingeladen, diese Schrift zu unterzeichnen, und kaum war der Aufruf dazu ergangen, als Tausende Tag für Tag hinzuströmten, ihren Patriotismus und ihren Glaubenseifer zu bewähren, und die Sache Gottes, wie sie meinten, zu vertheidigen.

Diese besonnene Ruhe der insurgirenden Schotten mußte mit Recht dem Könige gefährlicher scheinen, als alle planlose Widersetzlichkeiten, die er bisher in England nur von einzelnen Mißvergnügten erfahren hatte. Er schickte Gesandte über Gesandte nach Edinburg, den Aufruhr gütlich beizulegen; er versprach auch Aufschub, nur verlangte er die Zurücknahme des Covenants. Vergebens. Er sagt

darauf ein Parlament an, um welches willen er selbst nach Edinburg kommen will. Die Stände sind neugierig darauf, warten es jedoch nicht ab, sondern versammeln sich vorher in Glasgow, und vernichten durch ein weitläufiges Dekret die ganze bischöfliche Verfassung, die hohe Commission und die neue Liturgie. Die Frage, ob sie dazu befugt seyen, beantworteten die presbyterianischen Geistlichen durch die Gegenfrage: Welche Macht ist ehrwürdiger, die geistliche oder die weltliche? wer ist größer, Christus oder der König? Auch an einem treflichen Haupte fehlte es den Schotten nicht. Der Graf von Argyle war im ganzen Lande eben so beliebt, als der König verhaßt war, und seine Einsicht und Kraft machten ihn zu einem treflichen Volksführer. Er sah weit richtiger, als der König, worauf es in diesem Streite hauptsächlich ankommen werde. Ein Heer von tüchtigen Schotten ward aufgeboten, die Schlösser und Burgen an der Gränze wurden mit Vorräthen versehen und stärker befestigt, und so groß war der allgemeine Enthusiasmus, daß selbst Weiber und Kinder Holz und Steine herbeitrugen. Viele Officiere, die in Deutschland unter Mansfeld, Wallenstein und Gustav Adolf ihre Schule gemacht hatten, übernahmen die Organisation der neugeworbenen Truppen. Die allgemeine Begeisterung ward noch durch inspirirte Weibsbilder erhöht, die sich durch ihre Rasereien Prophetenrang und Achtung erwarben. Eine solche war eine Frau Michelson, die nur von Zeit zu Zeit ihre Paroxismen bekam, in denen sie vor Tausenden anbetender Zuhörer von dem Covenant und dem Heiland sprach, den sie

nicht anders als den convenantischen Jesus nannte. In ihrer Gesellschaft sah man oft einen beliebten reformirten Prediger, Namens Rollo, der ihre Orakel am ehrerbietigsten einsog, und unter andern einmal, da das Volk ihn aufforderte, mit ihr zu reden, die Antwort gab, es wäre sehr unbescheiden, wenn er jetzt das Wort führen wollte, da sein Meister Christus aus ihr spreche.

Auf Straffords und Lauds Rath beschloß der König thöricht genug, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man hatte etwas Geld gespart, dafür warb man Truppen, und Karl selber stellte sich an ihre Spitze. (29 Mai 1639) Noch ehe er aufbrach, erhielt er eine Bothschaft von den Schotten, die ihm einen Vergleich anboten. Sollte er die Unterhandlung mit Rebellen, als seiner unwürdig, ausschlagen? Wo nahm er dann die Macht her, so erbitterte und so wohl gerüstete Feinde zu unterdrücken? Sollte er sie annehmen? Das hieß seine rebellischen Unterthanen wie eine fremde Macht ehren. Wahrlich, er war in einer übeln Lage. Der schlechte Zustand seines Heeres, dessen Besoldung er auf die Länge nicht erschwingen konnte, oder was eben so schlimm war, ihn zum Parlement seine Zuflucht zu nehmen gezwungen haben würde, nöthigte ihn endlich zur Nachgiebigkeit. Er mußte sich wirklich zu einem Vergleich mit seinen Unterthanen herablassen; es ward ausgemacht, daß beide Theile ihre Truppen entlassen sollten; ein nächstens abzuhaltendes Parlament sollte alle vorwaltende Streitigkeiten entscheiden, und bis dahin wollten die Schotten des Königs Autorität anerkennen.

Man kann sich den Triumph der Schotten denken. Die Engländer stimmten für jetzt nur noch im Stillen mit ein. Die königliche Armee, schon vorher durch Desertionen geschwächt, lief sogleich aus einander, aber die Schotten, die aus innerm Eifer dienten, blieben klüglich beisammen. Mißmuthig kam der König nach Hause. Tief empfand er seine verlorne Achtung, und schon reute ihn seine allzu rasche Nachgiebigkeit. Wie wenn er sich noch einmal aufmachte? Aber dazu gehörte Geld! Wie, wenn das Parlament jetzt, nach 11jähriger Vacanz, gefälliger wäre? Es ward zusammenberufen (1640) und um Beistand ersucht. Aber jeder hatte nur den alten Groll mitgebracht, und sich recht auf diese Gelegenheit gefreut, wo er demselben Luft machen könnte. Eben jetzt nahm man sichs vor, die königliche Gewalt auf immer der parlamentarischen zu unterwerfen. Anstatt sich also in des Königs Geldgesuche einzulassen, nahm man erst alle alte Beschwerden wieder vor, und dabei kamen so heftige Reden zum Vorschein, wie man sie bisher im Unterhause noch nicht gehört hatte. Der König, aufgebracht, bediente sich des schon oft versuchten Mittels, er hob die Sitzungen schleunig auf, und ließ die kühnsten Sprecher ins Gefängniß werfen. Doch damit gewann er nichts, vielmehr erbitterte er nur heftiger die Gemüther. Tumulte an allen Enden der Hauptstadt verkündigten die allgemeine Gährung, in einer Nacht ward unter andern der Pallast des Erzbischofs Laud von etwa 500 Aufrührern bestürmt, und gegen 2000 andere drangen einmal in die St. Paulskirche, als die hohe Commission daselbst Ge-

richt hielt, warfen alle Bänke um, und riefen laut: „keine Bischöfe! keine hohe Commission!"

So ganz von seinem Volke verlassen, sah sich der König in der schimpflichen Nothwendigkeit, von seinen Ministern, Hofleuten und Geistlichen Geld zu borgen; denn noch einmal hatte er gegen die trotzigen Schotten Gewalt zu brauchen beschlossen. Für das Zusammengebrachte wurden 19,000 Fußsoldaten und 2000 Reiter geworben. Aber die Schotten sind eher an der englischen Gränze, als der König. Bei Newburn an der Tyne stößt ein königlicher Vortrab von 4500 Mann auf sie, der theils niedergemacht, theils in die Flucht geschlagen wird, (28. Aug. 1640) und hierauf nehmen die Schotten schon das englische Schloß Newcastle in Besitz. Von hier aus senden sie, wie das erste Mal, die höflichsten Bothschaften an den König, und bitten um einen friedlichen Vergleich. Der arme Karl, dessen Schatz schon wieder erschöpft, und dessen Heer durchaus unzufrieden ist, muß die nämliche traurige Rolle zum zweiten Male spielen; er nimmt zu Rippon von seinen rebellischen Unterthanen einen Vergleich an, und verspricht wiederum, das Geschehene zu vergessen, und allen Beschwerden abzuhelfen.

Jetzt war auch der letzte Rest von Achtung verschwunden, den der Name der Majestät bisher noch in den Gemüthern der Britten erhalten hatte. Noch im Lager erhielt der König eine dringende Bittschrift von der Stadt London, worin er um ein Parlament ersucht ward. Er wollte sich damit helfen, daß er blos das Oberhaus zusammen berief (der hohe Adel knüpfte gewöhnlich sein Interesse an das

des Hofes) allein die Forderungen wurden so ungestüm, daß ihnen kaum länger auszuweichen war. Der König erklärte demnach, es sey selbst sein Wille, ja auch seine Gemahlin wünsche es, und bald nach seiner Ankunft in London gingen wirklich die Zusammenkünfte des Unterhauses an. (3. Novemb. 1640). Ganz England war gespannt auf die Thaten dieser Versammlung, denn daß etwas Großes erfolgen müsse, verrieth die dumpfe, grauenvolle Bewegung, die durch die ganze Nation hinlief, und eine neue, schleunige Aufhebung war diesmal nicht zu fürchten.

Das Beginnen dieses so genannt langen Parlaments entsprach der Erwartung vollkommen. Ankläger auf Ankläger traten auf, man schien auch nicht einen Stein der alten Verfassung mehr auf dem andern lassen zu wollen. Zuerst ward der Graf Strafford, Karls erster Minister, als Feind des Vaterlandes angeklagt, ja sogar, als er ins Haus der Lords eintreten wollte, von dazu bestellten Häschern verhaftet und in den Tower gebracht. Das nämliche Schicksal hatte kurz darauf des Königs zweiter Rathgeber, der Erzbischof Laud. Dem Siegelbewahrer und dem Staatssekretär war ein Gleiches zugedacht, aber beide flüchteten noch eben zu rechter Zeit übers Meer. So war in wenigen Tagen des Königs Staatsrath aufgelöset, ohne daß er selbst ein Wort dagegen hätte einwenden dürfen. Aber dabei blieb es nicht. Durch einen neuen Beschluß des Parlaments wurden alle diejenigen für Verbrecher erklärt, die zum Besten des Königs Truppen geworben, und Schiff- und Tonnengeld einge-

fordert hatten; ja die letztern wurden zu einer Geldstrafe von 150,000 Pfunden verurtheilt. Alle in den letzten Jahren erlassene Beschlüsse der Sternkammer und der hohen Commission wurden kassirt; alle Mitglieder des Parlaments selbst, welche irgend ein Monopol hatten, aus dem Unterhause gestoßen. Durch diese letztere Maaßregel verlor der König seine einzigen Anhänger in dieser furchtbaren Versammlung. Keine Sitzung verging nun ohne einen neuen revolutionären Beschluß. Reden hörte man jetzt an dieser Stätte, die eines Demosthenes und Cicero würdig gewesen wären, und die so allgemein interessirten und erschütterten, daß sie gedruckt verlangt wurden, welches vorher nie üblich gewesen war. Das erhöhte die Begeisterung des Volks, und die Prediger auf den Kanzeln thaten das Uebrige. Laut jauchzend, und Freiheit und Gleichheit fordernd, lief der Pöbel schaarenweise durch die Straßen, öffnete die Gefängnisse, und führte alle diejenigen, welche wegen allzu freier Schriften gefangen saßen, im Triumph heraus, streute ihnen Blumen, und begrüßte sie mit hohen Ehrentiteln. Das alles mußte der ohnmächtige König in seinem Schlosse mit ansehen und anhören, ungewiß, wann oder wie diese seltsame Gährung sich enden werde.

Das Unterhaus verfuhr demnach jetzt vollkommen als unumschränkte gesetzgebende Macht, und wurde auch von allen Engländern als solche anerkannt. Um sich die Schotten zu verbinden, behandelte man sie als sehr ehrenwerthe Alliirte, beherbergte ihre Truppen noch immerfort in den von ihnen eingenommenen nordenglischen Gränzplätzen, zahlte ihnen so-

gar eine Subsidie von 300,000 Pfunden, und erklärte sie öffentlich für brave Unterthanen des Königs. Ja man schmeichelte ihnen auf der allerzartesten Seite, indem man ihrer Religion auch in England alle Achtung erwies, wie denn die Mehrheit im Parlamente wirklich schon aus Presbyterianern bestand. Die Stadt London reichte sogar eine von mehr als 15,000 Personen unterzeichnete Bittschrift um eine gänzliche Kirchenverbesserung ein, und ehe noch darauf geantwortet war, fand man schon eine Menge Bilder, Altäre und Kruzifixe vom Pöbel zerschlagen.

Noch gab sich indessen bei allen diesen Stürmen das Parl . nt das Ansehen, als handle es blos im Namen des Königs, und stattete ihm auch ehrerbietig von allem Bericht ab. Karl, von allen Freunden verlassen, sah kein anderes Mittel, den kleinen Rest seiner Ehre noch zu retten, als wenn er sich mit denen willig vereinigte, die er zu bekämpfen zu schwach war. Er ging hierin so weit, daß er sein Ministerium mit lauter eifrigen Gliedern der Volkspartei besetzte, aber dadurch machte er nichts besser. Er ließ sich ferner die Einwilligung zu dem Gesetze ablocken, daß künftig Pfund- und Tonnengeld nur vom Parlament erhoben werden, und das Parlament sich wenigstens alle drei Jahre versammeln solle, auch daß es nur sich selbst solle aufheben können. Für diese Gnade, wie mans nannte, erhielt er öffentlich eine Danksagung, indeß man heimlich über seine Schwäche die Achseln zuckte.

Er hatte durch seine Nachgiebigkeit besonders seinen wackern Minister Strafford zu retten gehofft,

der noch immer im Tower saß, und dessen Prozeß nun ernstlich vorgenommen wurde, aber das war ein eitles Bemühen. Strafford war ein viel zu gehaltvoller Mann, als daß man ihn nach solcher Kränkung wieder hätte frey lassen sollen. Umsonst vertheidigte er sich im Parlament so edel und so gründlich, daß die Ankläger zur elendesten Schikane flüchten mußten, um nur nicht beschämt und stumm vor ihm dazustehen. Und wäre seine Unschuld durch ein Wunder vom Himmel bezeugt worden, dennoch hätte das überwiegende Interesse seiner Feinde seine Vernichtung nothwendig gemacht. So ward er dann zum Tode verurtheilt, und die Sentenz dem Könige zur Unterschrift zugesandt. Hier wenigstens hätte Karl als Mann sich zeigen müssen, aber alle Kraft verließ ihn, und nach einem vergeblichen Bittschreiben an die Pairs ließ er sich von seiner Gemahlin (die Strafford'n nie hatte leiden können) bewegen, die Einwilligung zur Hinrichtung seines redlichsten Freundes und Dieners zu geben. Mit aller Würde der Unschuld ging der edle Mann zum Blutgerüst. Nachdem er von seinem Bruder und seinen Freunden, die ihn auf diesem letzten schweren Gange begleiteten, Abschied genommen, und ihnen die herzlichsten Grüße an seine abwesenden Lieben aufgetragen hatte, sagte er ruhig: „Nun ist es bald vorüber. Ein Hieb wird mein Weib zur Wittwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen, und alle Guten, die mich bis hieher geliebt, von mir trennen. Gott sey mit ihnen allen. Ihm danke ich, daß er mir diese Ruhe im Tode gewährt, und daß ich mein Haupt eben so kummerlos auf diesen Block

legen kann, als ich es jeden Abend auf mein Ruhekissen legte." Mit einem Hiebe flog der Kopf herunter. Der Unglückliche stand erst im 49sten Jahre.

Immer kühner, griff das Unterhaus jetzt noch die letzten Ueberreste der königlichen Gewalt an. Eine Bill ging durch, daß die Sternkammer und die hohe Commission auf ewig abgeschaft seyn sollten, und der König unterschrieb, mit schwerem Herzen, auch diese Verfügung.

Karl hatte, wie wir wissen, den Schotten ein Parlament versprochen, und dies Versprechen wollte er nun lösen. Vielleicht, dachte er, sind die Schotten leichter zu gewinnen, und so könnten sie, seine ersten Feinde, ihm jetzt vielleicht zu einer Vormauer gegen seine zweiten, die Engländer, werden. Allein der Geist des Mißtrauens und der Empörung waltete in beiden Königreichen gleich stark, und die Engländer thaten ihr möglichstes, die Schotten noch mehr aufzuwiegeln. Da die königlichen Truppen von dem letzten Zuge her noch in den nördlichen Provinzen beisammen lagen, und auf Bezahlung warteten, so schoß das Parlament geschwind eine Summe zusammen, befriedigte sie damit, und ließ sie schnell aus einander gehen, damit der König sie bei seiner Durchreise nicht mehr fände. Auch drängte sich eine Gesellschaft von Gliedern des Unterhauses hinzu, ihn zu begleiten, und ließ ihn nie aus den Augen. Am 14. Aug. 1641 kam er in Edinburg an. Er fand hier ein eben so stürmisches Parlament, als er in London verlassen hatte. Anklagen und Rechtsforderungen drängten einander. Die Puritaner betäubten seine Ohren mit fanatischem Ge=

schrei. Man scheute und haßte ihn als einen Ketzer. Vergebens that er freundlich und gütig, man verachtete seine Geschenke und seine Schmeicheleien als Eingebungen der Nothwendigkeit. Selbst daß er sich überwand, puritanische Kirchen zu besuchen, gereichte ihm nur zum Schimpfe, denn eben hier ergriffen die geistlichen Eiferer die Gelegenheit, ihn durch die frechsten Reden öffentlich zu verhöhnen und zu kränken. Zur Vergrößerung seiner Angst mußte eben um diese Zeit ein Gerücht von einem fürchterlichen Aufstande in Irland einlaufen. Hier hatten bekanntlich von Anfang an gefährliche Gährungen unter den wilden katholischen Eingebornen geherrscht, seitdem eine Menge englischer, meist reformirter Kolonisten sich unter ihnen angesiedelt hatten. Ein stehendes Corps von 8000 Mann hatte indessen bisher die Empörer in Respect erhalten, aber seit kurzem hatte das londoner Parlament diesen Haufen auseinander gehen lassen, aus Furcht, der König möchte ihn zu seiner Unterstützung an sich ziehen. Die augenblickliche Folge davon war die, daß die Irländer, dieser Zwinger entledigt, mit fürchterlicher Wuth über die englischen Kolonisten herfielen, sie gräßlich zerfleischten, schändeten, ermordeten, ihre Häuser niederbrannten, und jedes Andenken an sie ausrotteten. In Ulster allein wurden nach der geringsten Schätzung über 40,000 dieser Unglücklichen niedergemacht. Gegen 3000 flüchteten sich, fast nackt, nach Dublin, wo noch eine englische Stadtwache zu ihrem Schutze übrig war; weit mehrere aber verbargen sich in Wälder, wo sie aus Mangel an Wärme und Nahrung jämmerlich umkamen.

Allenthalben also war Anarchie und wilde Empörung. Anstatt daß, wie der König gehofft hatte, die so eifrig reformirten Schotten ihm zur Rache ihrer irländischen Brüder und zur Züchtigung der katholischen Rebellen ihre Truppen hergeben sollten, hatte er noch den Schmerz zu hören, daß man ihm ein geheimes Einverständniß mit den katholischen Irländern andichtete, und ihn durch solcherley Gerüchte in England und Schottland nur noch verhaßter zu machen suchte. Hier lernte er zugleich, daß die Religion allein ein Volk nie in die Waffen bringt, wenn nicht ein anderes, eigennütziges Interesse hinzutritt. Mißmuthig verließ er das trotzige Volk, und kehrte nach London zurück. (25 Nov. 1641) Hier ward er auf den Straßen mit Jubelgeschrey empfangen, eine Freude, die ihm der Lordmayor bereitet hatte, die aber leider von kurzer Dauer war. Er fand das Parlament schon wieder zahlreich versammelt, und mit der Untersuchung langer Beschwerden beschäftigt, die von allen Seiten eingereicht worden waren, ja die sogar, um recht bekannt zu werden, gedruckt unter das Publikum vertheilt wurden. Die Commons (Glieder des Unterhauses) verbreiteten sogar falsche Gerüchte von feindlichen Landungen, die der König bestellt habe, von geheimen Verschwörungen der Katholiken, und dergl. um nur einen Vorwand zu haben, sich selbst mit einem starken Truppenkorps versehen zu dürfen. Von dieser Zeit an sah man schon Wachen auf den Straßen, und ganz London bekam allmählig ein kriegerisches Ansehen.

Einen Versuch — wiewohl sehr unüberlegt —

machten jetzt die Bischöfe, die im Parlamente gleichfalls Sitz und Stimme hatten, die alte Verfassung zu schützen. Sie erklärten nämlich (27. Dec.) da man auf sie so wenig Rücksicht nehme, so würden sie den jetzt herrschenden Unfug nicht länger begünstigen, sondern alle Gesetze für nichtig erklären, die während ihrer Abwesenheit würden gegeben werden. Die, meist presbyterianischen, Commons ergriffen diese Gelegenheit mit Freuden, alle diese Bischöfe des Hochverraths anzuklagen, und vor der Hand von allen Versammlungen auszuschließen.

Fast zur Verzweiflung gebracht, ließ sich der König jetzt, nach so vielen vergeblichen Versuchen der mildesten Nachgiebigkeit, von der Königin und dem Lord Digby bewegen, noch einmal ganz unerwartet entschlossenen Ernst zu zeigen. Er klagt demnach (1642) im Oberhause fünfe der wildesten Sprecher des Unterhauses als Umstürzer der alten Verfassung an, und sendet zu gleicher Zeit Boten aus, sie gefangen zu nehmen. Man findet sie aber nicht, und ihre Sachen werden versiegelt. Am andern Tage erscheint er selbst im Unterhause, von einigen hundert Trabanten begleitet, und hält eine ernste Rede, in der er seine Nachgiebigkeit und ihren Uebermuth, seine Mäßigung und ihre Tyranney mit den kräftigsten Farben schildert, und sie auffordert, zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn zurückzukehren. Umsonst. Beim Herausgehen verfolgten ihn trotzige Stimmen, die unaufhörlich, Privilegium! Privilegium! nachriefen, und am Abend waren alle Bürger der City in Waffen, theils die 5 Parlamentsglieder zu beschützen,

theils weil die Feinde des Königs das Gerücht verbreitet hatten, der König habe aus Bosheit den Befehl gegeben, die Stadt in der Nacht an allen Ecken anzuzünden. Den Tag darauf sah man die Themse mit unzähligen Schiffen und Kähnen bedeckt, die mit kleinen Böllern bewaffnet waren, und in Begleitung der Stadtmiliz und einer unabsehbaren Volksmenge zogen die 5 verfolgten Parlamentsglieder im Triumph einher, und wurden in Westminsterhall eingeführt, wo sie unter lautem Jubelgeschrey aller Anwesenden ihre Plätze im Parlament einnahmen. Als der Zug vor Whitehall (dem damaligen königlichen Schlosse) vorbeikam, riefen viele Stimmen überlaut: „Was ist denn aus dem Könige und seinen Cavalieren geworden, und wo sind sie hingeflogen?" Dazwischen ward geschossen, getrommelt, und mancher anderer Muthwille verübt.

Die Macht, Soldaten zu werben, war bisher ein unbestrittenes Recht der Krone gewesen. Jetzt verlangten die Commons dieselbe für sich, und man kann denken, daß der König sich so lange als möglich dagegen gesträubt haben werde. Um den immer drohendern Stürmen wenigstens etwas ferner zu seyn, verläßt er London mit seinen Prinzen, und geht nach York, wo man ihn achtungsvoll aufnimmt (im Jul. 1642). Das Parlament nimmt nun gar keine Notiz mehr von ihm, eignet sich von freien Stücken die Macht zu, ein stehendes Heer zu errichten, stellt wirklich Werbungen an, und etablirt zu Hull ein wohlversehenes Waffenmagazin. Der König, welcher den Hüter desselben, Lord Hotham, zu gewinnen hofft, reitet von York aus mit etwa 30

Mann dahin, allein Hotham verschließt ihm das Thor, und er muß schimpflich wieder abziehen. Ja noch mehr, als er sich über dies Betragen Hothams beim Parlamente beschwerte, bewilligte und lobte dies die That.

Doch hatte Karl auch jetzt noch nicht Ursach, so ganz die Hofnung aufzugeben. Alle entferntere Provinzen und der ganze Adel war ihm noch treu, und ein kräftiges Haupt hätte aus so vielen und starken Gliedern einen furchtbaren Körper zusammensetzen können. Aber er selber verstand nichts vom Kriege, und verließ sich blos auf seine beiden Vettern, Rupert und Moriz von der Pfalz, die seit ihres unglücklichen Vaters Vertreibung Schutz in England gesucht hatten. Die Yorker boten ihm sogar freiwillig ihre Hülfe an, und mehrere Provinzen folgten dem Beispiel. Sogleich erging nun ein Beschluß des Parlaments, daß jeder, der dem Könige Beistand leisten würde, für einen Feind des Vaterlandes zu achten sey. Dagegen erließ Karl eine Proclamation, kraft welcher das Parlament und dessen Anhänger für die wahren Verräther der rechtmäßigen Verfassung erklärt wurden. Jetzt war der Krieg unvermeidlich. Beide Theile warben, aber mit ungleichem Vortheil. Der König hatte kein anderes, als geschenktes oder erborgtes Geld, dagegen war das Parlament im Besitz der Flotte, der Hauptstadt und aller Seestädte, und hatte sich aller königlichen Einkünfte bemächtigt. Die Londoner schickten soviel Silbergeschirr in die Münze, daß es an Leuten fehlte, die Gaben alle anzunehmen; sogar silberne Fingerhüte und Schmucknadeln von Weibern waren darunter.

Alles junge Volk von London ließ sich zum Dienst einschreiben; an einem einzigen Tage meldeten sich über 4000 Mann. Mit den Schotten, die noch in Waffen waren, ward ein Bündniß geschlossen. Gegen solche Hülfsmittel waren die des Königs allerdings gering. Die Königin verpfändete ihre Juwelen in Holland, und erhielt dafür Geld und Schiffe, allein leider ward ein Theil der letztern von englischen Kapern aufgebracht, und so blieb auch diese Hülfe unbedeutend. Auswärtige Mächte konnten sich um diese Händel nicht bekümmern. Die meisten waren in den 30 jährigen Krieg verwickelt, in Frankreich erfolgte in diesem Jahre Richelieus Tod, und wirklich hatte auch Großbrittannien damals in den Augen auswärtiger Nationen nur noch eine geringe Bedeutung.

Noch wollte Karl mit seinem ungerathenen Parlamente den Weg des gütlichen Vergleichs versuchen. Sie sandten ihm darauf auch einen Vorschlag, der 19 Bedingungen enthielt, unter denen sie ihn wieder aufnehmen wollten. Aber diese Bedingungen waren so schimpflich, daß Karl lieber das Aeusserste versuchen, als sie annehmen wollte. Indessen dauerten die Rüstungen fort. Der König, seiner schwachen Macht immer weniger vertrauend, erniedrigt sich, die Friedensvorschläge noch einmal zu wiederholen. Man antwortet ihm, erst wenn er seine Truppen entlasse, und seine Proclamation zurücknehme, könne man sich auf Unterhandlungen einlassen. Er verspricht beides zu thun, wenn das Parlament seinerseits dasselbe thun wolle. Das wird abgeschlagen.

So bleibt denn nichts als Gewalt übrig. Des Königs Generale ermuntern ihn, vorzuschreiten. Sie brechen mit 10,000 Mann von Schrewsbury gegen London hin auf. Die Armee des Parlaments, unter den Befehlen eines Grafen von Essex, geht ihnen von Worcester aus entgegen. Bey Edgehill kommt es zum Treffen (23. Oct. 1642). Die Ungeübtheit beider Heere bringt nur eine ungeschickte Verwirrung zuwege, indessen zeigt sich doch Prinz Ruperts Einsicht und Gewandtheit, und die Parlamentstruppen zerstreuen sich. Karl, schon muthiger, rückt näher nach London vor, und jezt bietet das Parlament den Vergleich an. Der König nimmt die Abgeordneten desselben in Oxford an, da er indessen auf völliger Wiederherstellung der ehemaligen königlichen Gewalt besteht, so zerschlagen sich alle Unterhandlungen fruchtlos. Dafür schien der Feldzug des folgenden Jahres (1643) günstiger für ihn auszufallen. Der Norden und Westen von England hatte sich für ihn erklärt. Am 16. May schlug ein Haufe Königlicher einen fast noch einmal so starken Feindeshaufen bey Stratton, und einen eben so herrlichen Sieg erfochten die königlichen Truppen am 13 Jul. bey Roundwaydown. Prinz Rupert nahm darauf am 25. Jul. Bristol weg, und der König schickte sich an, Glocester zu belagern. Eine Schlacht bey Newbury (20. Sept.) blieb unentschieden. Der König zog sich hierauf nach Oxford in das Winterquartier zurück, und hatte den Muth, hier ein eigenes Parlament zusammen zu berufen. Wirklich zählte das Oberhaus desselben noch einmal soviel Pairs, als das in Westminsterhall. Aber das

frommte wenig. Der König war ärmer als jemals. Seine nicht bezahlten Soldaten murrten, und die Bürger und Bauern, denen sie zur Last fielen, schrien noch lauter. Das londoner Parlament half sich durch eine Accise auf Bier, Wein, Korn u. dgl, wovon man vorher in England nichts gewußt hatte, und das begeisterte Volk, sonst zum Geben so schwierig und den König wegen ähnlichen Forderungen eben verfolgend, zahlte sie mit Freuden. Karl bot noch einmal Frieden und gänzliches Vergessen an, allein man war nun schon zu weit gegangen, um sich mit Sicherheit versöhnen zu können.

Bisher hatten die Schotten noch keinen Antheil an dem Kriege genommen, jetzt aber, da ganz England mit Truppen bedeckt war, rückten sie auch ein (1644). Der König hatte dagegen ein in Irland geworbenes Corps durch Versprechungen gewonnen, welches mitten im Winter die Ueberfahrt nach England machte. Aber ihnen lauerte Thomas Fairfax, ein treflicher General der Parlamentstruppen, wachsam auf, griff sie bey Nantwich im nordwestlichen Theile von England an (25. Jan.), und zernichtete sie völlig. Dies Jahr überhaupt war entscheidend für das Unglück des Königs. Am 2. Jul. verloren seine Generale eine Hauptschlacht bey Marstonmoor gegen den nämlichen Fairfax und dessen treflichen Unterfeldherrn Cromwel, und er selbst mußte sich nach einem zweiten Treffen bey Newbury (27. Oct.) mit großem Verlust nach Oxford zurückziehen.

Jetzt beginnt der Zeitpunkt, in welchem der zu

letzt genannte berühmte Mann die Hauptrolle in dem verwickelten Schauspiele übernimmt. Es wird daher hier der Ort seyn, etwas Näheres von ihm zu sagen. Olivier Cromwel stammte aus einer guten Familie, wiewohl sein Vater nicht reich war. Er war 1599 zu Hutingdon geboren, war dann zu den Wissenschaften angehalten worden, hatte aber, wie Wallenstein, seine ungeheure Jugendkraft lieber in den Armen der Wollust vergeudet, und sich nur durch Raufereien berühmt gemacht. Nachdem er sein väterliches Erbtheil im Trunk und Spiel verschleudert hatte, sah man plötzlich eine seltsame Bekehrung mit ihm vorgehen. Er mischte sich unter die hitzigsten puritanischen Eiferer, veranstaltete religiöse Clubbs, hielt seinen Hausleuten lange Predigten, und erbot sich, allen, denen er sonst im Spiele Geld abgewonnen, dasselbe wieder herauszugeben. Er erbte darauf von einem Oheim eine Summe Geldes, und unternahm damit eine Pachtung, allein er hatte nun einmal keinen Sinn für eine ruhige häusliche Beschäftigung, sondern schwärmte tiefsinnig umher, und hatte, wie Muhamed, Träume und Eingebungen. Damals war es auch, als er aus Haß gegen die Kirchenregierung nach Amerika überzugehen entschlossen war. Als endlich das lange Parlament zusammen kommen sollte, ward er halb durch Zufall, halb durch Intrigue, von der Stadt Cambridge zum Deputirten dabei erwählt. Er besuchte die Sitzungen mit Eifer, wurde aber von niemand besonders bemerkt, denn sein Eindruck war mehr widerlich als angenehm. Er war häßlich von Person, schmutzig in seinem Anzuge, grob im

seinen Sitten. Seine Stimme war dumpf und unrein, und was er sprach, hieng übel zusammen. Er selber mochte sich unter so glänzenden Rednern, als damals das Unterhaus zählte, nicht gefallen, und brach sich daher eine andere Bahn. Er hob ein Corps Truppen aus, lauter junge und wohlhabende Pachtersöhne, führte einen ganz eigenen esprit de corps unter ihnen ein, und stekte sie mit seiner religiösen Begeisterung an. Hierauf vereinigte er sich mit Fairfax, einem ehrlichen alten Manne, der Ruf, Achtung und Feldherrntalent besaß, aber sich vor Cromwels durchdringenderm Genie beugen mußte. Cromwel erwies ihm überall die größte Ehrerbietung, und erwarb sich dadurch dessen Vertrauen im höchsten Grade. Das der Soldaten hatte er längst. Sein rasches, durchgreifendes Wesen und seine unerbittliche Strenge imponirten den Trägen eben so sehr, als sein belebender Zuspruch den Tapfern schmeichelte, und ungeachtet er erst in seinem 43sten Jahre das Kriegeshandwerk ergriff, so führte er kraft seines Genies das Commando troz dem geübtesten Krieger.

Nichts theilte sich von seinem Geiste den Truppen schneller mit, als sein religiöser Enthusiasmus. Cromwel war Hauptmann und Feldprediger zugleich, und darin hatte er im Heere viele seines Gleichen. Die Grundsäze, die hier gepredigt wurden, waren noch weit strenger, als die puritanischen. Es hieß Oberherrschaft und Rang sey im Geistlichen wie im Weltlichen unerlaubt, jedermann sey geboren, frey zu denken und zu handeln. Von diesen lockenden Grundsäzen ward die neue Partey Independen-

ten genannt. Von ihm gieng zuerst ganz bestimmt die bisher ganz unerhörte Idee aus, das Königthum gänzlich umzustürzen, und wir werden sehen, welche Schritte zu diesen Zwecken gethan worden sind.

Der erste bestand darin, daß im Hause der Gemeinen ein Gesetz in Vorschlag gebracht ward, kein Parlamentsglied dürfe ferner ein Commando im Felde führen. Dieser Vorschlag war vielen der Commons sehr willkommen, die schon lange mit Neid die vornehmsten Glieder des Oberhauses an der Spitze der Armeen gesehen hatten. Trotz aller Widersetzlichkeit der dabey interessirten Glieder ging das Gesetz durch; alle Pairs, unter andern der Graf von Essex, mußten ihre Generalate niederlegen, und so kam das Commando der Hauptmacht in Sir Thomas Fairfax's Hände, der kein Parlamentsglied war. Eigentlich hätte nun freilich auch Cromwel seine Stelle aufgeben müssen, allein Fairfax stellte den Commons vor, daß dieser Gehülfe ihm jetzt unentbehrlich sey, und so geschah es denn, daß das Gesetz zu Gunsten Cromwels vergessen ward.

Der König hielt sich den Winter über wieder in Oxford auf, und versuchte neue Unterhandlungen. Wirklich versammelten sich am 30. Jan. 1645 Deputirte von beiden Seiten zu Uxbridge, und rathschlagten 3 Wochen lang, allein die Forderungen des Parlaments wurden immer kühner, weil es ihnen nun längst kein Ernst mehr war, den König wieder anzunehmen. Ihn immer mehr zu kränken, nahm man jezt den Prozeß des noch im Tower sitzenden Erzbischofs Laud wieder vor, und sprach ihm, wie vor 4 Jahren seinem Freunde Strafford,

das Todesurtheil. Auch er ging, wie jeder Mann von Charakter, den letzten Gang mit Würde und Fassung. „Niemand, sagte er auf dem Schaffotte, kann eifriger begehren, mich aus der Welt zu schaffen, als ich hinauszugehen wünsche.“ Betend kniete er nieder, und legte das Haupt auf den Block, das mit einem Streiche herunter flog (12. Jan. 1645).

Im Felde war der König von nun an immer unglücklich. Seitdem Fairfax und Cromwel das Commando der Parlamentsarmee hatten, und alle detaschirte Corps von Independenten angeführt wurden, verloren die Royalisten einen Platz nach dem andern, und als am 14. Jun. 1645 gar bey Naseby ihr Hauptcorps, unter dem Prinzen Rupert, von Fairfax und Cromwel geschlagen ward, mußte der König nach Wales fliehen, und seinen ältesten Prinzen nach Frankreich schicken, wohin die Königin bereits vorangegangen war. Er selbst, zu einem härtern Schicksal gleichsam aufgespart, blieb und machte Versuche seinen Thron zu retten. Er sandte von Zeit zu Zeit noch Friedensbotschaften nach London, allein jetzt antwortete man ihm gar nicht mehr. Alle seine einzeln noch zerstreuten Corps wurden von den Siegern aufgesucht und zernichtet, und Fairfax eroberte nun auch den ganzen westlichen Theil des Reichs (1646, März und April.)

In dieser äußersten Noth faßte der, eigner Hülfe entblößte König, einen Entschluß, bei welchem er seine Rettung auf die Entzweiung seiner Feinde selbst bauen wollte. Er wußte, daß die puritanischen Schotten mit den englischen Independenten nicht sehr zufrieden seyen, und glaubte also,

wenn er sich ihnen mit der Miene des offensten Vertrauens überlieferte, sie für sich gewinnen zu können. Er ritt deshalb in seiner großen Noth, verkleidet und nur von zweien Dienern begleitet, bey der Nacht zum Thore von Oxford hinaus, und kam am 5. May (1646) im Lager der Schotten vor Newark an. Die schottischen Generale waren über seinen Besuch sehr verlegen, und da das londoner Parlament auf die erste Nachricht von seiner Entweichung in einem schnell erlassenen Edicte jedem den Tod gedroht hatte, der ihn beherbergen würde, so hatten sie die Feigheit, das Parlament sogleich von seiner Ankunft zu unterrichten. Ihm selber gaben sie unterdessen eine Ehrenwache, dem Anschein nach, im Grunde aber eine Zwangswache, um sein Entfliehen zu verhindern. Jetzt sah er wohl, wie schlecht er sich gebettet hatte. Keine Spur von Theilnahme fand er hier, keine Nachricht von seinen Freunden, seiner Familie; kein religiöser Zuspruch, an den er so sehr gewöhnt war; vielmehr lauter Lästerungen der ausgelassenen Puritaner. Zu den Predigten, denen er hier beiwohnen mußte, wurden schon solche Texte gewählt, die ihn kränken mußten. Einer dieser fanatischen Pfaffen, nachdem er im Eingange von gottlosen Regenten heftig gesprochen, gab der Gemeine auf, ein Lied zu singen, welches sich anfing: „Was rühmst du doch, Tyrann, dich noch All' deiner Frevelthaten?" Worauf der König von seinem Sitze aufstand, und mit lauter Stimme einen andern Psalm ankündigte, dessen Anfangsworte waren: „Hab' Mitleid, Herr, ich bitte dich, Sie wollen mich verschlingen." Er hatte die Freude, von

der gerührten Gemeine wirklich dieses Lied vorgezogen zu sehen.

Nur Schade, daß diese Rührung den Häuptern der schottischen Armee fremd blieb. Ihr Vortheil lag ihnen näher. Das Parlament war ihnen gegen 400,000 Pfund Subsidien schuldig, und versprach ihnen, diese Summe in zwei Terminen pünktlich abzuzahlen, wenn sie dagegen den König ausliefern wollten. Manche schämten sich dieses unwürdigen Handels, allein bei der Mehrheit ging er dennoch durch. Man machte es dem Könige schriftlich bekannt. Er saß eben am Schachbrett, als er den Brief erhielt, und er hatte die Fassung, den bittern Inhalt desselben den Anwesenden auch nicht durch eine Miene zu verrathen, wie denn dieser unglückliche Mann in den letzten Tagen seines Lebens Eigenschaften entwickelte, die ihn mit den Tadlern seines frühern Verhaltens aussöhnen konnten.

Am Anfange des Jahres 1647 holte ihn ein englisches Detaschement aus dem schottischen Lager ab, und brachte ihn nach Holmby in der Grafschaft Northampton in einen engen Gewahrsam, von welchem alle seine Diener entfernt wurden. Der Krieg war nun, nach vierjähriger Dauer, beendigt, alle königliche Truppen waren zerstreut und aufgerieben, nur das Parlamentsheer, lauter Independenten, blieb noch in den Waffen, und bezog ein Lager bei Cambridge. Von ihm ging jetzt eine ganz neue Ordnung der Dinge aus, und dem Parlament, das bisher so übermüthig mit dem Könige verfahren war, stand jetzt eine Wiedervergeltung bevor, die es sich

bei aller seiner Religiosität so rasch und so vollgemessen nicht hatte träumen lassen.

Die Armee hatte große Summen rückständigen Soldes zu fordern, die das Parlament trotz den unerhörten Steuern, mit denen es bereits das Volk belastet hatte, doch so schnell nicht auftreiben konnte. Um ihr eine anderweitige Beschäftigung zu geben, wollte man sie nach Irland schicken, allein dieser Befehl erregte allgemeines Mißvergnügen. Die entschlossensten Officiere setzten eine Vorstellung an das Parlament auf, die von allen Soldaten unterschrieben wurde, und in welcher das gesammte Heer vollkommene Entschädigung für seine Dienste verlangte, widrigenfalls aber die Ueberfahrt nach Irland verweigerte. Die Antwort war für die Rädelsführer erwünscht, die Forderung ward nämlich für Meuterey erklärt (30. März 1647). Hierauf erfolgte eine noch ernsthaftere Gegenschrift von Seiten der Independenten, unterschrieben von mehr als 200 Officieren. Cromwel war heimlich die Seele des ganzen Aufruhrs, allein er war so schlau in der Verheimlichung dieses Antheils, daß das Parlament eben ihn nebst einigen andern beauftragte, den Quellen der Meuterey nachzuforschen, ja er reisete in der kritischsten Periode selbst nach London, um zum Schein mit dem Unterhause über die besten Mittel zur Herstellung der Ruhe zu unterhandeln.

Unterdessen gab ein Officier der Independenten, Namens Joyce, vormals ein Schneider, dem ganzen mißlichen Handel den Ausschlag. Er machte sich nämlich plötzlich, gewiß nicht ohne Cromwels geheimen Auftrag, mit 500 Reitern auf, ritt nach

Holmby, bemächtigte sich des Königs mit Gewalt, und führte ihn ins Lager (3. Jun.). Nun war der Wurf geworfen. Das Parlament ohne Armee war so ohnmächtig, wie der König ohne Parlament. Der behagliche Fairfax überließ Cromweln völlig das Oberkommando, und dieser führte nun das Heer gerade auf die Hauptstadt los. Die Einwohner derselben waren darüber mehr erfreut als erschrocken, denn sie hatten nun 5 Jahre lang erfahren, was es heiße, statt eines Herrn hundert über sich zu haben, und haßten das Parlament aufs äußerste. Die Commons, mit Recht um ihr Ansehen besorgt, gestanden der Armee geschwind alle ihre Forderungen zu, aber diese ließ es nunmehr bei jenen ersten Forderungen nicht mehr bewenden. Sie verlangte mehr: alle ihre Feinde im Parlamente sollten bestraft werden, und als solche wurden die eilf mächtigsten Häupter der Presbyterianerparthei angegeben. Was war zu thun? Die eilf Glieder resignirten freiwillig, aber das Heer hatte schon wieder eine neue Forderung in Bereitschaft. Die Stadtmiliz sollte abgedankt, und mit einem Independentenkorps vertauscht werden. Auch dies Gesuch mußte das Parlament bewilligen, aber die Bürger erhoben darüber einen Aufstand. Dies hatte Cromwel nur gewünscht, denn er konnte es nun zum Vorwand nehmen, warum er in die Stadt einrücken müsse. Angeblich geschah dies nämlich, um dem Parlament gegen die widerspenstigen Bürger beizustehen. Die Stadtmiliz wagte keinen Widerstand. Am 6. Aug. (1647) rückten die Regimenter ein, und wurden durch die ganze Stadt vertheilt. Alles

geschah mit Anstand und Ordnung. Ein Theil der Truppen umzingelte das Parlamentshaus, in welchem sogleich sieben Pairs angeklagt wurden. Einige Tage darauf ward in allen Kirchen ein Dankfest für die wiederhergestellte Freiheit angesagt.

Der gefangene König glaubte aus Cromwels Sorgfalt für ihn frohe Hofnungen für seine Wiedereinsetzung fassen zu dürfen. Allen Officieren, die ihm liebreich begegneten, verhieß er königliche Belohnungen, und Cromweln selbst versprach er zum Grafen von Essex zu erheben, sobald er seiner königlichen Rechte wieder mächtig seyn würde. Der König blieb indessen nicht lange in seinem Wahne. Auf dem Schlosse Hamptoncourt, wohin man ihn gebracht hatte, sah er sich von den ärgsten Hitzköpfen unter den Independenten umgeben, und schöpfte aus ihren Reden und Mienen den Verdacht, daß es darauf abgesehen seyn möchte, ihn meuchelmörderisch hinwegzuräumen. In seiner größten Angst faßt er mit wenigen Getreuen, den von Cromwell selbst ihm eingegebenen Entschluß, heimlich zu entfliehen. Es gelingt, (11. Nov.) und glücklich erreicht er die Meeresküste. Aber kein Schiff, das ihn über die See hätte führen können, war zu sehen. Ungewiß, wohin er sich wenden solle, fiel ihm ein, den Gouverneur der nahen Insel Wight um Schutz zu ersuchen. Aber dieser Mann war einer von Cromwels treusten Gehülfen. Ein abgesandter Bote kam mit einer freundlichen Einladung vom Gouverneur zurück, der dem Könige gleich nach seiner Ueberfahrt eine Ehrenwache geben ließ, und Cromweln von dem Geschehenen Nachricht gab.

Cromwels Feuergeist konnte sich nicht bezähmen, auf halbem Wege stehen zu bleiben. So lange noch die Verwirrung und das Schwanken währte, mußte er seinen Beruf darin finden, Ruhe und Entscheidung herbeizuführen, und über diesem Streben entwickelten sich Herrscherkräfte in ihm, die er selbst in diesem Grade kaum in sich geahnt haben mochte. Seine erste Sorge mußte der Gehorsam der Soldaten seyn, ohne die er nichts machen konnte. Schon führte ihre Schwärmerey die sogenannten Levellers dahin, daß sie von allgemeiner Freiheit und Gleichheit sprachen, und auch von ihren Officieren nichts mehr wissen wollten. Cromwel sah die Gefährlichkeit dieser Grundsätze ein, die um so größer war, da der König militärische Hülfe von Schottland aus erwartete. Er rief das ganze Corps zur Heerschau zusammen, ließ die ärgsten Freiheitsredner hervortreten, hielt ihnen eine furchtbare Strafpredigt, und ließ einen niederschießen. Mit Vergnügen bemerkte er dagegen, daß man von nichts, als Republiken sprach, und das Königthum ganz vernichtet wissen wollte. Auch nach seiner Idee waren alle Früchte der bisherigen Revolution verloren, wenn nach soviel Unruhen, Kämpfen und Anstrengungen doch dieser Karl wieder sollte eingesetzt werden, und sich vielleicht für alle ihm zugefügte Beleidigungen noch einmal rächen können. Jetzt ward der Plan, den König öffentlich hinzurichten, zuerst gefaßt (1648). Nicht heimlich ermordet sollte er werden, damit nicht der Haß des Volks auf den einzelnen Mörder fiele, sondern die Theilnahme des ganzen Parlaments sollte der ungeheuren That das

Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrücken. Um die Engländer auf diesen unerhörten Proceß vorzubereiten, suchte man sie zuerst allmälig an die Idee zu gewöhnen, daß der König so gut wie der geringste Unterthan unter dem Gesetze stehe, und, wenn er seine Pflichten verletzt habe, nach dem Gesetz gerichtet werden könne; daß es gottlos sey, noch länger sein Heil von einem abgöttischen Monarchen zu erwarten, dessen Herz Gott verhärtet habe, und dergl.

Erst jetzt, da solche Grundsätze im Volke ruchbar wurden, rührte sich das Gewissen der Menge, besonders in Schottland; und so sehr man den König vorher gehaßt hatte, so abscheulich fand man doch die Idee, ihn hinzurichten. Nach vergeblich eingereichten Beschwerden der Schotten bei dem Parlament zu London rückte Lord Hamilton, ein schottischer Pair, mit 40,000 Mann in England ein, auch in England selbst standen viele bewaffnete Vertheidiger des Königs auf, und so war ein neuer Bürgerkrieg da, und ein neues Geschäft für Cromwel. Dieser erklärte zuerst im Namen des Parlaments die Schotten, und alle die ihnen anhangen würden, für Verräther, dann zog er mit der Armee aus, trieb die Walliser in wenigen Angriffen zu Paaren, und ließ durch einen andern Feldherrn gegen die Schotten dasselbe thun. Die Independenten, unwiderstehlich durch ihren Glaubenseifer, siegten überall mit leichter Mühe, und nahmen selbst den wackern Schotten Hamilton gefangen. Colchester war der letzte Platz, den die Royalisten vertheidigten. Er mußte sich zuletzt an Fairfax ergeben, der auf Iretons (eines wüthenden Indepen-

denten), Antrieb die beiden Häupter der Besatzung, Sir Karl Lucas und Sir George Lisle wider allen Kriegsgebrauch zum Tode verurtheilte. Und hier sah man wieder ein schönes Beispiel männlicher Tugendkraft. Alle übrige gefangene Officiere verlangten ein gleiches Schicksal, weil es unbillig sey, daß nur jene zwei für ein Verbrechen büßen sollten, an dem sie alle gleichen Antheil hätten. Dies ward ihnen abgeschlagen, dagegen wurden jene beiden sogleich vorgeführt, um erschossen zu werden. Lord Lucas trat zuerst auf den Platz, und gab selbst das Commando zum Abfeuern, als ob er an der Fronte seiner Truppen stände. Kaum war er gefallen, so rannte sein Freund Lisle auf ihn zu, küßte den Leichnam, stellte sich dann gleichfalls hin, und befahl den Schützen, ihm näher zu treten. „Seyd unbesorgt, Sir, rief einer von ihnen, wir werden Euch schon treffen!“ Lächelnd antwortete er: „Freunde, ich bin euch schon näher gewesen, und ihr habt mich doch verfehlt.“ — Ihre Schüsse streckten ihn zu Boden. So wissen Männer zu sterben.

Triumphirend kehrten Fairfax und Cromwel nun zu Anfange des Winters wieder zurück. In London fanden sie neue Arbeit. Das Parlament, ihrer Herrschaft überdrüßig, hatte die weggejagten Glieder wieder aufgenommen, und geschwinde mit dem Könige in Wight Unterhandlungen eröffnet. Da sie ihm aber seine religiösen Forderungen nicht durchlassen wollten, so hatte sich das Geschäft so lange verzogen, daß Cromwel vor der Abschließung desselben schon wieder vor London eintraf. Nun that er Schritt auf Schritt zu seinem großen Ziele. Er beschwerte sich

heftig über den versuchten Vergleich, verlangte eine totale Reform des Parlaments, und Bestrafung des Königs, der an allen diesen Bürgerkriegen Schuld sey, rückte mit der Armee nach Windsor vor, und ließ den König in die Nachbarschaft, auf das Schloß Hurst bringen, und strenge verwahren. Als darüber das Parlament laut sein Mißfallen zu erkennen giebt, marschirt er mit der Armee in London ein, (6. Dec. 1648) der Oberst Pride, vorher ein Bierkärrner, umzingelt mit 2 Regimentern das Parlamentshaus, ergreift 41 Mitglieder, und setzt sie fest; hierauf werden noch 160 andere Glieder ausgeschlossen, und nur den erklärtesten Independenten, etwa 50 oder 60 an der Zahl, wird der Eingang gestattet. Dieser kleine Haufe erklärt sofort alle mit dem Könige gepflogene Unterhandlungen für ungültig. Ein militärisches Concilium, an dessen Spitze Cromwel und sein cholerischer Schwiegersohn Ireton standen, legt demselben einen Plan zu einer Republik vor, und bald darauf wird eine Bill in Vorschlag gebracht, kraft welcher dekretirt werden soll, daß es Hochverrath von einem Könige sey, sich mit Waffengewalt seinem Parlamente zu widersetzen, und daß daher ein Gerichtshof einzusetzen sey, um über den Verräther „Karl Stuart" Recht zu sprechen. Als diese Bill, der Sitte nach, an das Oberhaus geschickt wird, verwerfen die anwesenden Lords (nur 16 an der Zahl) sie einmüthig. Die Commons, ohne sich daran zu kehren, erklären, sie selber seyen sich genug, weil die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt bei dem Volk zu suchen sey, dessen alleinige Repräsentanten sie wären. Die Bill wird darauf

im Unterhause nochmals vorgelesen (4. Jan. 1649) und von der ganzen Gesellschaft einstimmig für gerecht erklärt. Cromwel spielte dabei eine seltsame Rolle. Er stellte sich verwundert über Gottes wunderbare Fügungen, und versicherte, er würde den verabschent haben, der ihm noch vor wenig Wochen von des Königs Hinrichtung gesagt hätte, indessen jetzt sehe er wohl aus der allgemeinen Uebereinstimmung aller Lieblinge Gottes, daß diese außerordentliche Begebenheit auf höhere Zulassung geschehe. Noch kürzlich habe er für die Wiedereinsetzung des Königs sprechen wollen, allein die Zunge habe ihm plötzlich am Gaumen geklebt, und dies sey ihm ein deutliches Zeichen des göttlichen Willens gewesen.

Indem diese Dinge alle Gemüther beschäftigten, verlangte ein begeistertes Weib aus Herfortshire Gehör vor dem militärischen Concil, sprach viel von gehabten Offenbarungen, und versicherte, daß der eingeschlagene Weg nach Gottes eignem Zeugniß der rechte sey. Dies tröstete und beruhigte viele, die bis dahin noch gezweifelt hatten, und so gingen dann die religiösen Leute in Gottes Namen ans Werk. Der König ward von Hurst abgeholt, und nach London gebracht, wo seine Wärter schon völlig mit ihm, wie mit einem gemeinen Missethäter umgingen. Die Commons setzten einen Gerichtshof zu Westminsterhall ein, der aus 133 Richtern bestehen sollte, von denen sich aber kaum 70 einfanden. Diese waren meistens Officiere, alle Independenten, und unter ihnen waren auch Cromwel und Ireton. Der alte Fairfax war trotz der Einladung nicht erschie-

nen. Man führte den König vor. Die Wände waren mit Zuschauern dicht bedeckt. Als der Ausrufer die Namen der Richter laut vorlas, und auch den des Generals Fairfax nannte, rief eine Stimme aus dem Zuschauerhaufen: „der ist zu klug, um hier zu seyn.“ Und als die ersten Worte der Anklage vorgelesen wurden: „Im Namen des ganzen englischen Volks —,“ rief die nämliche Stimme: „Nicht der zehnte Theil desselben!“ Der wachhabende Officier befahl jetzt, Feuer zu geben nach der Stelle, woher die Stimme komme, und da zeigte sichs dann, daß der kühne Sprecher kein anderer als Lady Fairfax war.

Die Anklage geschah darauf mit größter Feierlichkeit. Die Antworten des Königs waren würdevoll und ruhig. Wie übel berechnet auch sein Leben gewesen war, so hatte er doch in seinem langen Gefängnisse Zeit gehabt, über die edelste Art des Todes nachzudenken, und man kann sagen, daß er in seinen letzten Tagen dem Sokrates an Fassung und edler Besonnenheit nicht nachgestanden habe. *) Nur dreimal ward er vorgefordert, und jedesmal verwarf er die Befugniß der Versammlung, ihn zu richten, berief sich auf seine oft wiederholten milden Anerbie-

*) Die Soldaten, die ihn zum Gerichte hinführten, mußten auf Anstiften ihrer Officiere laut schreien: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! „Arme Wichte! sagte Karl, für ein wenig Geld würden sie eben so mit ihren jetzigen Anführern verfahren!“ Es gab unter diesen gemeinen Kerlen einige, die ihm sogar ins Gesicht spien. Er erinnerte sich dabei jenes großen Märtyrers der Religion, der dasselbe hatte dulden

tungen, und erinnerte an die Hartnäckigkeit und Frechheit des Parlaments. Man verhörte darauf, sehr überflüssig, einige Zeugen, welche beschwören mußten, daß der König wirklich Krieg gegen sein Parlament geführt habe, und hierauf erfolgte sogleich die Sentenz (27. Jan. 1649). Das Volk rührte sich nicht; das Ungeheure der Begebenheit und der schreckende Ernst der bewaffneten Gewalthaber hielt jedes Gemüth erstarrt und jede Zunge gefesselt. Aber wie sich in Zeiten schwerer Verhängnisse gemeinhin die schönsten Züge der menschlichen Natur kund thun, so ward auch in diesen traurigen Tagen manche rührende Erscheinung sichtbar. Vier Grafen, sonst des Königs Freunde, und sämmtlich ehrenwerthe Männer, stellten sich persönlich vor Gericht, und sagten aus, sie allein seyen als ehemalige Rathgeber des unschuldig verurtheilten Königs an allen den Schritten Schuld, die man ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet habe, sie also solle man strafen, und dafür jenen Unglücklichen loslassen, dessen wohlwollender Charakter jedes redlichen Mannes Hochachtung verdiene. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

Nach ausgesprochener Sentenz verstattete man dem Könige nur noch 3 Tage bis zur Vollstreckung

müssen, und trug es schweigend. Nur einer war unter den Soldaten, der von Mitleid ergriffen, in des Königs Gegenwart für sein Schicksal betete. Aber ein barbarischer Officier, welcher dazu kam, gab ihm einen Hieb über den Kopf, daß er niederstürzte. Mit sanfter Stimme sagte der König: „mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen.“

derselben. In diesen Tagen ließ man seine beiden jüngsten Kinder, die 14jährige Prinzessin Elisabeth, und den noch jüngern Herzog von Glocester, zu ihm, welche noch in England geblieben waren. Der harte Cromwel selbst, der Zeuge der ersten Zusammenkunft dieses liebevollen Vaters mit seinen Kindern war, gestand, er habe in seinem Leben nichts Rührenders gesehen. Diese Vergünstigung war dem Unglücklichen die größte Wohlthat, die man ihm noch hatte erweisen können. Sie beruhigte völlig sein Gemüth, und so nahe er den Pforten des Todes stand, so erquickte ihn doch noch jede Nacht der sanfteste Schlaf, trotz dem Geräusch, welches die Zimmerer vor seinem Fenster machten. Das Blutgerüst ward nämlich öffentlich in der Straße von London errichtet, in welcher das (nachher abgebrannte) Schloß Whitehall lag, um der Handlung jedes Zeichen des schüchternen Meuchelmords zu nehmen. Am Morgen des Todestages (30. Jan. 1649) stand der König früh auf, legte seine kostbarste Kleidung an, und ließ sich von seinem treuen Freunde, dem Bischof Juxon, zum Schafott begleiten. Die ganze Straße war mit Menschen dicht bedeckt, in einem Fenster, dem Schlosse gegenüber, sah Cromwel, auf ein seidenes Polster gestützt, dem Schauspiel ruhig zu. Karl wollte das Volk anreden, aber die Soldaten rings um die Blutbühne machten mit ihren Waffen ein solches Geräusch, daß er diesen Gedanken aufgeben mußte. Er unterredete sich daher blos mit seinen nächsten Begleitern, erkannte sein bevorstehendes Schicksal für eine gerechte Strafe, dafür daß er in des braven Straffords Hinrichtung gewil-

liget, ermahnte die Nachbleibenden zum Frieden, und verzieh allen seinen Feinden. Zuletzt tröstete ihn Juxon mit der Aussicht auf ein künftiges schöneres Leben. „Ich weiß es, erwiederte der König, ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen über, dorthin, wo kein Kummer wohnt.“ Hierauf kniete er nieder, und legte sein Haupt auf den Block. Ein Scharfrichter mit einer Maske schlug ihm dasselbe mit einem Hiebe herunter, worauf ein anderer, gleichfalls verlarvt, es bei den Haaren ergriff, und es mit den Worten dem Volke zeigte: „dies ist der Kopf eines Verräthers!“ Jedermann wandte den Blick vor Wehmuth und Unwillen weg, nur Cromwel sagte ruhig zu den Umstehenden: „Nun ist die Religion gerettet, und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen, und die Ruhe von außen zu erhalten.“

Merkwürdig ist, daß der alte Fairfax, der schon voller Unzufriedenheit aus dem Blutgerichte weggeblieben, nachher von dem Schlusse desselben so empört worden war, daß er sich vorgenommen hatte, allein mit seinem Regimente die Execution zu hintertreiben. Cromwel, der ihn nicht zu beleidigen wagte, suchte ihn zu überlisten. Er schickte einen religiösen Heuchler, Namens Harrison, am Morgen des Todestages zu ihm, der ihm die Stunde der Hinrichtung viel später angeben mußte, und ihm vorstellte, daß der Herr den König verworfen habe, und daß man nur durch frommes Gebet den Himmel zur Linderung des harten Schicksals bewegen

könne. Er fing darauf an, mit dem alten frommen General die längsten Psalmen zu singen, die er finden konnte, und so hielt er ihn mit Singen und untermischtem Gebete so lange hin, bis die Nachricht kam, es sey geschehen. Dies stellte nun Harrison als ein recht augenscheinliches Zeichen des unabänderlichen göttlichen Rathschlusses vor.

Die Revolution zu vollenden, ward nun das Königthum in England für auf ewige Zeiten abgeschafft erklärt, das Oberhaus als unnütz und schädlich vernichtet, (6. Febr. 1649) die Verfassung auf republikanischen Fuß eingerichtet, ein neues großes Reichssiegel verfertigt, mit der Umschrift: „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit, 1648," viele vom höchsten Adel hingerichtet, des Königs Bildsäule umgestürzt, und das Piedestal mit der Inschrift versehen: exiit tyrannus, regum ultimus. Zuletzt wollten die Independenten auch noch die beiden jüngsten Kinder des Königs bei Handwerkern unterbringen, allein die Prinzessin Elisabeth starb bald vor Gram, ehe sie noch den ihr zugedachten Knopfmacher heirathen konnte, und den kleinen Prinzen schickte Cromwel selber, zu größerer Vorsicht, über das Meer.

3.

Die Republik.

(1649 — 1653.)

So war denn nun England eine Republik, und das Volk hieß frey, ungeachtet es nie von härteren Banden gedrückt worden war, als unter den gegen=

wärtigen Gewalthabern. Funfzig tausend Mann unter des unnahbaren Cromwels Befehlen hielten jeden Laut der Unzufriedenheit schreckend zurück. Die verwittwete Königin lebte mit ihren Kindern in ihrer Vaterstadt Paris, ward aber, obwohl sie Heinrichs IV. Tochter war, von Mazarin so sehr vernachlässigt, daß sie zur Winterszeit zuweilen aus Mangel an Holz sich selbst am Tage mit ihrer Tochter im Bette erwärmen mußte. Ihr ältester Prinz, Karl II., hielt sich bald in Holland, bald in Frankreich, bald auf der Insel Jersey auf, arm und verlassen, doch nicht ohne Hofnung, noch einst zurückzukehren, und seines Vaters blutbefleckten Thron wieder zu besteigen. Dazu veranlaßten ihn besonders die Irländer und Schotten, die in ihrer Entlegenheit der neuen Regierung trotzen zu dürfen glaubten, und die bedenklichsten Unruhen anzettelten. Ganz Irland war in Waffen, und die Schotten, die schon aus Fanatismus die Independentenregierung verabscheuten, traten geradezu in Unterhandlungen mit dem herumirrenden Prätendenten, und versprachen ihn als ihren König anzuerkennen, wenn er den Convenant beschwören, und lauter vorgeschriebene Räthe annehmen wolle. Der junge Prinz, so leichtsinnig er von Natur war, schämte sich doch eines solchen Vertrags, und wollte günstigere Umstände abwarten. Da nahm sich seiner ein wackerer Schotte, Jakob Graham, Marquis von Montrose, an, der schon für seinen Vater mit dem Muth und dem Mannssinn eines alten Römers gefochten, zuletzt aber, auf dessen eigenes Verlangen, die Waffen niedergelegt hatte, und vor Verdruß über das Meer gegangen

war, um nur den Unsinn der schottischen Fanatiker und die Herrschsucht der englischen Demokraten nicht länger vor Augen zu haben. Doch als er in Deutschland die Kunde von dieses unglücklichen Königs Ende vernommen, war er zurückgeeilt, um, wenn es möglich wäre, Kraft und Leben an die Wiedereinführung der rechtmäßigen Monarchie zu setzen. Mit etwa 500 Deutschen, die sein Enthusiasmus und die allen großen Seelen eigene magnetische Gewalt an ihn gezogen hatte, landete er auf den noch fast wilden Orkneysinseln, bewegte einen Theil der dort wohnenden Fischer durch seine männliche Beredsamkeit zur Theilnahme an seinem gewagten Unternehmen, und betrat darauf mit seinem kleinen Haufen den Schottischen Boden, in der Hoffnung, viele aus dem gemeinen Volke für die gute Sache zu gewinnen, und mit der Absicht, dem jungen Könige unter ehrenvolleren Bedingungen den Eingang in sein väterliches Reich zu bahnen. Aber jedermann war noch so in Furcht seit den bisherigen blutigen Auftritten, daß der brave Mann sich fast verlassen sah, und schon flüchten mußte, als nur das erste gegen ihn abgesandte Heer sich zeigte. In Bauernkleidern vermummt blieb er mehrere Tage verborgen, aber ein falscher Freund verrieth ihn doch endlich, und er ward auf einem hohen Karren unter den Schmähungen aller puritanischen Eiferer in Edinburg eingebracht. Die Geistlichen, die noch immer die lauteste Stimme in der Verwaltung der Regierung hatten, nahmen nicht nur auf den Kanzeln den großen Haufen gegen diesen sogenannten Feind der Religion und des Convenants ein, sondern bewirkten auch im

schottischen Parlament diesem größten Manne, den Schottland damals aufzuweisen hatte, für seine treue Anhänglichkeit an den rechtmäßigen König und die alte Verfassung ein ausgesucht schändliches Todesurtheil. Er sollte an einen 30 Fuß hohen Galgen hinauf gezogen werden, daselbst 3 Stunden hangen, dann abgenommen und in sechs Stücke zerhauen werden. Der Kopf sollte an das Staatsgefängniß, Arme und Beine an die Hauptthore der vier größten Städte des Landes genagelt, und der Rumpf verbrannt werden. Mit Würde hörte er die Vorlesung dieses Urtheils an, und versicherte, daß er stolzer darauf sey, sein Haupt von solchen Richtern zum Zeugnisse seiner Tugend und ihrer Schande öffentlich aufgesteckt, als sein Bildniß im Zimmer des Königs zu wissen, ja daß er es bedaure, nicht soviel Arme und Beine zu haben, als Städte und Dörfer im Königreiche wären, damit jeder brave Schotte empört würde über die Verblendung seiner Führer, die aus Eigennutz und Neid jeden wahren Freund des Vaterlandes unter dem Deckmantel der Religion vernichteten. Den Priestern, die ihn noch im Gefängnisse mit geistlichen Schrecknissen abquälen wollten, sagte er mit wahrem Mitleid; sie seyen ein elendes, betrogenes und wieder betrügendes Gesindel, das das Vaterland in die allertraurigste Sklaverey stürzen werde. Bei seinem Hingange zum Gericht ersann man noch eine eigene Art von Hohn für ihn, indem man ihm als einen Orden einen Strick um den Nacken legte, an welchem ein von seinen frühern heroischen Kriegesthaten handelndes lateinisches Buch hing. Er dankte dafür dem Henker, der

dies thun mußte, als für eine Ehre, die er höher schätze, als wenn man ihm den Orden des Hosenbandes umgehängt hätte, und erlitt hierauf den Tod mit der Standhaftigkeit, die eines solchen Geistes würdig war (21. Mai 1650).

Jetzt sah der Prätendent wohl, daß, wenn er wenigstens den Schatten des Königthums retten wolle, nichts anders übrig sey, als sich den Schotten auf jede Bedingung in die Arme zu werfen. Er bewilligte daher zuletzt alles was sie verlangten, und erschien darauf mit 7 holländischen Schiffen (23. Jun.) an der schottischen Küste. Noch am Bord des Schiffes, das ihn trug, mußte er den Covenant unterschreiben, und von nun an verließen ihn die Pfaffen nicht, die ihn sogar zwangen, alle Grundsätze seines Vaters als gottlos und ungerecht zu verrufen. Der nichts weniger als kopfhängerische Prinz lebte hier demnach in einem wahren Sklavenzwange, und freute sich, das Leben unter den Pfaffen doch endlich mit dem militärischen vertauschen zu können, als nämlich ein Heer unter dem trefflichen General Lesley ausgerüstet wurde, um dem anrückenden Cromwel zu begegnen.

Dieser allgefürchtete Demagog hatte den vorigen Sommer damit zugebracht, den Aufruhr in Irland zu stillen, und der rasche Ernst, verbunden mit den klugen Maaßregeln, die er bei diesem Geschäfte angewandt, hatten ihn in den Stand gesetzt, dasselbe in 9 Monaten zu vollenden. Hart war er allerdings dabei verfahren, in den festen Städten Tredah und Werford, die er mit Sturm erobert hatte, war kein

Mann von der Besatzung lebendig davon gekommen, und auch außerdem war das Blut der Rebellen in Strömen geflossen. Allein auf welchem andern Wege hätte er seinen Zweck so schnell und so sicher erreichen können? Er blieb darauf noch den Winter hindurch in Irland, um die Ruhe völlig herzustellen; dann übergab er das fernere Commando seinem nicht minder entschlossenen Schwiegersohne Ireton, und setzte im Sommer 1650 mit 16,000 Mann nach Schottland über.

Hier fand er den wackern Lesley in einer so vortheilhaften Stellung zwischen Edinburg und Leith verschanzt, daß er es nicht wagte, ihn anzugreifen. Der Name des jungen Königs hatte dem schottischen Heere einen treflichen Zuwachs versuchter Krieger verschafft, welche, die jetzigen Gewalthaber hassend, nur um seinetwillen das Vaterland der Vertheidigung werth gehalten hatten, und diese Gesinnungen im Lager laut äußerten. Kaum hörten die Geistlichen in Edinburg hiervon, als sie, von schrecklicher Unruhe gequält, dem König sogleich befahlen, die Armee zu verlassen, und dem General Lesley, alle Gottlosen (so hießen die Freunde des Königs) zu verabschieden. Dadurch verlor das Heer 4000 Mann seiner besten Truppen, aber die Geistlichen trösteten den General mit der Versicherung, er könne nun gar nicht geschlagen werden, da er lauter Heilige in seinem Heere habe. Zu Gott ward jetzt nicht mehr blos gebetet, sie drohten ihm sogar, er solle nicht länger ihr Gott seyn, wenn er sich in dieser Noth nicht als ihren Erretter beweise, welches sie durch ihre treue Erfüllung seiner Gesetze doch wohl ver-

dient hätten. In diesem Punkte hatten sie allerdings Recht, denn, um nur eines anzuführen, sie hatten den General an einem Sonntage einmal verhindert, einen höchst vortheilhaften Streich auszuführen, blos um dem lieben Gott durch solche Sabbathsverletzungen keinen Anlaß zur Klage zu geben. Ja sie gingen in ihrem Vertrauen auf die göttliche Hülfe so weit, daß sie den General Lesley ungeachtet seiner dringenden Vorstellungen mit Gewalt zwangen, seine Stellung auf den Hügeln zu verlassen, und dem Feinde in die Ebene entgegenzugehen, den der Herr, wie sie versicherten, in ihre Hände gegeben habe. Cromwel traute seinen Augen kaum, als er die Schotten das freiwillig thun sah, was so lange sein einziger Wunsch gewesen war. Unverzüglich rückte er auf sie los, und gewann (in der Ebene von Dunbar, 3. Sept. 1650) einen so vollständigen Sieg über sie, daß man wohl sah, der Herr habe, wie billig, nicht den Frömmsten, sondern den Klügsten ihren Feind in die Hände gegeben. Dreitausend Todte bedeckten das Schlachtfeld, und 9000 wurden zu Gefangenen gemacht. Die schottischen Geistlichen suchten den Grund ihres Unglücks in dem Mißfallen Gottes an den vielen geheimen Royalisten, die noch im Lande verborgen seyen, meinten aber doch, es sey sehr unklug von Gott, wenn er seinen Zorn zu weit triebe, da es doch am Ende sein eigner Schade seyn werde, wenn seine treusten Verehrer auf der Erde unterdrückt würden, und nur seine abgesagtesten Feinde übrig blieben. Solche Ideen waren vollkommen eines Volkes würdig, das weder Künste, noch Wissenschaften, noch Schulen

kannte, und jährlich einige hundert Personen als Zauberer verbrannte *).

Nach der Schlacht bei Dunbar zog Cromwel unverzüglich in Leith und Edinburg ein, indeß das schottische Parlament nach St. Johnstone floh. Das nächste Frühjahr (1651) ward mit neuen Rüstungen zugebracht; Lesley, Hamilton und der König sollten ein neues Heer zusammenbringen, und damit hinter Cromwels Rücken in England einfallen. Cromwel erreichte sie in der Stadt Worcester, deren sie sich unlängst bemächtigt hatten, brach in die Thore ein, und lieferte ihnen in den Straßen ein so blutiges und so entscheidendes Gefecht, als nur immer das vorjährige an demselben Tage (3. Sept) bei Dunbar gewesen war. Dieser Schlag vernichtete die ganze schottische Armee und alle Hoffnungen des Prätendenten, der nur mit großer Mühe und auf eine wunderbare Art sein Leben rettete. Die Geschichte dieser Rettung verdient wohl einen eigenen Abschnitt.

4.

Karls II. Flucht.

(1651.)

Am Abend des unglücklichen Tages entwischte der Prinz mit 50 oder 60 seiner Freunde aus Worcester, legte mit ihnen, ohne anzuhalten, mehr als 5 deutsche Meilen in einem Zuge zurück, trennte sich

*) In einem Dörfchen bei Berwick, das nur 14 Häuser zählte, wurden in einem Jahre 14 Hexen verbrannt.

dann in der Nacht plötzlich mit dem Grafen von Derby von dem großen Haufen, und eilte seitwärts nach der Gränze von Staffordshire, wo er einen abgelegenen Hof fand, den ein redlicher Pachter, Namens Penderell, mit seinen vier gleich wackern Brüdern bewohnte. Diesen treuen Seelen vertraute er sich an, und willig beherbergten sie ihn, als einen Verwandten, mehrere Wochen lang. Sie gaben ihm eine Bauernkleidung, und nahmen ihn des Morgens mit, wenn sie alle, mit Gärtnermessern in den Händen, in den benachbarten Wald gingen, Stäbe zu schneiden. Des Nachts lag er mit ihnen auf dem Stroh, und ihre grobe Kost war auch seine Nahrung. Fast täglich streiften Cromwelsche Patrouillen durch, die den Flüchtling suchten, jedem den Tod drohten, der ihn verheimlichen, und dem eine reiche Belohnung versprachen, der ihn ausliefern würde. Zuletzt dünkte ihm die Gefahr so groß, daß er auf eine Eiche kletterte, und in deren dichtem Laube 24 Stunden verborgen saß, nicht ohne Angst, denn mehrere Soldatenhaufen gingen dicht unter dem Baume hin, und nannten unter Flüchen seinen Namen. Dieser merkwürdige Baum ist noch lange nachher unter dem Namen der Königseiche von den Einwohnern jener Gegend verehrt worden.

Ein treuer Freund, Lord Wilmot, fand den König hier auf, und beredete ihn, nach dem Städtchen Bentley zu gehen, wo ein Oberst Lane wohnte, ein eifriger Royalist, von dessen Treue alles Gute zu erwarten war. Er machte sich auf, und Wilmot nebst den fünf Penderells begleiteten ihn. Mit wunden Fußsohlen (denn er war des lan-

gen Gehens in plumpen Bauernstiefeln nicht gewohnt) kam der abgeängstigte Flüchtling in Bentley an, und fand in dem Obersten den Mann, den er erwartet hatte. Hier entließ er die redlichen Brüder, man kann denken, mit welchem Dankgefühl. Lane, um seinen Gast nach der Küste hinzuschaffen, entwarf einen Plan zu einer Reise nach der Gegend von Bristol, wo eine nahe Verwandte von ihm, Mistriß Norton, wohnte, welche zu besuchen er sich einen Paß für sich, seine Schwester, und einen Bedienten auswirkte. Den letztern stellte, wie man errathen wird, der König vor, und Wilmot zog auf seinem Gaule, gleichfalls verkleidet, mit einem Falken auf der Hand, als ein reisender Jäger nach, der sich zufällig angeschlossen habe. Bei Nortons sagte man nichts von der Wichtigkeit des Gastes, vielmehr führte ihn das Fräulein Lane als ihren Bedienten ein, der aber unterweges ein Fieber bekommen habe, und für den sie deshalb um eine abgelegene Kammer bat. Hier erkannte ihn ein Aufwärter, und warf sich vor ihm nieder. Der erschrockene Karl hob ihn geschwind auf, und beschwor ihn um Gottes willen, ihn nicht zu verrathen. Leider hörte man hier, daß in Bristol kein einziges Schiff segelfertig liege. Man mußte also auf einen andern Weg denken, und die Wanderungen in dem unsichern Lande gingen wieder an. Zunächst begab man sich nach Dorsetshire, zu einem Obersten Windham, gleichfalls einem bekannten Anhänger der Königspartei, der den verfolgten Gast mit derselben Treue, wie die vorigen Freunde, verbarg, und das Geheimniß allen seinen Leuten mittheilte, die sich alle

beiferten, ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen. Solche Zeiten der Angst und der allgemeinen Verwirrung sind es, in denen die romantischen Tugenden der Treue und der Aufopferung für Andere in ihrem schönsten Glanze hervortreten. Die alte Mutter des Obersten zerfloß in Freudenthränen beim Anblick des verkappten Königs, und betheuerte, daß sie jetzt gern ihre drei im Kriege für seinen Vater umgekommenen Söhne verschmerzen wolle, da sie das Glück habe, ein Werkzeug zu seiner Erhaltung zu werden. Ihr Sohn, der Oberst, erzählte ihr, wie sein sterbender Vater ihn und seine vier Brüder im Jahre 1636 vor sein Bette kommen lassen, und zu ihm gesprochen: „Meine Kinder, wir haben unter den drei letzten Regierungen ruhige und friedliche Zeiten gehabt, aber jetzt werden Wolken und Stürme kommen. Macht euch darauf gefaßt, doch, gehe es wie es gehe, bleibt eurem Landesherrn treu und gehorsam. Verlaßt die Krone nicht, und sollte sie an einem Haarbüschel hangen.“ Diese letzten Worte, fügte Windham hinzu, hätten einen so tiefen Eindruck auf ihn und seine Brüder gemacht, daß keine Widerwärtigkeit der nachher erlebten schweren Zeiten sie hätte aus ihrem Gedächtniß verlöschen können.

Neunzehn Tage blieb der König in Windhams Hause verborgen, indeß das übrige England vergebens forschte, ob er lebe, oder todt sey. Lange sah man sich umsonst nach einem Schiffe um. Endlich ward im Hafen von Shoreham in Sussex eins ausgekundschaftet, das nach Frankreich gehen wollte. Auch die Reise dahin, auf welcher oft die

Bekleidung gewechselt werden mußte, war nicht ohne Gefahren. Unter andern entdeckte ein Schmid, daß die Hufeisen seines Pferdes schottische Arbeit wären, da der Prinz doch vorgab, sie seyen in England gemacht, und mit genauer Noth entrann er dieser Schlinge. Es ist wahrlich bewundernswürdig, wie er 41 Tage lang unter so vielen tausend Spähern in diesem feindlichen Lande unentdeckt bleiben konnte, da doch mehr als 40 Personen um seinen Aufenthalt wußten. Zu dem Ende des Octobers kam er glücklich in der Normandie an.

5.

Schiffahrtsakte, Parlamentsreinigung, Bareboneparlament.

(1652 — 1653.)

Cromwel hatte nun abermals die Ruhe in den drei Reichen wieder hergestellt, oder vielmehr Schottland und Irland dem englischen Parlament unterwürfig gemacht, denn beide wurden nunmehr, dem Namen nach, mit England zu einer Republik vereinigt, der Sache nach aber wie eroberte Provinzen behandelt. Die Frage war, was nun aus Cromweln werden sollte. Sollte er in das Privatleben zurücktreten? Gutmüthige möchten dies wohl gewünscht haben, aber das Zurücktreten, ja nur das Stillstehen ist eines großen Mannes Sache nicht. Zuerst dachte er, wie Richelieu, darauf, einen Faden anzuspinnen, den kein anderer außer ihm zu Ende bringen könnte. Ein auswärtiger Krieg sollte

die Soldaten zusammenhalten, und ihn unentbehrlich machen. Im vorigen Jahre (1650) hatte das Parlament *) den vereinigten Niederlanden ein Freundschaftsbündniß angeboten, allein die Holländer hatten die englischen Gesandten sehr kalt aufgenommen, und den Antrag abgelehnt. Dies nahm Cromwel zum Anlaß, das Parlament gegen sie zum Kriege aufzufordern. Der erste Schritt dazu war die zu Anfange des Jahres 1652 erlassene Schiffarthsakte, durch welche allen seefahrenden Nationen untersagt ward, in ihren Schiffen andere als solche Waaren in englische Häfen einzuführen, die entweder Produkte oder Fabrikate ihres eigenen Landes wären. Diese Akte brachte dem englischen Handel eben soviel Vortheil, als dem niederländischen Schaden. Englische Kaper machten von der Zeit an bald Jagd auf die holländischen Schiffe, die jener Akte zuwider handelten, und nahmen in kurzer Zeit den Holländern gegen 80 Schiffe weg. Ehe noch der Krieg förmlich erklärt war, geriethen eine englische und eine holländische Flotte im Kanal an einander, wie zufällig gingen die Feindseligkeiten an, und es entstand daraus eine blutige Seeschlacht, in welcher beide Theile etwa gleich starken Verlust erlitten. Die Holländer erklärten ihren Admiral Tromp für unschuldig, wollten sich jedoch jeder Untersuchung unterwerfen, und bezeigten eine ungemeine Bereitwilligkeit zum gütlichen Vergleiche. Aber Cromwel war froh, daß der Krieg nur eingeleitet war, und sprach soviel von der Ehre der Englischen Nation,

*) Jetzt Rumpfparlament genannt, weil es keinen Kopf hätte.

daß man wohl sah, er wolle keinen Frieden. Vielmehr mußte der englische Admiral Blake, auch ein Genie, wie revolutionäre Zeiten ihrer so viele erzeugen, sogleich nordwärts steuern, und die holländische Heeringsflotte wegnehmen, auch erfolgten in diesem und dem folgenden Jahre mehrere Seegefechte von ungleichem Ausgange. Aber der größte Verlust für Holland lag doch in dessen durch den Krieg so übel unterbrochenem Handel und in den gleichfalls ganz gestörten Fischereien, auch wohl daneben in dem bittern Schmerze, einen Nebenbuhler in der Nähe aufstehen zu sehen, der sich immer höher erhob, und den bisher mit so vielem Glück geführten Welthandel in Zukunft ganz allein an sich zu reißen drohte.

Aber auch für die englische Verfassung entwickelte sich aus diesem holländischen Kriege eine ganz eigene Katastrophe. Cromwels aufgeregter Geist konnte sich jetzt weniger als jemals bezähmen, auf dem erreichten Punkte stehen zu bleiben, und in der That mußte es ihm auch unerträglich seyn, mit soviel großen Thaten nichts weiter bewirkt zu haben, als eine wilde Anarchie, unter welcher das Volk sich übler als unter dem Despotismus der Könige befand. Da nun vollends die Stütze dieser Anarchie, die Commons, unaufhörlich an seiner Entkräftung arbeiteten (unter andern nahmen sie ihm ein Paar Regimenter weg, unter dem Vorwande, sie zum Seedienst nöthiger zu brauchen), so ließ auch er seinem wilden Temperamente zuletzt ganz freien Lauf. Er berief sein gewöhnliches Concilium, die ihm ergebenen Officiere, zusammen, und schmiedete in dessen Namen eine Vorstellung, in welcher die Armee nicht

nur auf schnelle Auszahlung des rückständigen Soldes, sondern auch auf Zusammenberufung eines neuen Parlaments drang, damit, wie es hieß, auch andere wackere Männer sich um das Vaterland verdient machen könnten. Man kann denken, wie übel das Unterhaus diese Vorstellung werde aufgenommen haben, allein das war eben Cromwels Absicht, den Bruch zwischen Parlament und Heer recht entscheidend und unheilbar zu machen. Endlich führte er (20. April 1653) einen Hauptstreich aus. Er berathschlagte eben in seinem militärischen Concilium über eine bessere Regierungsverfassung, als ein Oberst ihm die Botschaft brachte, das Parlament sey gerade jetzt versammelt, und damit beschäftigt, eine Menge neuer Mitglieder zu ernennen, um sich gegen die militärische Parthei recht kräftig zu verstärken. Hastig sprang Cromwel auf, nahm einige seiner vertrauteren Officiere mit sich, rief 300 Soldaten zusammen, und eilte damit nach Westminsterhall. Nachdem er Thür, Treppen und Vorzimmer des Gebäudes mit seinen Soldaten besetzt hatte, trat er mit einigen Officieren in den Versammlungssaal, setzte sich nieder, und hörte etwa eine Viertelstunde den Debatten zu. Dann sagte er einem Officiere ins Ohr, jetzt halte er das Parlament zur Auflösung reif. „Herr, erwiederte dieser leise, es ist ein gefährliches Unternehmen, ich bitte Sie, es ernstlich zu überlegen, ehe Sie Hand anlegen.“ — Wohl gesprochen! entgegnete der General, und saß wieder eine Viertelstunde still. Als nun endlich die Versammlung über den vorliegenden Streitpunkt einen Beschluß abfassen wollte, sagte er abermals zu dem

Officier: „Jetzt ist es Zeit, ich muß es thun!“ und plötzlich sprang er auf, trat mitten unter sie alle, und überhäufte sie in seiner unverständlichen, polternden und verwirrten Sprache mit den heftigsten Vorwürfen über ihre Tyranney, ihren Hochmuth und ihre Erpressungen. Alle erstaunten und richteten sich in die Höhe, aber ehe noch einer Worte finden konnte, sein Schmähen zu erwiedern, stampfte er heftig mit dem Fuße, und auf dies besprochene Zeichen füllte sich augenblicklich der ganze Saal mit Soldaten an. Der Anblick dieser Getreuen erhöhte seine Rednerkühnheit. „Schämt euch, fuhr er die Parlamentsglieder an, und packt euch fort! Macht ehrlichern Leuten Platz, die ihr Amt getreuer verwalten. Ihr seyd nicht länger ein Parlament! Ich sage euch, ihr seyd nicht länger ein Parlament! Der Herr ist mit euch fertig, er hat andere Werkzeuge erkohren, sein Werk zu betreiben.“ — Hier unterbrach ihn ein gewisser Sir Harry Vane, der sich über diese Unförmlichkeit beschweren wollte; aber Cromwel überschrie ihn, indem er fast convulsivisch brüllte: „O Sir Harry Vane! Sir Harry Vane! Der Herr befreie mich von Sir Harry Vane!“ Hierauf nahm er einen beim Rocke, und sagte zu ihm: „Du bist ein Hurer!“ zu einem andern: „du bist ein Ehebrecher!“ zu einem dritten: „du bist ein Säufer!“ zu einem vierten: du bist ein Wucherer! — Was sollen wir mit diesem Gesindel? Fort damit, ihr selber habt mich gezwungen, so zu verfahren! Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehmen, als mir eine solche Arbeit auflegen möchte.“ Indem er noch

die letzten Worte sprach, waren die Soldaten schon in voller Arbeit, einen nach dem andern zur Thür hinaus zu werfen. Cromwel blieb bis zuletzt, und als der Saal ledig war, ließ er die Thüren verschließen, und ging ruhig nach seiner Wohnung im Pallast Whitehall zurück.

So seltsam war in wenig Augenblicken die ganze gesetzgebende Macht in England vernichtet. Jedermann erwartete nun still und furchtsam, in welcher Gestalt die neue Regierung hervortreten würde. Es sollte wieder ein Parlament werden, aber von lauter Begeisterten und Heiligen, die Cromwel fast alle selbst, blos nach angehörtem Gutachten seines Staatsraths erwählte. Es waren 128 Personen, aus verschiedenen englischen Städten, nur 5 waren aus Schottland und 6 aus Irland. Sie sollten nur 15 Monate sitzen, und nachher ihre Nachfolger selber wählen. Am 4. Jul. (1658) kam dieser tolle Regierungsconvent zuerst zusammen. Die meisten Mitglieder desselben waren gemeine Handwerker, und ihr eifrigster Schreier, von welchem nachher dies Parlament dem Namen erhielt, war ein fanatischer Lederhändler, Preisegott Barebone. Ihre Zusammenkünfte glichen mehr pietistischen Conventikeln als Staatsversammlungen, denn mit langen Gebeten fingen sie an und endeten sie, man hörte nichts als Anspielungen und Sprüche aus dem alten Testamente, alle politische Verhältnisse wurden aus dem religiösen Gesichtspunkte betrachtet, z. B. die Holländer als sündige Mammonsdiener, die Geistlichen als durch weltliche Weisheit verblendete Baalspriester, und dergl. wie denn diese Independenten

durchaus keinen geistlichen Stand, ja keine Gesetze, außer dem mosaischen, dulden wollten, und gegen alle Gelehrsamkeit auf das wüthendste eiferten. Es ist ganz unglaublich, bis zu welchen Excessen der durch die unverhoffte Ehre in ihnen erweckte Schwindel diese Menschen trieb. Sie wollten als Wiedergeborne betrachtet seyn, und tauften sich nun mit seltsamen Vornamen. Einer unterschrieb sich: Machfriede Heaton, ein anderer: Tödte die Sünde Pimple, ein dritter: Steh fest in der Höhe Stringer, ein vierter: Weine nicht Billing, ein fünfter: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens White und dergl.

Cromwel selber fühlte, daß dieser Unsinn nicht lange Bestand haben könne, auch hatte er die ganze Farce nur deshalb veranstaltet, um sich dem großen Ziele immer mehr zu nähern, das ihm nun längst vor den Augen stand, an welches sich aber viele seiner wärmsten Anhänger noch immer nicht gewöhnen lassen wollten. Unter den religiösen Enthusiasten waren viele, die ihm nur darum so treu gedient hatten, um das Reich Christi, welches sie erwarteten, auf Erden vorzubereiten, und die geneigt waren, ihren Führer als den abscheulichsten Heuchler zu verlassen, wenn sichs am Ende zeigen sollte, daß er nur darum die Alleinherrschaft der Stuarte gestürzt habe, um sie für sich selbst zu gewinnen. Er hatte deshalb in seinem militärischen Staatsrathe selbst oft harte Kämpfe zu bestehen, und schwankte lange, was er thun solle. Endlich trug es sein kühner Herrschergeist über die Furcht davon, er besprach sich heimlich mit einem Ausschusse der vor-

nehmsten Glieder des sogenannten Barebone-Parlaments, die ihm besonders anhingen, und diese mußten eines Tages eine Stunde früher in die Sitzung kommen, und in größter Geschwindigkeit votiren, daß das Parlament jetzt überflüssig sey, und daß man daher die Herrschaft wieder in die Hände desjenigen zurückgeben müsse, von dem man sie empfangen habe. Sobald der Schluß gefaßt war, eilten Deputirte zu Cromweln, ihm denselben feierlich zu überbringen. Unterdessen aber hatten sich die übrigen Parlamentsglieder verwunderungsvoll eingefunden, und fingen an, die Sache zu überlegen. Allein sie wurden bald auf eine ähnliche Art unterbrochen, wie das Rumpfparlament 8 Monate vorher. Oberst White erschien mit einem Trupp Soldaten, und fragte sie, was sie hier machten. „Wir suchen den Herrn," antwortete einer. „Dann müßt ihr anders wohin gehen, versetzte der Oberst, denn wie ich für gewiß weiß, ist er seit mehreren Jahren schon nicht mehr hier gewesen." Und damit trieb er sie zum Hause hinaus. (12. Dec. 1653.)

So lag nun die Regierung abermals in den Händen des Militärs, und es hing nicht sowohl von Cromweln (der vielmehr nur laviren durfte), als von seinen Officieren ab, was sie daraus machen wollten. General Lambert, sein treuster Zögling, bemächtigte sich jetzt der Gemüther, entwarf in 4 Tagen einen neuen Regierungsplan, und ersann eine neue Würde für Cromwel, die unter dem Titel einer Protection die volle Kraft der Königswürde haben sollte. So hoffte er alle Theile zu befriedigen. Wirklich genehmigte auch der Rath der Offi-

ciere den Entwurf, und Cromwel ward öffentlich zum Protector auf zeitlebens erklärt. Ihm ward ein Staatsrath beigesellt, alle 3 Jahre sollte er ein Parlament zusammenberufen, und nach seinem Tode sollte der Staatsrath seinen Nachfolger bestimmen dürfen. Eine stehende Armee von 20,000 Infanteristen und 10,000 Reitern sollte die neue Verfassung schützen, und aus den öffentlichen Einkünften sollte ein Fonds zur ununterbrochenen Besoldung derselben ausgemittelt werden.

6.

Cromwels Protectorat.

(1653 — 1658.)

Die letzte dieser Vorkehrungen und Cromwels Genie deckte alle Mängel der neuen Verfassung, die sonst unerträglich hätten seyn müssen, da diese Verfassung das Werk ganz unerfahrner Kriegsmänner, und in so unverhältnißmäßig kurzer Zeit entstanden war. In solchen Fällen geht es recht augenscheinlich hervor, was die Kraft eines außerordentlichen Herrschergeistes vermag. Nie ist England berühmter und allen Nachbarn respectabler gewesen, als in den fünf Jahren, da Cromwel an der Spitze der Geschäfte stand. Auswärtige Monarchen buhlten um seine Freundschaft, und sandten ihm Glückwünsche zu, selbst der stolze Ludwig XIV. mußte ihn seinen Bruder nennen. Auch im Innern des Landes wurden die letzten Versuche der Royalisten mächtig vereitelt und streng bestraft. Der Seekrieg mit Holland endete (15. April 1654) nach Tromps To-

de *) eben so ehrenvoll, als er geführt worden war, und unter andern mußten die Holländer den Engländern noch 85,000 Pfund als Kriegskosten bezahlen. Aber noch immer fehlte viel, daß Cromwels Autorität schon ganz über alle Anfechtung erhaben gewesen wäre. Dies erfuhr er am schmerzlichsten, als er 1654 der Constitution gemäß, sein erstes Parlament zusammenberief. Die Mitglieder desselben brachten einen solchen Freiheitsgeist mit, daß er es troß seiner militärischen Macht nicht wagte, sein ganzes Ansehen geltend zu machen. Der Tumult war so groß, daß er sich nur durch eine frühere Aufhebung der Sitzungen retten konnte.

Kaum war er wieder frey, als er sichs angelegen seyn ließ, das Interesse der Engländer mit Gewalt auf auswärtige Händel zu lenken. Krieg wollte er wieder haben, und diesmal sollte es Spanien gelten, einmal weil dies Volk den Engländern wegen der katholischen Religion am meisten verhaßt war, und dann auch, weil kein anderer Krieg eine so reiche Beute versprach. Der trefliche Seeheld Blake, ein würdiger Nebenbuhler Tromps und Ruyters, schuf seinem Vaterlande in diesen Kriegen eine Marine, dergleichen es bisher gar nicht gekannt hatte, und begeisterte die Engländer durch seine Thaten so sehr für den Seedienst, daß man von ihm den Anfang jener Größe der englischen Kriegsschiffarth anrechnen kann, der in unsern Tagen soviel Erstaunen erregt. Er führte seine Geschwader

*) Er wurde am 29. Jul. 1653 in einem Seegefecht erschossen.

ins mittelländische Meer, wohin seit den Kreuzzügen kein englisches Schiff gekommen war, griff die Seeräuber unmittelbar in ihren Wohnsitzen Algier und Tunis an, und zwang sie durch ein heftiges Bombardement beider Städte zur Unterwerfung. Als die Kriegserklärung gegen Spanien (1655), freilich mit sehr seichten Gründen, geschehen war, nahm er eine spanische Silberflotte weg, und versenkte viele Schiffe, indeß zwei andere englische Admirale St. Domingo angriffen, und Jamaika eroberten. Um diesem Kriege noch mehr Gewicht zu geben, schloß Cromwel deshalb noch ein vertrautes Bündniß mit Schweden, dem Erbfeinde Spaniens noch vom 30jährigen Kriege her, und unterhielt genaue Verbindungen mit Frankreich und Holland. Wie sein Feuergeist in allen Dingen nach dem Höchsten strebte, so wollte er auch seiner Nation diesen heroischen Schwung, dies Interesse für das Große, Allgemeine, geben, und oft hörte man ihn sagen, er wolle den Namen Engländer eben so gefürchtet und geehrt machen, als der Name eines Römers gewesen sey. Auch die innere Organisation der Verfassung, an der er immer fortarbeitete, zeugt von demselben kräftigen Streben nach Ordnung und Einheit. Zu Richtern wurden die rechtschaffensten Männer erwählt. Die Truppen wurden in die verschiedenen Städte des Reichs vertheilt, in strenger Zucht gehalten, und prompt besoldet. Um die Steuern pünktlich einzutreiben, bediente man sich der militärischen Gewalt, und es wurden deshalb 10 Generalmajore mit fast unumschränkten Vollmachten versehen. Von den royalistischen Aufrührern, die sich noch immer regten,

wurden ein Paar Schiffsladungen voll nach Barbados (◡—◡) in die Bergwerke geschickt. Zu einer allgemeinen Niedermetzelung, die seine Officiere ihm oft anriethen, konnte sich Cromwel nie entschließen, ungeachtet mehrere derselben meuchelmörderische Versuche auf sein Leben machten. Nur diese eine fürchterliche Drohung genügte ihm, daß er bei dem ersten neuen Versuche dieser Art, den er wieder entdeckte, die ganze königliche Familie, so weit er derselben habhaft werden könne, ausrotten lassen werde. Da man nun wußte, daß sein Arm sehr weit reiche, und daß er überall mit schlauen und gut bezahlten Spionen bedient sey, so wirkte diese Drohung mehr als alle die starken Wachen, mit denen er sich allerdings auch zu umringen für gut fand.

Zwei Dinge, bisher höchst vortheilhaft für ihn, standen ihm nun zur Erreichung seiner letzten Zwecke sehr widerlich im Wege, die religiöse Gemeinschaft mit den sogenannten Heiligen, und die Vertraulichkeit, in der er bisher mit seinen Kriegsgefährten gelebt hatte. Die ersten ließen ihn noch immer nicht los, sondern wollten wie sonst, mit ihm beten und singen, seufzen und weinen, die Augen verdrehen, und über die Weissagungen im alten Testament reden; und um ihre Anhänglichkeit nicht zu verlieren, mußte er ihnen schon den Willen thun, ungeachtet er jetzt auf seinem höhern Standpunkte ganz andere Ansichten über diese Dinge gewonnen hatte. Eben so hatte er ehemals, da er noch General gewesen war, nach dem rohen Geiste der Zeit bei fröhlichen Malen mit seinen Officieren sich die ausgelassensten

Soldatenstreiche erlaubt. *) Jetzt da seine höhere Würde ihm eine größere Zurückhaltung nothwendig machte, verdarb ers natürlich mit vielen, die da geglaubt hatten, nun erst recht mit ihm lachen zu können, und der gewöhnliche Vorwurf neidischer Gemüther, daß nun der Hochmuth in ihn gefahren sey, erscholl in allen Conventikeln, in denen bisher nur sein Lob gehört worden war. Diese Stimmung theilte sich auch dem gemeinen Soldaten mit, und zeigte sich besonders deutlich 1656, als er, der Constitution gemäß, ein neues Parlament zusammen berufen mußte.

Wie sorgfältig er auch die Glieder dieses Parlaments auswählte (aus Schottland und Irland wurden fast nur Officiere berufen, und zwar solche, auf deren Ergebenheit er rechnete) so fand er doch in

*) Einen Hauptspaß machte er sich z. B. daraus, treflich auftragen zu lassen, und dann plötzlich, wenn die lüsternen Gäste zulangen wollten, die schon unterrichteten Soldaten herein zu winken, daß sie in einem Nu mit den vollen Schüsseln wieder hinaus stürzen mußten. Auch liebte ers, einem nichts ahnenden Officier eine glühende Kohle in die Stiefeln oder Hosen gleiten zu lassen. Selbst im Militärconcilium, während man über den Tod des Königs debattirte, und zuletzt das Bluturtheil unterschrieb, warf er einem gegenübersitzenden Freunde zum Scherze ein Polsterkissen an den Kopf, und strich die mit Tinte gefüllte Feder seinem Nachbar ins Gesicht, welches beides er von den Geneckten wiederum hinnehmen mußte. Damals standen also die vornehmsten Staatspersonen in England etwa auf derjenigen Stufe der geselligen Bildung, auf der jetzt die Matrosen stehen.

der endlich versammleten Gesellschaft (Sept. 1656) so wenig Gehorsam, daß sogar eine Menge bedeutender Stimmen sein Recht zur Alleinherrschaft bestritten. Ein böses Zeichen, eben jetzt, da er damit umging, den Schlußstein auf sein kühnes Gebäude zu setzen, und sein Protectorat in ein erbliches Königthum zu verwandeln. Denselben Weg war einst bekanntlich Cäsar gegangen, aber auch er hatte die letzte Höhe nicht erreicht. Beide erschienen ihren bisherigen Freunden nun als Usurpatoren, und Cromwel besonders mußte sich gar noch einen Heuchler schelten hören, der nur darum die Freiheit im Munde geführt habe, um die Gewalt an sich zu reißen. Cromwels Freiheitsdrang war so gewiß ehemals sein Ernst gewesen, als es jetzt die Ueberzeugung war, daß nicht eher an eine ruhige Verwaltung dreier so großen Reiche zu denken sey, als bis die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in einer Hand ruhe, und die Thronfolge auf ewige Zeiten festgesetzt sey.

Der Antrag ward endlich nach langen und schlauen Vorbereitungen im Parlamente wirklich gemacht, allein er erweckte große Bewegungen. Dennoch brachten seine Freunde es dahin, daß die Stimmenmehrheit auf seiner Seite war, und daß nach großen Tumulten zuletzt doch der Schluß durchging, man solle dem Protector die Krone anbieten. So schien dann der lange Wunsch der unruhig strebenden Seele erreicht; es hing nur von ihm ab, ob er das Anerbieten annehmen wolle. Aber um eben diese Zeit erfuhr er durch seine immer wachen Spione, daß mehr als die Hälfte der Armee in stiller Gäh-

rung sey, und daß sogar ein Blatt unter den Officieren herumgehe, auf dem sich ihrer viele durch ihre Unterschrift verpflichtet hätten, ihn, wenn er den Antrag des feilen Parlaments annehme, wenige Stunden darauf niederzustoßen. Diese Nachricht bestimmte ihn, sich, wieviel es ihm auch kostete, zu überwinden. Er lehnte mit der Festigkeit und Ruhe eines Weisen den lockenden Antrag ab, und erhielt dafür von dem Parlamente eine feierliche Bestätigung seiner Protectorwürde, einen ehrenvollen Gehalt, und das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen.

Diejenigen Glieder der Versammlung, die es wohl wissen mochten, daß Cromwels Enthaltsamkeit keine so freiwillige Tugend gewesen sey, wurden nun immer übermüthiger gegen ihn, und die Debatten wurden zuletzt noch so stürmisch, daß ihm zu seiner Rettung kein anderes Mittel übrig blieb, als auch dieses Parlament gewaltsam aufzuheben. (4. Febr. 1658). Und von dieser Zeit an scheint er sich, voll gerechter Erbitterung gegen die Volkspartheі, einen andern Plan vorgezeichnet zu haben. Denn daß Independenten zur Zerstörung der bisherigen Verfassung nothwendig und nützlich gewesen waren, fühlte er wohl, aber eben so sehr, daß durch sie eine gesetzmäßige Ordnung der Dinge nicht erhalten werden konnte. Er wollte nun den Adel gewinnen, und vermählte zu dem Ende seine beiden jüngern Töchter mit zweien englischen Grafen. Noch mehr, er stellte das Oberhaus wieder her, zu dem sich aber wenige der alten Pairs wieder einfanden, weil er auch mehrere Officiere von niederer Geburt darin aufge-

nommen hatte. Ferner erweiterte er seine auswärtigen Verbindungen, sandte dem Marschall von Türenne Hülfstruppen, und empfing Gesandte vom Kardinal Mazarin, die ihm schmeichelhaft versicherten, daß ihr Herr nichts mehr bedaure, als daß es ihm seine Geschäfte nicht erlaubten, „dem größten Manne der jetztlebenden Welt" persönlich seine Ehrfurcht bezeigen zu können.

Solche Schmeicheleien reichten jedoch nicht hin, den gekränkten Helden über die bittere Bemerkung zu trösten, daß er für alle seine Bemühungen nicht nur keinen Dank erhalte, sondern sogar der Gegenstand der allgemeinen Unzufriedenheit bei seinem Volke geworden sey. Soviel Freunde ehemals, soviel Neider und Hasser hatte er jetzt, man gehorchte ihm nur noch mit Widerwillen, und als im Sommer 1658 ein verwegener Kerl über dem Entwurf, ihn zu ermorden, ertappt ward, konnte der Gerichtshof nur mit Mühe bewegt werden, ihn schuldig zu finden, ungeachtet die klarsten Beweise gegen ihn sprachen. Die eigenen Kinder des Protectors entfernten sich von ihm, und seine Lieblingstochter, Mrs. Claypole, aus deren sanften Gesprächen er so oft Beruhigung in angstvollen Stunden geschöpft hatte, starb in Melancholie, nachdem sie kurze Zeit zuvor die Freisprechung eines Doktors Huet, den sie schätzte, und der in einem royalistischen Complott betroffen worden war, vergebens zu erbitten gesucht hatte. Von dieser Zeit an war das Schicksal Cromwels in der That sehr traurig. Von aller Welt, ja von dem Gott verlassen, in dessen Namen er ehemals zu handeln geglaubt hatte, stand er in trauri-

ger Einsamkeit allein da, und sah nichts als Feinde um sich her, die auf sein Leben lauerten. Jedes fremde Gesicht beunruhigte ihn, alles was er that, verrieth die Angst und das Mißtrauen, von dem er gefoltert ward. In großer Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch, und im einsamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beständig Pistole, Dolch und Degen bei sich, sondern trug auch einen Panzer unter der Kleidung, und that keinen Schritt unbegleitet von starken Wachen. Seine Reisen machte er wie auf Flügeln des Sturmwinds. Nie kehrte er auf demselben Wege zurück, den er gekommen war, nie sagte ers vorher, wann und wohin er gehen wolle. Seine Zimmer hatten sämmtlich verborgene Thüren, sein Schlafgemach wechselte er fast alle drei Tage, und jedesmal sagte ers immer erst den Augenblick vorher, und bepflanzte die Thüren mit sichern, königlich bezahlten Wachen. Was seine Angst unheilbar machte, waren die Ueberreste seiner ehemaligen religiösen Befangenheit, vermöge welcher er seinen peinlichen Zustand selber für eine verschuldete Strafe des bösen Gewissens hielt.

Unter solchen Qualen mußte auch seine körperliche Kraft allmälig erliegen. Kaum befiel ihn ein schwaches Fieber, als er schon von der Nähe seines Todes überzeugt war. Er versammelte sogleich mehrere Geistliche um sein Bett, und fragte sie, ob der Satz auch wirklich unbestreitbar sey, daß der einmal von Gott Erwählte nie ganz verworfen werden könne. Sie bejahten es. „Nun dann, [illegible] mir! rief er aus: denn das wei[illegible]wiß, [illegible] einmal

im Stande der Gnade gewesen bin!" Von dieser Zeit an stieg seine Hofnung wieder. Aber die Kraft war erschöpft. Die Aerzte zeigten es dem Staatsrath an, deß sein Ende nahe sey. Man fragte ihn darauf, ob er seinen ältesten Sohn zu seinem Nachfolger haben wolle. Er nickte mit dem Kopfe, und verschied bald darauf, im 59sten Jahre seines Alters. Ein fürchterlicher Sturm erhob sich gerade in der Stunde seines Todes, welches seinen zagenden Mitbürgern Stoff zu mancherley Betrachtungen und Ahnungen gab, wie sie das Zeitalter mit sich brachte. Sein Körper ward in der Westminsterabtei unter den Gräbern der Könige, jedoch auf Kosten seiner Familie, beigesetzt.

7.

Richard Cromwel.

(1659 — 1660.)

Cromwel hinterließ zwei Söhne und drei Töchter. Die ersten hatten so wenig von ihres Vaters Kraft und Strenge, daß sie ihm mehrmals kindlich in den Arm gefallen waren, wenn er, zur Herstellung der Sicherheit, nothgedrungen ein Bluturtheil hatte unterschreiben müssen. Dieses milde Temperament machte sie bei dem Volke beliebt, und als nun Richard Cromwel seines Vaters Posten betrat, flogen ihm Glückwünsche von allen Seiten entgegen. Aber es zeigte sich bald, wie weit die schwache Güte der kräftigen Strenge nachstehe, zumal wenn die Verhältnisse noch so wenig geordnet sind, daß nur der Depotismus eines hellen Geistes die Ruhe sichern

kann. Schon nach 8 Monaten mußte Richard seine neue Würde wieder niederlegen. Die Veranlassung dazu gab das Parlament, das er vorschriftsmäßig am 7. Jan. 1659 eröfnete. Dies gerieth sehr bald in Streit mit den Officieren der Armee, und dekretirte, daß künftig alle ohne des Protectors Erlaubniß gehaltene Officierconcile strafbar seyn sollten. Auf diesen Beschluß bestürmten einige der heftigsten Hauptleute den jungen Protector mit unziemlicher Verwegenheit, und drohten ihm mit üblen Folgen, wenn er dies Parlament nicht auf der Stelle aufhöbe. Er ist so schwach, es zu thun, darauf vermehren sich die Unruhen nur, und der arme Richard, im schüchternen Bewußtseyn, daß er der Mann nicht sey, solchen Sturm zu beschwören, geht auf einige Jahre nach Frankreich, worauf auch seinem Bruder Heinrich, der bisher Statthalter in Irland gewesen war, von den Officieren die Abdankung nahe gelegt wird. Beide kehrten demnach in den Privatstand zurück, und lebten noch bis ins folgende Jahrhundert.

Viele Mitglieder des Parlaments entfernten sich unter diesen Umständen aus Furcht, kaum 40 blieben zurück, und diese ergänzten sich mit neuen Gliedern. So war das alte, allgemein verachtete Rumpfparlament wieder hergestellt, das, wie gewöhnlich, den Kampf mit dem Militär wieder aufnahm, aber, wie gleichfalls gewöhnlich, auf eine lächerliche Art den Kürzern zog. General Lambert, ein nicht verächtlicher Schüler Cromwels, jagte es 6 Monate nach seiner Entstehung auseinander. Die Mitglieder, die vorher davon Nachricht gehabt, hat-

ten das Parlamentshaus mit starken Wachen besetzen lassen, allein Lambert postirte seine Soldaten in die Straßen, welche zu diesem Hause führten, und als darauf die Herren allmählig angefahren kamen, wies er einen nach dem andern ganz höflich nach Hause zurück. (13. Okt. 1659) Die Regierung war nun abermals in den Händen der Soldaten. Um es jetzt mit einer neuen Form zu versuchen, wählten diese einen sogenannten Sicherheitsausschuß, der aus 23 Mitgliedern bestand, worunter allein sieben Officiere waren.

Um diese Zeit waren bekanntlich auf der Fasaneninsel innerhalb der Pyrenaen die spanischen und französischen Minister versammelt, um den berühmten pyrenäischen Frieden zu schließen. Bei diesen fand sich jetzt der Sohn des hingerichteten Königs ein, um, wo möglich, in dem Vertrage eine günstige Klausel für sich zu erlangen. Der Arme hatte sich bisher abwechselnd in Spa, in Kölln und in Frankreich aufgehalten, und von einer mäßigen Pension, die ihm Ludwig XIV. aus Mitleid bewilligte, gelebt. Don Haro, der spanische Botschafter, empfing ihn sehr höflich, Mazarin hingegen wollte ihn gar nicht sehen, und ließ ihm sein Bedauern melden, daß hier gar nicht der Ort sey, etwas für ihn zu thun. Unstreitig betrachtete er ihn als einen, der vergebliche und unmögliche Wünsche hegte.

8.

George Monk.

(1660.)

Aber so wunderbar mischt das Schicksal die menschlichen Loose, daß oft das unmöglich Geglaubte am ersten erfüllt wird. In Schottland kommandirte ein alter ehrwürdiger General, Namens Monk, der zuerst in Holland seine Schule gemacht, hernach für den König gestritten, und dann, der Nothwendigkeit nachgebend, unter Cromwel gedient hatte, jetzt aber der Abhängigkeit von einem so tollen Convente, als gegenwärtig in London herrschte, müde war, und insonderheit den Gedanken nicht ertragen konnte, daß sein alter Feind Lambert, wie es den Schein gewann, in Cromwels Fußtapfen treten sollte. Er selber war schon zu alt, um noch herrschsüchtige Wünsche zu nähren. Aber zur Herstellung der gesetzlichen Ordnung fühlte er sich kraftvoll genug, und sein zahlreiches Heer hing ihm so treulich an, daß er es wohl mit dem englischen aufnehmen konnte. Die Soldaten liebten ihn so herzlich, daß sie ihn nur den ehrlichen George Monk nannten, ja in England selbst hatte das Volk soviel Vertrauen zu ihm, daß er auf eine Menge neuer Anhänger bei seinem Durchmarsch sicher rechnen konnte. So trat er dann gegen das Ende des Jahres 1659 seinen Zug wirklich an, und verbreitete durch die Nachricht davon in London neue Furcht und Besorgniß.

Die neue Rebellion, wie mans nannte, zu dämpfen, mußte Lambert, als General des Sicherheitsausschusses, ihm mit der englischen Armee entgegen

gehen. Aber jetzt zeigte sichs recht, wie überdrüßig der große Haufe, selbst unter den Soldaten, dieser tumultuarischen Demokratenherrschaft war. Ein großer Theil der englischen Truppen ging zu Monk'n über, und mit dem Rest mußte sich Lambert schimpflich zurückziehen. Ganz London gerieth in Aufruhr. Da die gefürchteten Soldaten weg waren, kam sogleich das Rumpfparlament wieder zusammen, und übte seine vorige Herrschaft wieder aus. Die wenigen zurückgekommenen Regimenter nahm es in seinen Sold. Unterdessen kommt Monk (Febr. 1660) vor London an, und begehrt daß man ihn aufnehme, und die Parlamentstruppen aus der Stadt schaffe. Beides muß geschehen. Am 6. Febr. zieht er mit seinem Heere ein, und nimmt in Westminster sein Quartier. Der Sprecher führt ihn ins Parlament, und bekomplimentirt ihn. Er antwortet ganz schmucklos, er sey überall angegangen worden, sich der Noth des Landes zu erbarmen, und deshalb sey er hergekommen; aber er habe das Vertrauen, daß das Parlament selbst dies wichtige Geschäft über sich nehmen werde.

Allen war ein Stein vom Herzen gefallen, als man aus dem Munde des mächtigsten Mannes im Königreiche diese gelinde Sprache vernommen hatte. Das Parlament, das ihn für blöde hielt, beschloß nun gleich, ihm zu imponiren. Es behandelte ihn daher sofort als sein Werkzeug, und trug ihm auf, in die City einzurücken, dort alle Baricaden, Ketten und Thore wegzuräumen, die das vormalige Militär vor die Straßen gezogen hatte, und 12 Gegner des Parlaments, die sich daselbst aufhielten, ge-

fangen zu nehmen. Jetzt war das Volk begierig, was er thun werde. Zu aller Erstaunen bezeigte er sich gehorsam, aber nur um die Stimmung der Nation kennen zu lernen. Sobald er den allgemeinen Unwillen bemerkte, war sein Entschluß gefaßt. Er versammelt seine Officiere, beschwert sich über die unwürdige Behandlung des Parlaments, und erläßt in ihrer aller Namen ein Schreiben an dasselbe, worin er verlangt, es solle sich selbst aufheben, damit ein neues gewählt werden könne (11. Febr.).

Dieser männliche Schritt verwandelte auf der Stelle den allgemeinen Unwillen des Volks in den ausgelassensten Jubel. Illuminationen, Freudenfeuer und Lobgeschrey verkündigten auf allen Gassen die neu auflebende Hofnung, die lange entbehrte Zufriedenheit. Royalisten und Presbyterianer, bisher Todfeinde, vereinigten sich jetzt in patriotischen Gebeten, und in Verwünschungen des Parlaments. Alle Independenten verlassen das Haus, die ehemals verjagten Glieder werden von Monk wieder eingesetzt, und fügen sich, der Noth nachgebend, in alles. Sie wählen wirklich ihre Nachfolger, und gehen auseinander (16. März). Bis zur Zusammenkunft des neuen Parlements organisirt Monk einen Staatsrath von lauter klugen, geachteten und meistens royalistisch gesinnten Männern, denen die Nation mit ganzer Seele vertraut. Alles ist nun wieder beruhigt, und die Revolution scheint beendigt zu seyn.

Nur nach Monks Plan war sie es noch nicht. Dieser rechtschaffene Mann glaubte noch nichts gethan zu haben, so lange noch etwas zu thun übrig war, und dies Etwas war die Herstellung der kö-

niglichen Würde, ohne welche doch einmal durchaus kein großer Staat auf lange Zeit zusammenhalten kann. Aber wen hätte er seiner Nation dazu sicherer vorschlagen können, als den unglücklichen Prinzen, dem diese Würde nach alter Landessitte gebührte, und dem man für den blutigen Mord seines Vaters diese Genugthuung schuldig war? Lange hatte sich der wackere Mann mit diesem Entwurfe im Stillen getragen, und erst seit kurzem hatte er seinen alten Kriegsgefährten Morrice zum Vertrauten in diesem Geheimnisse gemacht. Aus allen Aeußerungen, die er im Volke vernahm, konnte er wohl vermuthen, daß sein Bemühen glücklich ablaufen werde, allein er wollte den König nicht blos wieder aufgenommen, er wollte ihn in alle vormals frey geübte Majestätsrechte ohne alle Einschränkung eingesetzt wissen. Zu dem Ende geschah schon die Wahl der neuen Parlamentsglieder recht mit Rücksicht auf ihre royalistischen Gesinnungen. Zu gleicher Zeit ließ auch Monk dem Prätendenten, der sich damals in den spanischen Niederlanden aufhielt, einen Wink geben, sich nach Holland zu verfügen, und von jetzt an segelten die Postschiffe mit geheimen Briefen fast täglich hin und her. Endlich ward das neue Parlament eröffnet (25. April 1660). Zum Sprecher hatte man einen besonders redlichen und vernünftigen Mann gewählt. Er fing an, die Verhandlungen auf die Nothwendigkeit einer bessern Verfassung zu leiten. Viele Mitglieder, die Monks Wünsche kannten, stimmten darin überein, und allgemeine Klagen erhoben sich über die Gräuel der Anarchie, die man so lange geduldet, selbst Crom-

wels willkührliche Regierung ward verwünscht, und die Hinrichtung des Königs als ein die brittische Nation schändender Flecken beklagt. Nachdem man mehrere Tage lang diese Sprache geführt hatte, glaubte Monk seiner Sache gewiß zu seyn. In der Sitzung vom 1. Mai (1660) mußte plötzlich der Präsident des Staatsraths hereintreten, und der Versammlung anzeigen, daß ein gewisser Sir John Granville mit Briefen von Sr. Majestät dem Könige Karl II. draußen stehe, und um den Einlaß bitte. Die lautesten Ausrufungen der Freude begleiteten dieses Wort. Granville mußte hereinkommen, sein Brief ward vorgelesen, und ohne einen einzigen Widerspruch ward ein Ausschuß ernannt, der die Antwort aufsetzen sollte. Ja, damit das ganze Königreich an dieser Begebenheit Antheil nehmen könne, ward dekretirt, daß Brief und Antwort auf der Stelle gedruckt werden sollten.

So wunderbar schwankt die Meinung der Menge. Jeder glaubte jetzt in Karl II. seinen Vater gerettet zu sehen. Feinde fielen sich vor Freude um den Hals, mehrere Personen sollen von der frohen Ueberraschung gestorben seyn. In des Königs Briefe war allgemeine Amnestie und völlige Gewissensfreiheit angeboten, den Truppen die Fortdauer ihres bisherigen Soldes versprochen, und eine gesetzmäßige Regierung nebst vollkommner Achtung der Rechte des Volks und des Parlements gelobt. Die Lords, die sich bisher zurückgezogen hatten, fanden sich jetzt im Oberhause wieder ein, und verwahrten sich ihr altes Ansehen wieder. Beide Häuser vereinigten sich endlich am 8. Mai in Whitehall und den

benachbarten Pallästen, und riefen Karl II. öffentlich zum Könige aus. Hierauf berathschlagten die Commons über die Geschenke, die man den Ankömmlingen machen wollte. Für Granville, den Bringer der frohen Botschaft, ward ein Diamant für 500 Pf. Sterl. gekauft, dem König übersandte man ein Geschenk von 50,000, dem Herzog von York 10,000, und dem Herzog von Glocester 5000 Pf. Eine Gesandtschaft von Lords und Commons mußte nach Holland überschiffen, und Se. Maj. einladen, von ihrem Reiche Besitz zu nehmen. Der König selbst erstaunte über diese gutmüthigen Beeiferungen, und sagte scherzend, es müsse wohl seine eigene Schuld seyn, daß er nicht früher eingesetzt worden sey, da das Volk sich stelle, als habe es ihn schon jahrelang erwartet.

Schon in Holland gingen die Ehrenbezeugungen an. Keine Stadt ließ ihn ohne festliche Veranstaltungen durch, und überall drängte man sich ihn zu sehen, von dem man an denselben Orten noch kurze Zeit zuvor gar keine Notiz genommen hatte. Admiral Montague hatte sich mit der englischen Flotte in der Bay von Schevelingen eingefunden. Hier also stieg der König mit seinen Brüdern unter dem frohen Hurrah der Matrosen ein, indeß Montague sogleich ehrerbietig das Commando über die Flotte dem Herzog von York als künftigem Lord Großadmiral übergab. In Dover ward ausgestiegen. Hier umarmte der König mit Thränen des Danks und der Freude den alten redlichen Monk, seinen wahren Freund, der durch seine Klugheit und sein uneigennütziges Bemühen in wenig Monaten drei Reiche

beruhigt hatte, die fast 20 Jahre lang durch alle Gattungen bürgerlichen Elends zerrüttet worden waren.

9.

Karl II.

(1660 — 1685.)

Karl II. war dreißig Jahre alt, da er zum Throne gelangte. Ein schönes männliches Aeußeres, artige Sitten, Leutseligkeit und ein leichtes heiteres Temperament erhöhten die Neigung des Volks für ihn, die seine rührenden Schicksale ihm bereits erworben hatten. Noch lange hallten im Reiche die ersten Anklänge der allgemeinen Freude nach, ja sie wurden noch verstärkt, da man sah, daß der neue Regent die achtungswürdigsten Männer des Königreichs in seinen Staatsrath nahm, und besonders den allverehrten Lord Hyde, Grafen von Clarendon, zu seinem ersten Minister machte, auch den treuen Monk zum Herzog von Albemarle erhob. Hingerichtet wurden nur diejenigen, welche das Parlament selbst des Todes würdig sprach, und dies Loos traf nur 6 oder 8 von den unmittelbaren Mördern des vorigen Königs. Cromwels Leichnam ward aus seiner Gruft gerissen, an den Galgen gehängt, und dann unter demselben eingescharrt.

Die ersten Verrichtungen des neuen Parlaments bestanden in der Festsetzung der Einkünfte der Krone. Und so wirksam ist die persönliche Zuneigung der Unterthanen zu einem Regenten, daß man diesem Karl mehr bewilligte, als jemals ein König

von England eingenommen hatte, nämlich 1,200,000 Pf. und zur Unterhaltung der Flotte 800,000. Und nicht nur die Hälfte der sämmtlichen Accisegefälle, sondern auch das Pfund- und Tonnengeld, das man seinem Vater so hartnäckig verweigert hatte, war hierunter begriffen. Das Heer wurde abgedankt, bis auf 5000 Mann, die als Garnisonen im Lande vertheilt wurden. Die Verfassung war noch nicht fest genug, um eine große Armee ohne Furcht beisammen erhalten zu können, auch möchte es auf die Länge wohl am Solde gefehlt haben. Hierauf ward durch Clarendons Klugheit der Religionsstreit beigelegt, und die Episcopalkirche, als die ehemals herrschende, wieder eingesetzt, doch mit vielen Vergünstigungen zum Besten der Presbyterianer; die jetzt, da keine politische Triebfedern sie mehr in Spannung erhielten, mit dieser Einrichtung still vorlieb nahmen. Auch die Schotten legten sich zum Ziele, da man ihnen Toleranz versprach, und erschöpft von so langen Convulsionen ließen sie sich jetzt ohne Murren den ehemals so wüthend vertheidigten Covenant aus den Händen winden, und wiederriefen willig alle die Edicte, die sie seit 1633 gegen die Regierung hatten ausgehen lassen. Nur der Graf von Argyle, die Seele aller schottischen Volksaufstände, und ein unsinnig fanatischer Priester wurden hingerichtet. Ja so sehr verabscheute man die mögliche Wiederkehr der erlebten Gräuel, daß das londoner Parlament in einer eigenen Akte jeden für einen Hochverräther erklärte, der jemals wieder von Gefangennehmung oder Anklage des Königs sprechen, oder eine Republik zurückwünschen werde. Jedermann

dankte dem Himmel so innig für die endlich wieder gewonnene Sicherheit und Ruhe, daß sich selbst da niemand regte, als über 2000 presbyterianische Pfarrer ihre Stellen verließen, weil sie das neue Concordat nicht hatten unterschreiben wollen. Der König beschloß hierauf seine völlige Einbürgerung in dem neu erworbenen Lande damit, daß er eine portugiesische Prinzessin heirathete (1662), die ihm die Festungen Tanger in Afrika, und Bombay in Ostindien, und eine baare Mitgift von 300,000 Pf. Sterl. mitbrachte.

Zu der Bemerkung eines berühmten Schriftstellers, daß die Geschichte die vortreflichste, aber zugleich die am schlechtesten befolgte Lehrerin der Fürsten sey, hat nicht leicht ein Monarch ein treffenderes Beispiel gegeben, als Karl II. Wie vorsichtig, ernst und nachdenkend, sollte man meinen, hätte ihn nicht sein und seines Vaters Schicksal machen sollen! Welch ein Eindruck dessen, was er erlebt hatte, mußte nicht in ihm zurückgeblieben seyn! Aber von dem allen — nichts. Sein angeborner Leichtsinn gewann bald so sehr die Oberhand über seine natürlich guten Anlagen *), daß er nur um des Genießens willen den Thron bestiegen zu haben schien. Die Einkünfte des Staats vergeudete er mit Maitressen und Schwelgern, das Parlament behelligte er nur mit Geldforderungen, um seine ungeheuren Schulden zu bezahlen, seine vormaligen Wohlthäter

*) Er war z. B. ein ungemein angenehmer Gesellschafter, weshalb ein witziger Kopf von ihm urtheilte, er habe nie etwas dummes gesagt, und nie etwas kluges gethan.

belohnte er mit Undank, um die Regierung bekümmerte er sich wenig, und als er zuletzt gar noch seinen treusten und einsichtsvollsten Minister, Clarendon, abdankte, (1667) fiel er in die Hände solcher Rathgeber, die recht eigentlich darauf hinzuarbeiten schienen, ihm das Schicksal seines Vaters zu bereiten. Dies waren die fünf Lords, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, die 1670 zu Gliedern des Staatsraths gemacht wurden, und diesem Collegium bei dem Volke den Namen der Cabal zuzogen, den ein witziger Kopf aus den Anfangsbuchstaben jener fünf Namen zusammengelesen hatte. Das Haupt dieses Ministeriums war Lord Ashley, nachheriger Graf von Shaftesbury, ein Mann von großer Kraft und starken Leidenschaften, der seine Kühnheit auch in Schriften verewigt hat, die das Heiligste jener Zeiten, die Wahrheit der christlichen Religion, angreifen. Er predigte, unterstützt von seinen vier Kollegen, dem Könige unaufhörlich vor, daß man nichts angelegentlichers zu thun habe, als das, was in Frankreich Richelieus und Mazarins eifrigstes Streben gewesen sey, nämlich die Krone so souverän als möglich zu machen. Jetzt zwar stelle sich das Parlament noch freundlich an, allein bald werde es den gewohnten Trotz wieder hervorsuchen, und die Parthei des Volks gegen den König ergreifen, so daß an Einheit in der Regierung und an Ruhe im Lande nicht eher zu denken sey, als bis die Autorität des Parlaments gänzlich zernichtet liege. Was auch etwa diesen Ideen Wahres zum Grunde gelegen haben mag, so war doch Karl II. der Mann nicht darnach, und eben so wenig erlaub-

ten es die Zeiten, ein so bedenkliches Werk zu unternehmen. Mit fünf Ministern überdies war es gar ein abgeschmacktes Beginnen, wie sich auch bald genug zeigte, da einer mit dem andern zerfiel, der König sich keinem ganz hingeben wollte, und der Anführer Shaftesbury zuletzt vor Verdruß gar zur Oppositionspartei überging. Doch waren aus diesen Bestrebungen der Cabal schon wichtige Unternehmungen entsprungen, besonders das Bündniß mit Frankreich gegen Holland *) (1670), zum großen Verdrusse der englischen Nation, die zuletzt die Kriegssteuern verweigerte, und den König zum Frieden, zu Breda, zwang (1674). Auch den Katholicismus suchte die Cabal als die beste Basis, worauf jene Souveränetät aufgebaut werden könnte, wieder hervor, diesen Hauptbrennstoff aller der Kriegsflammen, die England und Schottland in den letzten 30 Jahren verheert hatten. Der König neigte sich auch, als die Wollust ihn ausgemergelt hatte, auf die Seite der Katholiken hin, Jesuiten bekamen Einfluß in London, die Königin hielt sich katholische Seelsorger, des Königs Bruder, Herzog von York, ein Schwachkopf von großem Dünkel, trat öffentlich zu dieser Confession über und machte Proselyten, und endlich ging eine allgemeine Toleranzakte zum Besten der Katholiken aus (15. März 1672). Jetzt schwieg das Parlament nicht länger. Die Akte mußte zurückgenommen werden, eine Bill, die

*) Karl II. hatte dem französischen Könige angeboten, sich der spanischen Niederlande zu bemächtigen, wenn er ihn die Holländer wollte züchtigen lassen. Ludwig wollte nicht.

Testakte, ward dagegen ausgestellt, die jeden Katholiken, ja jeden Zweifler an der Transsubstantiation, von der Bekleidung öffentlicher Aemter ausschloß, mithin auch den Bruder des Königs der Nachfolge für unfähig erklärte, und 1679 mußte der König gar eine Akte genehmigen, vermöge welcher kein freier Engländer mehr durch einen willkührlichen Befehl sollte verhaftet werden können. Dies ist die berühmte Habeas corpus Akte, ein wichtiges Document der englischen Freiheit.

Von all der Liebe, mit welcher die Nation vor 20 Jahren ihren König bewillkommt hatte, war in den letzten Jahren seiner Regierung auch die letzte Spur verschwunden. Mehrere Versuche, die er zu spät machte, um sie wieder zu gewinnen, waren nur schimpfliche Zeugen seiner Schwäche und seiner Reue. Da er keine Kinder hinterließ, so war sein allverhaßter Bruder Jakob, Herzog von York, sein nächster Erbe, allein das Parlament hatte sich schon so stark gegen denselben erklärt, durch eine förmliche Ausschließungsbill, daß kaum zu hoffen war, man werde ihn ruhig den Thron besteigen lassen. Vielmehr dachte man an dessen zwei älteste Töchter, Maria und Anna, die noch beide in der protestantischen Religion erzogen waren, und von denen die älteste seit 1677 an den treflichen Prinzen Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, die zweite seit 1684 an den Bruder des Königs von Dännemark vermählt war. Schon sah man zwei Factionen im Reiche, die sich einander mit den Schimpfnamen Whigs und Torys belegten. Den ersten Namen erhielt die Volks-,

den zweiten die Hofparthei. Jener war zuerst den ehemaligen fanatischen Conventikelbrüdern in Schottland, dieser den papistischen Metzlern in Irland gegeben worden. Zuletzt dachte Karl noch darauf, sich durch Bündnisse mit auswärtigen Mächten ein Ansehn zu geben, allein diese Mächte selbst verachteten ihn, weil sie seine Unbeständigkeit kannten. Er konnte auch bei dem Zweispalte, nach außen nicht wirken, weil das Parlament die Geldbewilligungen hätte geben müssen, Karl es aber nicht berufen mochte. Gegen das Ende seines Lebens kam es noch zu heftigen Unruhen, allein die Scheu des Volks vor größern Uebeln, und die kleine Garnison in des Hofes Diensten ließ es zu keinem förmlichen Aufstande kommen, ungeachtet mehrere trefliche Häupter der Volksparthei (Whigs), Rußel, Hämden, Algeron, Sidney und Essex, die sich geheimer Conspirationen verdächtig gemacht hatten, in den Straßen von London hingerichtet wurden. Endlich starb der König nach einer kurzen Krankheit, (6. Febr. 1685) die der mißtrauische Geist der Volksparthei sogleich den Katholiken zuschrieb, und jeder stand in ängstlicher Erwartung, was nun geschehen werde.

10.

Jakob II.

(1685 — 1688.)

Indessen ist ein unzufriedenes Volk nicht gleich ein rebellisches, vielmehr hält das Bewußtseyn der

Uneinigkeit, die Ungewißheit des Ausgangs und die Furcht vor größeren Uebeln, lange von offenen Angriffen auf die bestehende Verfassung ab. So wollten es auch hier die Engländer mit dem neuen Könige zum wenigsten erst versuchen, und wirklich trat derselbe die Regierung mit einer Rede im Unterhause an, die so voll von großmüthigen Versprechungen war, daß jedermann wieder Muth und Hofnung faßte. Aber ach! das war nur eine schöne Deklamation gewesen, denn aus den ersten Handlungen dieses starrsinnigen, unklugen Königs ging sogleich hervor, daß er es darauf angelegt habe, die beiden Heiligthümer, um deren willen die Nation bisher Blut und Vermögen aufgeopfert hatte, Religions- und bürgerliche Freiheit, von Grund aus zu zernichten. Er schickte Gesandte an den Papst, ihm sein Reich zu unterwerfen, er besuchte im Angesicht des Volks die Messe, welches sein Bruder niemals gethan hatte, er umschanzte sich mit Jesuiten, machte bekannt, sein Vorgänger sey in der katholischen Religion gestorben, und das alles mit einer Zuversicht, als wüßte er die Geschichte seines Vaters gar nicht, als hätte er nicht selbst ein Flüchtling in fremden Landen herumirren müssen. Selbst der Papst, ja der herrische Ludwig XIV., der sich doch so viel erlaubte, fand für gut, ihm Mäßigung anzurathen.

Dies Verfahren vernahm der Herzog von Monmouth, ein unehelicher Sohn Karls II., der sich damals in Holland aufhielt, mit großer Freude. In der sichern Erwartung einer allgemeinen Unzufriedenheit mit Jakob II., und im Vertrauen auf seine

eigene Popularität, hatte er längst alles vorbereitet, um mit einer kleinen Mannschaft an der westlichen Küste von England zu landen, wo ihm, wie er hoffte, bald alles Volk zulaufen werde. Er kam, und bemächtigte sich mehrerer Städte, aber man hörte in London nicht sobald von dem Aufstande, als der König ihm seine Truppen entgegenschickte, die mit den ungeübten Rebellen bald fertig wurden, und den verwegenen Herzog selbst gefangen nach London brachten. Dieser zeigte sich in allen übrigen Dingen als einen so gutmüthigen Mann, und sein übereilter Versuch hatte so sehr das Ansehn eines leichten Jugendstreichs, daß jedermann glaubte, Jakob werde dem Sohne seines Bruders verzeihen. Monmouth selbst bezeigte so viel Liebe zum Leben, und bat so rührend um Vergebung, daß jeder andere den ganz unschädlichen Mann mit leichtem Muthe begnadigt haben würde. Aber Jakob war unerbittlich. Der arme Monmouth starb nicht nur (und zwar unter unsäglichen Martern) auf dem Blutgerüst, sondern das Kriegsgericht erhielt auch den Auftrag, in den Gegenden, wo Monmouth durchgekommen, die strengsten Nachforschungen über dessen Anhänger anzustellen, und dieselben unmittelbar zu bestrafen. An der Spitze der Untersucher standen der Oberst Kirke und der Richter Jefferies, zwei der heillosesten Unmenschen, die jemals Recht gesprochen haben. Unter ihren blutdürstigen Händen starben mehr als drittehalbhundert Menschen, und das Gerücht von ihren Barbareien erfüllte das ganze Land mit Abscheu gegen sie und ihren Meister, der ihr Verfahren vollkommen gebilligt hatte.

Da dieser Jakob bis jetzt noch immer Unterwürfigkeit gefunden hatte, so glaubte er zuletzt der Behutsamkeit gar nicht mehr zu bedürfen. Er versammelte am 9. Nov. 1685 ein Parlament, eröffnete es mit einer trotzigen Rede, und machte bekannt, daß er bereits viele Katholiken zu Officierstellen befördert habe, und sie künftig auch unbedenklich zu allen andern Stellen, Trotz dem Gesetze, zulassen werde. Das Oberhaus wagt einen Einspruch gegen diese Neuerung, der zornige König prorogirt darauf das Parlament, und da es die Vorstellung nicht zurücknimmt, hebt er es gänzlich auf, und erklärt, daß er künftig ohne Parlament regieren werde.

Damals ward in Frankreich eben die Aufhebung des Edicts von Nantes publicirt, und von den Flüchtlingen, die in dieser Noth ihr Vaterland verließen, strömten allein gegen 50,000 nach England hinüber. Jakob nahm sie auf, und wies ihnen Wohnplätze an, aber jedermann hielt dafür, daß er sich diesmal nur verstelle, da er zumahl fast um eben diese Zeit gegen 4 bis 5000 reformirte Soldaten aus seinem Heere entließ, die dadurch zu Bettlern wurden, und zum Theil in den Straßen von London Hungers starben. Man kann denken, wie die grauenvollen Erzählungen der eingewanderten Franzosen das Mißtrauen der Engländer gegen ihren König erhöht haben werden, der noch viel bigotter, und noch viel hartherziger als der König der Franzosen war.

Kaum hatte er also ein halbes Jahr den Thron besessen, als er ihn schon weit ärger verwirkt hatte, denn sein Vater in zwanzig Jahren. Die Protestanten sahen alle Gewalt in den Händen ihrer bittersten

Feinde, Jakob lag ganz in den Banden seiner erzkatholischen Gemahlin und des Paters Peter, eines eifrigen Jesuiten, und litt keinen Nichtkatholiken mehr in seiner Nähe. Fast seine ganze Regierung bestand in einer Reihe wüthender Angriffe auf alles, was seinen Unterthanen werth und heilig war. Er errichtete sogar wieder ein geistliches Tribunal nach Art der ehemals so verhaßten hohen Commission, und ließ durch dasselbe jeden Geistlichen absetzen, der gegen den Katholicismus predigte. Den Universitäten drang er allverhaßte Katholiken zu Lehrern und Vorsitzern auf. In Irland, wo der größte Theil der Einwohner katholisch war, wurden die Reformirten fast geradezu wie Ketzer verfolgt. Und in England, wo die Katholiken nicht den hundertsten Theil des Volks ausmachten, hatte Jakob schon die Frechheit, zu erklären, strenge Gewalt wolle er gegen die Protestanten gerade nicht brauchen.

Er rückte indessen mit seinem jesuitischen Uniformationsplane immer deutlicher hervor. Im Frühling 1688 schmiedete er eine neue Akte zur Begünstigung der katholischen Religion, und befahl allen Predigern, dieselbe von den Kanzeln abzukündigen. Bescheiden kommen 6 Bischöfe gegen diese Zumuthung ein, aber sie werden sogleich vor das neue geistliche Tribunal gefordert, und von da in den Tower gebracht. Dieser Schritt erregte allgemeine Niedergeschlagenheit. Das Volk versammelte sich schaarenweise in den Straßen und am Ufer der Themse, und sah seine geehrten Lehrer traurig überschiffen. Noch mehr Antheil nahm es in den folgenden Tagen an ihrem Prozesse, der einem Ausschusse von

Pairs übertragen ward. Das Benehmen dieser Geistlichen war so exemplarisch, und ihre Antworten so befriedigend und so bescheiden zugleich, daß die Richter nicht umhin konnten, sie von der Schuld frey zu sprechen. Ein lauter Jubel erfüllte die Straßen von London, als dies Urtheil bekannt ward, allein Jakob, der dadurch nur mehr erbittert ward, erließ desto strengere Drohungen gegen alle Geistliche, die sein Edict nicht vorlesen würden.

Eins hatte bisher die duldende Nation getröstet, und sie ruhig gehalten, die Aussicht auf dieses verhaßten Königs Tod, nach welchem seine reformirte Tochter, die Prinzessin von Oranien, ihm folgen mußte, da er trotz seinen unablässigen Gebeten, keinen männlichen Erben hatte erlangen können. Aber die Nachricht, daß ein Prinz von Wales geboren sey (10. Jun.), vereitelte diese Hoffnung. Ein dumpfes Gemurmel lief durch das ganze Land, und bald verbreitete sich ein Gerücht, das jeder emsig annahm, der Knabe sey untergeschoben, damit die Regierung nicht in reformirte Hände kommen solle. Viele Lords entfernten sich heimlich, und gingen nach Holland über, von andern erhielt der Prinz schriftliche Aufforderungen, sich der gedrückten Nation anzunehmen; in ganz England war nur eine Stimme (denn vor dem gemeinsamen Interesse verstummte aller Partheienzwist) eher wollte man alles dulden, als diesen Kronprinzen.

Wilhelm III., den wir schon als einen großen Feldherrn kennen, begegnete treflich dem so gestimmten Volke. Unter dem Scheine, als gälte es Frankreich, seinen beständigen Gegner, rüstete er eine an-

sehnliche Flotte aus, und schloß mit vielen Reichsfürsten das oben erwähnte große Bündniß zu Augsburg. Ludwig XIV. selber ward eine Zeitlang getäuscht, doch als er endlich die wahren Absichten Wilhelms entdeckte, eilte er, Jakoben von der nahen Gefahr zu unterrichten, und ihm ein Schutzbündniß anzubieten. Denn eine Verbindung Englands und Hollands mußte dem französischen Könige, der eine Seemacht haben wollte, höchst zuwider seyn. Aber Jakob, der so etwas von seinem Schwiegersohne Wilhelm gar nicht glauben konnte, sah in den Warnungen der Franzosen nur die boshafte Absicht, ihn in einen Bruch mit den Holländern zu verwickeln, und lehnte alle Anträge zu noch so freundschaftlichen Bündnissen ab. Ja er fuhr nur desto eifriger fort, seine Maaßregeln durchzusetzen. So versammelte er unter andern im August 1688 seine ganze, auf 30,000 Mann erhöhte Armee zu einer Musterung vor den Thoren von London, wobei er zugleich die Absicht hatte, die Akte, die allen Katholiken den Weg zu den höchsten Ehrenstellen öfnen sollte, vom Militär sanctioniren zu lassen. Zu dem Ende mußte zuerst ein Bataillon hervortreten, worauf ein Officier die Akte vorlas, und dabei befahl, daß jeder, der sie nicht anerkennen wolle, die Waffen niederlegen solle. In einem Augenblick lagen fast alle Gewehre auf der Erde. Der König entfärbte sich und schwieg eine Weile; dann befahl er ihnen, die Waffen wieder aufzunehmen, und ging zuletzt mit der trotzigen Aeußerung weg, er werde ihnen künftig die Ehre nicht mehr anthun, sie zu ragen.

Der 23. Sept. (1688) war endlich der Schreckenstag, an welchem er durch einen Brief seines Gesandten aus dem Haag die sichere Nachricht von dem Landungsproject seines Eidams erhielt. Vor Entsetzen fiel ihm das Blatt aus der Hand. Nun sah er erst, was er gemacht hatte. In der Angst nahm er alle die Verordnungen schnell zurück, die ihm den Haß des Volks so sehr erregt hatten, allein dadurch machte er sich aus einem gefürchteten Tyrannen nur zu einem verächtlichen. Da er sich nie einem braven Minister anvertraut hatte, so ließen diejenigen, die um ihn waren, ihn nun entweder gleich im Stich, oder führten ihn durch verkehrte Rathschläge irre. Indessen fuhr Wilhelms wohlgerüstete Flotte am 21. Nov. in bester Ordnung von Helvoetssluis ab, durchstrich ohne Anfechtung den Kanal, und landete an der Westküste von England. Beide Ufer, das englische und das holländische, waren mit unzähligen Zuschauern bedeckt. Auf dem einen entließ man den allverehrten Helden mit Glückwünschen, auf dem andern hieß man ihn mit freudigem Zuruf willkommen. Er marschirte sogleich auf Exeter los, und alles empfing ihn als den Retter des Vaterlandes. In diesen Gegenden, dem Schauplatz der königlichen Gräuel, die Monmouths Aufruhr verursacht hatte, sprach man nicht anders als mit Abscheu von dem dumpfsinnigen Tyrannen. Ein Manifest ging dem Heer voraus, in welchem alle Beschwerden der Nation gegen Jakob II. aufgezählt waren, und worin sich Wilhelm III. nur als einen Anwald derselben ankündigte, der gekommen sey, ein freies Parlament zu berufen, für die Freiheit und

Sicherheit der Nation zu sorgen, und die rechtmäßige Geburt des sogenannten Prinzen von Wallis zu untersuchen. Denn, hieß es, obgleich der König vor kurzem seine gesetzwidrigsten Edicte selbst zurückgenommen habe, so sey doch dieser plötzlichen Bekehrung nicht zu trauen, vielmehr müßten die Rechte der Nation auf eine nachdrücklichere Art, und für immer, festgestellt werden. Die übrigen Mächte, ihre Feindschaft gegen Frankreich richtend, sahen in Wilhelm den Erretter des festen Landes, und begünstigten sein Unternehmen.

Der König hatte sich indessen mit dem Heere nach Salisbury begeben. Alle Officiere sahen hier scharf auf ihn, und erwarteten seine Maaßregeln. Da sie aber wider Vermuthen den sonst so starrsinnigen Herrscher hier auf einmal so verwirrt, unentschlossen und furchtsam sahen, verließ ihn einer nach dem andern, ja einige führten ganze Regimenter mit sich zu den Holländern hinüber. Dies machte ihn so kleinmüthig, daß er das ganze übrige Heer entließ, nach London zurück eilte, und Gesandte mit Vergleichsvorschlägen an den Prinzen schickte. Allein dieser ließ sich auf nichts ein, sondern marschirte fortgesetzt auf London los. Eine Stadt nach der andern öffnete ihm freiwillig ihre Thore, und eine Menge der vornehmsten Lords vergrößerten seinen Zug. Alle Gouvernörs erklärten sich für den Prinzen. Jakob, von allen Guten verlassen, von übertriebenen Gerüchten geängstigt, von keinem als furchtsamen Katholiken umringt, die ihren Untergang vor Augen sahen, wenn sie ihren Feinden in die Hände fielen, ließ sich von diesen bereden, mit ihnen nach Frank-

reich zu entfliehen, sandte auch wirklich Weib und Kind voraus, und verschwand selbst bald nachher, in der Nacht des 12. Dec., ohne die mindeste schriftliche Anweisung zurückzulassen.

Diese Flucht erleichterte dem Prinzen Wilhelm von Oranien sein Geschäft. Auch der Pöbel wurde nun laut, und ließ seine Schadenfreude an den katholischen Kirchen, Meßgeräthen und Bildern aus. Des Königs Staatsrath ward gar nicht mehr geachtet, und eine militärische Schreckengewalt existirte nicht mehr. Den ärgsten Unruhen vorzubeugen, traten die vornehmsten Bischöfe und Peers zusammen, und hielten durch Hülfe der Londoner Stadtmiliz das Volk im Zaume. Endlich kam der Prinz mit seinen Holländern in der Hauptstadt an, von Hohen und Niedern freudig bewillkommt. Aber sehr zur ungelegenen Zeit erschien auch der entflohene Jakob wieder, den die Bürger in Feversham erkannt, angehalten, und nach London geschleppt hatten. Er war fast besinnungslos, dachte gar nicht mehr an die Möglichkeit einer Wiedereinsetzung, und sah nichts als das Schicksal seines Vaters vor Augen. Wilhelm III. benutzte diese Betäubung, indem er sie durch scheinbare Schreckmittel zu vermehren suchte. Er gab ihm eine starke holländische Wache, und befahl ihm in der Nacht, die Hauptstadt zu verlassen. Die Soldaten brachten ihn nach Rochester, und ließen ihn gern entwischen. So floh er dann zum zweiten Male, und erreichte diesmal glücklich die französische Küste (23. Dec. 1688). Ludwig XIV. nahm ihn zu St. Germain mit französischer Artigkeit auf, und gab ihm eine ansehnliche Pension bis an

sein Ende, (1704) allein der Geist schien so sehr von diesem Flüchtlinge gewichen zu seyn, daß er den französischen Hofleuten nur zum Gespötte diente.

Wilhelms Benehmen in dieser seltenen Lage war dagegen so besonnen, als es von einem so treflichen Kopfe zu erwarten stand. Da ihm die allgemeine Neigung des Volks so freiwillig entgegenkam, so wollte er nicht als Eroberer erscheinen, sondern schien alles von der eignen Willkühr der Nation erwarten zu wollen; nur daß er ein neues Parlament berief, bei dem mit größter Unpartheilichkeit verfahren ward. Er selber besuchte die Sitzungen nicht, schmeichelte niemandem, machte sich keine Parthei, sondern verhielt sich wie ein leidenschaftloser Zuschauer. Seine Soldaten hielt er in der strengsten Zucht, und das Parlament bewilligte ihm dagegen zur Unterhaltung derselben und der Flotte eine Anleihe von 200,000 Pfunden. Gleich in den ersten Sitzungen erklärte das neue Unterhaus den Thron für erledigt, und einige Wochen später, nach heftigen Debatten, erkannte es ihm und seiner Gemahlin die Krone, ihm allein aber die Administration der Geschäfte zu (22. Jan. 1689). Nach seinem und seiner Gemahlin wahrscheinlich kinderlosem Absterben sollte die Prinzessin von Dännemark, Anna, seine Schwägerin, folgen. Mit der Krone zugleich übergab man ihm gleichsam als die Bedingung derselben, die sogenannte bill of rights *), in welcher auf das genaueste

*) Kraft dieser Parlamentsakte darf der König z. B. niemanden von den Gesetzen entbinden, kein besonderes geistliches Gericht einsetzen, keine Auflagen ohne Genehmigung des Parlaments ausschreiben, kein Heer

die Verhältnisse der königlichen und Volksgewalt bestätigt wurden.

II.

Wilhelm III.

(1689 — 1702.)

So waren also England und Holland unter einem Haupte vereinigt, mithin Ludwig XIV. der um diese Zeit seinen dritten Raubkrieg anfing, doppelt gefährlich. Um dem neuen Könige desto mehr zu schaffen zu machen, sandte dieser eine Flotte nach dem katholischen Irland über, in welchem Jakob noch viele Freunde hatte, und suchte dort eine Gegenrevolution zu erregen. Allein Wilhelm III. schlug mit seinem geübten Heere die Franzosen treflich, am Boynefluſſe, (1. Jul. 1690) und als sie im folgenden Jahre wiederkamen, wurden sie noch einmal bei Aghrim (13. Jul. 1691) zur See geschlagen, worauf sich die ganze Insel unterwarf, und Jakob II. sich niemals wieder sehen ließ. Schottland hatte sich gleich anfangs freiwillig dem neuen Herrscher unterworfen, und bei dieser Gelegenheit das Episcopat und alles Patronatrecht abgeschafft.

Wir wissen schon aus der französischen Geschichte, daß Wilhelm fast dies ganze Jahrzehend hindurch mit den Franzosen zu fechten hatte. Er brach-

---

in Friedenszeiten unterhalten ohne Bewilligung der Volksrepräsentanten: niemanden wegen allzu freier Reden im Parlament anderswo als bei dem Parlamente selbst belangen, und dem Volke ist es erlaubt, im Nothfall auch die Waffen gegen ihn zu ergreifen.

te daher gewöhnlich die Sommermonate bei der Armee in Holland, und nur die Winterszeit in London zu. Die englische Flotte gewann in diesen Feldzügen manchen rühmlichen Sieg. Im Innern des Landes wuchs bei völliger Freiheit und Sicherheit der gesunkene Wohlstand wieder, der Handel ward allgemeiner, die berühmte Londoner Bank ward angelegt (1694); die ostindische Kompagnie erweitert, und jetzt zuerst fingen die Engländer an, von einem Einflusse auf den Continent zu sprechen, wovon man bisher noch nichts gewußt hatte.

Als darauf mit dem Ende des Jahrhunderts der gewaltige spanische Successionskrieg ausbrach, ward auch England darein verwickelt, wie an seinem Orte mit mehrerem erzählt werden soll.

12.

Englands Cultur im siebzehnten Jahrhundert.

Die bisherigen Erzählungen könnten schon ziemlich hinreichen, uns ein ungefähres Bild von der geistigen Aufklärung des englischen Volks in dem gegenwärtigen Zeitraume zu geben. Ueberall finden wir noch die widerlichsten Spuren der Rohheit und der Unwissenheit, und das eine große Thema, welches noch alle Köpfe beschäftigt, ist die Wahrheit der angenommenen Religion. In solchen Zeiten des religiösen Enthusiasmus ist es gewöhnlich, daß einzelne lebhafte Köpfe, denen die gemeine Meinung nicht genügt, sich ihr Glaubenssystem noch beson-

ders ausschmücken, und in Verbindung mit andern Gleichgesinnten, kleinere Secten bilden. Dergleichen Secten entstanden auch damals in England, und die merkwürdigsten derselben sind die Quäker, die Rosenkreuzer und die Freimaurer.

Die ersten verdankten ihren Ursprung einem aus der Lehre entlaufenen Schusterburschen, Namens George Fox, (geb. 1624) den eine frühere Beschäftigung mit religiösen Geheimnissen zu einem solchen Enthusiasmus erhitzte, daß er sich zu einem Reformator berufen fühlte. Um alle irdische Gedanken aus seinem Kopfe zu verbannen, verließ er alle seine Bekannten, ging in die Fremde, hielt sich an keinem Orte lange auf, um nirgends neue Bekanntschaften zu machen, brachte ganze Tage mit seiner Bibel in Wäldern, ja in hohlen Bäumen zu, und unterhielt sich einzig mit Gott. Es währte nicht lange, so glaubte er die nämlichen Offenbahrungen zu erhalten, die Gott ehedem seinen heiligen Werkzeugen mitgetheilt habe, und nun ging er als Apostel zu den Menschen zurück. Er lehrte gänzliche Versenkung der Seele in Gott, Ertödtung des äußern Menschen, völlige Freiheit und Gleichheit, und Verachtung aller äußern Ehre, ja alles äußern Gottesdienstes. Es fehlte ihm nicht an Anhängern, ja seine Secte dauert noch jetzt fort. Den Namen Quäker (Zitterer) haben sie von den Spöttern erhalten, die das begeisterungsvolle Verdrehen der Augen und Erzittern aller Glieder ins Lächerliche zogen. Die guten Leute stießen so sehr gegen alle bestehende Ordnung an, daß sie oft heftig verfolgt wurden. Sie schimpften auf die Prediger und den öf-

fentlichen Gottesdienst, nannten alle Leute Du, bedienten sich keiner andern Anrede als „mein Freund,“ erklärten das Kriegführen für Sünde, wollten keinen besondern Feiertag haben, ja die gewöhnlichsten Sakramente abgeschaft wissen, und dergl. In der Kleidung beobachteten sie dieselbe Einfachheit. Kein unnützer Knopf darf an derselben zu finden seyn. In ihren Versammlungen kann jeder auftreten, dem der Geist etwas eingiebt, selbst die Weiber. In ihrer Moral suchen sie im eigentlichsten Sinne der Forderung Jesu nachzukommen: Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so halte ihm die linke auch hin. Im Handel schlagen sie nicht einen Pfennig vor, und dies dürfte leicht die löblichste ihrer Sitten seyn.

Der Name Rosenkreuzer kommt zuerst um das Jahr 1610 vor. Vermuthlich entstanden sie aus den Enthusiasten, die die Wiederkehr Christi als Weltrichters damals nahe glaubten, und sich seines Reiches durch besondere Heiligkeit würdig machen wollten. Sie sprachen in lauter Redensarten aus dem alten Testament, besonders hörte man sie viel von Wiedererbauung des Tempels Salomonis reden. Nachdem sie gar zu viel Gelächter erregt hatten, sonderten sich die Ernsthafteren von ihnen ab, und vereinigten sich in eine neue Gesellschaft, in welcher sie das Gute der Rosenkreuzer beibehalten, und dem Ganzen einige wohlthätige Zwecke unterlegen wollten. So entstanden die Freimaurer, deren erste Loge 1650 zu London eröfnet ward. Der Name soll spätern Ursprungs seyn, und von einem gewissen Wilhelm Mason herrühren, welches Wort im Engli-

schen einen Maurer bedeutet. Doch liegt die Geschichte dieser Gesellschaft noch sehr im Dunkeln. Daß der Orden noch jetzt existirt, verdankt er theils dem mächtigen Hange aller Menschen zum Geheimnißvollen, theils den Abzeichen und Würden, womit er (wenigstens auf Stunden) den Ehrgeiz und die Eitelkeit ausputzt, theils den geselligen Bequemlichkeiten und Ergötzungen, die man mit seinen Geheimnissen in eine reizende Verbindung zu bringen gewußt hat.

Alle Schwärmer jener Zeit kamen darin überein, daß sie die Gelehrsamkeit verachteten, und die Künste für gottlos erklärten. Während der Republik waren alle Schauspiele abgeschaft, und Karls I. schöne Gemäldesammlung ward um ein Spottgeld verkauft. Man könnte also diese Periode mit Recht die barbarische nennen. London war damals noch eine höchst unreine, ekelhafte Stadt, voll enger Gassen, und finsterer, hölzerner Häuser. Ein ungeheurer Brand, der am 3. Sept. 1666 in eines Bäckers Hause ausbrach, und erst nach 3 Tagen inne hielt, nachdem er gegen 400 Straßen und 13,000 Häuser in Asche gelegt hatte, gab Veranlassung zu einer beträchtlichen Verschönerung der Stadt. Gegen das Ende des Jahrhunderts erhielt sie erst eine nächtliche Straßenerleuchtung.

Policei und Gesetzgebung waren noch sehr mangelhaft. Wie gut wars daher, daß die Religion noch stark genug war, beide zu ersetzen. Eine stehende Armee in Friedenszeiten hielt man damals noch so gefährlich für die Freiheit der Nation, daß selbst der so hochgeachtete Wilhelm III. ihr entsagen mußte. Die englische Flotte bestand unter diesem

Könige aus 173 Schiffen, die mit 42,000 Seeleuten bemannt waren. Damals handelte man auch schon fleißig mit Pensylvanien und Karolina, wohin sich zur Zeit der englischen Unruhen viele Unzufriedene als Kolonisten begeben hatten.

Trotz der Barbarey dieses Jahrhunderts war doch England dazu ausersehen, einige der treflichsten Genies in demselben hervorzubringen. Des Schotten Napier, des bewundernswürdigen Erfinders der Logarithmen, habe ich schon oben gedacht. Aber dieser war nur der Vorläufer eines weit größern Mannes, des unsterblichen Newton, *) dem die Mathematik und die Naturlehre Entdeckungen verdanken, die in ihrer Art eben so unschätzbar sind, als die geographischen Entdeckungen eines Columbus. Wahrlich wunderbar hat doch der Weltregierer die Organe vertheilt, durch die er die Menschheit allmälig über sich selbst und die Welt aufzuklären beschlossen hat. Hier, von einem kleinen Orte (Wolstrop) in Lincolnshire, in einem Zeitalter der krassesten Barbarey, ging ein Mann aus, der eine ganze Welt erleuchten sollte. Schon als Jüngling ergriffen ihn die Werke der großen Mathematiker Kepler und Descartes so mächtig, daß er nichts als sie studiren mochte, und schon in seinem 24sten Jahre hatte ihn das unausgesetzte Nachdenken darüber auf die vorzüglichsten jener Entdeckungen geführt, die er in der Folge bekannt machte. Er erklärte zuerst das wahre Wesen der Farben und des Lichts, fand das Gesetz der Umwälzung der Weltkörper aus den zwei

*) Isaac Newton, geb. 1642, † zu London 1727.

Kräften der Schwere und der Anziehung, und ersann den Calcul des Unendlichen. Seine Werke machten ein Aufsehen in ganz Europa, auch sein Vaterland selbst verkannte seine Größe nicht. König Wilhelm III. machte ihn 1696 zum Münzwardein, und 3 Jahre nachher zum Münzmeister, mit einem ansehnlichen Gehalte, und von dieser Zeit an widmete er sich ganz dem Staate. Um jedoch noch etwas für die Wissenschaften zu thun, warf er sich — wiewohl mit minderm Glücke — in die Chronologie, und zuletzt versuchte er gar eine Erklärung der Offenbarung Johannis. Die Königin Anna machte ihn 1703 zum Präsidenten der londoner Akademie, und erhob ihn 1705 in den Ritterstand. Die größten auswärtigen Gelehrten suchten seine Belehrung. Er hatte dabei die Bescheidenheit einer Jungfrau und die offene Unbefangenheit eines Kindes. Liebe zum Gelde und zum weiblichen Geschlechte berührte ihn gar nicht. Er erreichte ein Lebensziel von 85 Jahren, unangefochten von Krankheit, die letzten 5 Jahre ausgenommen. Aber sein so früh angespannter Geist dauerte nicht so lange in seiner Stärke aus. Der große Mann verstand in seinem Alter die Werke selbst nicht mehr, die er in seiner Jugend geschrieben hatte. Dennoch ehrte die gerechte Zeitgenossenschaft das früh erworbene Verdienst auch in dem Greise. Sein Begräbniß war wie eines Königs. Der Kanzler und drei Pairs von England trugen den Thronhimmel über seinem Sarge, und in der Westminsterabtey, wo die Könige und die Größten des Landes ruhen, lieset man auch Newtons Grabschrift.

Früher als er, schon unter Karl I. machte der

englische Arzt Harvey die Entdeckung der Art und Weise des Blutumlaufs in den thierischen Körpern.

Auch einen großen Dichter brachte dies Zeitalter des Enthusiasmus hervor, und zwar, wie zu erwarten stand, einen religiösen. Johann Milton ist es, (geb. zu London 1608, † 1674) dessen verlornes Paradies unter den englischen Epopöen ungefähr denselben Rang behauptet, als unsers Klopstocks Messias unter den deutschen. Er war ein Mann von feurigem Geiste und zarter Empfindung, der nach einer sehr nützlich angewandten Jugend Frankreich und Italien durchreisete, und nach seiner Rückkehr die Studien sogleich wieder hervorsuchte, in denen er es schon vorher so weit gebracht hatte. Er las den Dante und Petrarca, den Homer und das alte Testament in der Ursprache, und die beiden letztern Werke wußte er fast auswendig. Dabei war er in der Musik und in der Reit- und Fechtkunst wohl bewandert. Während der Revolution trat er auf die Seite der Republikaner, und vertheidigte in mehreren Schriften den Königsmord. Unter Cromwels Regierung ward er Staatssekretär, und es gereicht Karln II. sehr zum Ruhme, daß er ihn nach seiner Thronbesteigung ungestraft durchschlüpfen ließ. Noch während seines Amts hatte er das Gesicht verloren, und nun mußten ihm seine Töchter zu Vorlesern und Schreibern dienen. Jetzt erst ging er an sein oben genanntes großes Werk, welches alle Arbeiten seiner jüngern Jahre weit hinter sich zurück ließ. Dennoch konnte ein Buchhändler nur mit vieler Mühe bewegt werden, 30 Pistolen dafür zu geben, auch fand es bei den Zeitgenossen nur wenig

Eingang. Der Dichter schrieb darauf ein Gegenstück zu demselben: das wiedergewonnene Paradies, das ihm noch besser gelungen dünkte, jetzt aber völlig vergessen ist. Den Werth des verlornen lernte, wie gewöhnlich, erst die Nachwelt schätzen, und seitdem hat es manchen londoner Buchhändler zu einem reichen Manne gemacht.

Auch einen treflichen komischen Dichter brachte die Regierung Karls II. hervor, den berühmten Verfasser des Hudibras, Butler. Auch Dryden ist ein geachteter Name. Das Zeitalter wär aber für solche Erscheinungen wenig empfänglich, und Karl II. wandte das Geld lieber an Maitressen, als an große Genies. Milton und Butler blieben ohne alle Unterstützung, und der Dichter Otway starb im eigentlichsten Verstande vor Hunger. (1685.)

IV.

Die übrigen Völker.

I.

Portugiesen.

Wir haben dies schnell verblühte Volk Th. VI. S. 122. unter spanischer Herrschaft verlassen, die den Geist desselben so gelähmt hatte, daß es fast um alle seine auswärtigen, ehemals so einträglichen Besitzungen gekommen war. Da Spanien zur Erhaltung seiner Herrschaft nichts nothwendigers zu thun hatte, als dies unruhige Volk so kraftlos als möglich zu machen, so war der Herzog von Olivarez, Philipps IV. despotischer Minister, besonders darauf bedacht, die reichen königlichen Domainen allmälig alle zu veräußern, damit die Portugiesen, selbst wenn sie sich losrissen, und einen andern König wählten, keinen Fonds mehr hätten, aus dem derselbe die Regierungsbedürfnisse bestreiten könnte. Allein diese List half ihm wenig. Der nächste Thronprätendent, Herzog von Braganza, besaß der Güter so viele, daß sie, im Fall er zum Thron gelangte, ihm statt der treflichsten Domainen seyn konnten. Zwar stellte der Minister auch ihm nach, allein dies beschleunigte nur den Ausbruch der Revolution. Ein

Aufruhr in Katalonien machte, daß man die spanischen Truppen im Hauptlande selber nöthig brauchte, dadurch ward Portugall ganz entblößt, und in Lissabon besonders war nicht ein einziger Soldat. So ward die Empörung leicht verabredet. An einem Tage (1. Dec. 1640) war in der Hauptstadt alles vollendet, der Herzog von Braganza unter dem Namen Johann IV. zum Könige ausgerufen, alle Hauptgebäude mit Portugiesen besetzt, alle spanische Wappen und andere Zeichen abgerissen, und alle spanische Schiffe im Hafen in Beschlag genommen. Nur 3 Personen kamen ums Leben. Dem Beispiel der Hauptstadt folgte mit raschem Vaterlandsgefühl in wenig Tagen das ganze Königreich. Olivarez kündigte seinem schlaffen Herrn die Sache als eine fröhliche Bothschaft an. „Sire, sagte er, der Herzog von Braganza hat sich erfrecht, sich zum König von Portugall erklären zu lassen; dadurch sind alle seine Güter Ew. Maj. heimgefallen." — „Gut, so laßt sie einziehen" erwiederte der König. Aber sie blieben uneingezogen.

Ein Krieg erhob sich freilich, allein da Spanien damals soviel mit Frankreich zu thun hatte, so konnte es gegen Portugall nur eine schwache Macht erübrigen, und Johann IV. wußte sich insgeheim durch tüchtige Bestechungen die spanischen Minister so zu Freunden zu machen, daß er wenig Soldaten brauchte. Er starb nach einer 16jährigen Regierung, (6. Nov. 1656) und hinterließ zwei Söhne, Dom Alfonso und Dom Pedro, von denen der erstere, ein Schwächling an Körper und Geist, nach ihm den Thron bestieg.

Daraus erwuchs eine neue Revolution, und zwar von lustiger Art. Man gab dem elenden Schatten-Könige eine französische Prinzessin aus dem Hause Nemours, Maria Franziska Elisabeth, zur Gemahlin, (1666) aber diese hatte nicht sobald ihren Gemahl und den neuen Hof kennen gelernt, als sie sich mit dem mißvergnügten Dom Pedro verband, wider Willen des Königs die Stände zusammenberief, die Minister vertrieb, und ihrem Gemahl wegen seiner gänzlichen Untauglichkeit feierlich die Ehe aufkündigte. (2. Nov. 1667) Die Stimmung des Volks begünstigte das rasche Unternehmen; nach mehreren Aufläufen mußte man den Bürgern versprechen, die Regierung dem Pedro zu geben. Diesen heirathete nun die junge, muthige Königin, (30. März 1668) indeß Alfons, der abgesetzte König, als Staatsgefangener nach einer der azorischen Inseln gebracht ward. Von da führte man ihn jedoch einige Jahre nachher, als nichts mehr von ihm zu besorgen war, wieder nach Portugall zurück, und quartirte ihn in ein kleines Landhaus in der Nähe von Lissabon ein, wo er, wohlbewacht, bis 1683 lebte.

Bis dahin hatten die versammelten Stände dem Don Pedro nur den Namen eines Regenten bewilligt. Als solcher schloß er 1661 einen Frieden mit Holland, in welchem Portugall Brasilien wieder erhielt, aber dafür 4 Millionen Crusaden zahlte. Der Krieg mit Spanien wurde (insgeheim mit französischer Hülfe) bis 1668 fortgesetzt, bis endlich in dem am 13. Febr. geschlossenen Frieden Portugall auch von Spanien als ein souveraines Reich anerkannt ward.

Nach Alfonsens Tode regierte der Infant noch 23 Jahre als König unter dem Namen Peter II., († 1706) doch ist in dieser Zeit in seinem kleinen Reiche nichts Merkwürdiges mehr vorgefallen.

2.

Spanier.

In Spanien regierte von 1621 bis 1665 Philipp IV. oder vielmehr sein Minister, der Herzog von Olivarez. Der letztere war ein kluger und unternehmender Mann, der nicht Willens zu seyn schien, seinem französischen Nebenbuhler Richelieu an Ruhme nachzustehen. Aber leider stand ihm von den Hülfsmitteln dieses Mannes fast kein einziges zu Gebote. Er fand sein Vaterland durch unglückliche Kriege und schlechte Regierungen im Innern verarmt und ausgesogen, und die Krone so tief verschuldet, daß kaum noch die Zinsen erschwungen werden konnten. Und doch hatte dieser Mann das unselige Gelüst, mit Richelieu auch in auswärtigen Unternehmungen wetteifern zu wollen. Darum mischte er sich in den 30jährigen Krieg, und fing mit Frankreich die lange Reihe von Kriegshändeln an, die wir schon oben berührt haben, und in denen doch Spanien fast immer den Kürzern zog, weil nach gerade seine letzten Hülfsquellen vertrockneten. Um die kleinste Unternehmung zu bewerkstelligen, mußten erst neue Anleihen gemacht, oder große Domainen verkauft werden, und doch brachte man nie soviel zusammen, daß einmal ein entscheidender Streich im Felde ausgeführt werden konnte. Ein Versuch des Ministers,

die Provinzen Aragonien, Katalonien und Navarra, die bisher fast steuerfrey gewesen waren, gleichfalls zur Theilnahme an der allgemeinen Bürde zu bewegen, lief so unglücklich ab, daß Spanien dadurch an den Rand des Untergangs gebracht ward. Weder die geforderte Anzahl Rekruten noch den aufgelegten Tribut wollten sie stellen, ja als die Katalonier hörten, daß Olivarez ihre Deputirten zu Madrid in Verhaft genommen habe, (1640) gerieth die Bürgerschaft von Barcellona, und bald darauf die ganze Provinz in Aufruhr: ja es war zu fürchten, daß die Gährung das ganze Land anstecken möchte. Zu allem Unglück riß sich gerade in demselben Jahre, da man mit den Franzosen und Kataloniern genug zu thun hatte, auch Portugall los, wie oben erzählt ist, und 1647 verursachten die übertriebenen Auflegen selbst auf die gemeinsten Bedürfnisse, auch in Neapel, das damals noch den Spaniern gehörte, einen blutigen Aufstand. Ein gemeiner Fischer, Thomas Aniello, (auch Masaniello genannt) dessen Frau gestraft worden war, dafür daß sie Mehl ohne Accise eingebracht hatte, führt einen Pöbelschwarm auf die Accisebuden los, ertrozt vom Unterkönige die Aufhebung aller seit Karl V. gemachten Auflagen, und macht sich an der Spitze von fast 100,000 Menschen zum uneingeschränkten Herrn der Stadt. Aber im Schwindel seiner neuen Größe beleidigt er seine Freunde, wird erschossen, (16. Jul.) noch im Tode gemißhandelt, und einige Tage darauf — so ist der Pöbel! — wieder als ein Heiliger verehrt. Kaum hat sich die Unruhe ein wenig gelegt, so begeht der Unterkönig die Dummheit, den

Brotpreis zu erhöhen, worauf der Aufruhr sogleich in viel mächtigern Flammen aus der Asche wieder hervorbricht. Diesmal zwingt das Volk einen edleren Mann, einen Fürsten von Massa, an die Spitze der Empörung zu treten. Dieser thut sein möglichstes, die Ruhe gütlich herzustellen, als eben eine spanische Flotte unter dem 18jährigen Don Juan d'Austria, einem natürlichen Sohne des Königs, im Hafen erscheint. Alles war schon auf gutem Wege, Gelindigkeit hätte die letzten Stürme vollends besänftigt, allein jetzt wollte der unvernünftige Vicekönig seine Rache an den Empörern kühlen. Unter dem Schein der Unterhandlungen werden die vornehmsten Häupter der Volkspartheі auf die Flotte gelockt, hierauf stürzen die spanischen Soldaten mit brennenden Fackeln auf die Stadt los, und fordern Uebergabe ohne alle Bedingung. (5. Okt.) Diese Arglist treibt die feurigen Italiäner zur Verzweiflungswuth. Ein Büchsenmacher, Gennaro Annese, übernimmt das Commando der Dissidenten, der Fürst von Massa wird als ein heimlicher Freund der Spanier hingerichtet, die Spanier werden glücklich zurückgeschlagen. Man will eine republikanische Regierungsform einrichten. Selbst der Adel willigt nothgedrungen in diesen Plan. Um eine mächtige Stütze gegen Spanien zu haben, bietet man dem Herzog Heinrich von Guise, der sich eben damals in Rom aufhielt, die Würde eines Generalissimus des neuen Freistaats an. Guise erscheint wirklich (19. Nov.) in Neapel, und wird mit Jubelgeschrey empfangen; vier Wochen später zeigt sich auch eine französische Flotte zu seinem Beistande, al-

lein man glaubt, Mazarin habe diesem Prinzen nicht wohl gewollt; genug, die Flotte verschwand wieder, Guise konnte außerdem auch die Forderungen des nach Brot schreienden Volks nicht befriedigen; die Häupter wurden, wie gewöhnlich, uneins; Mangel und Elend stiegen aufs äußerste. Guise wagte vergebens einen Ausfall auf alle spanische Posten. (Febr. 1648) Endlich erscheint ein neuer Vicekönig, Graf von Ognate; mit diesem unterhandeln die Häupter des Adels heimlich, lassen die Spanier bei einem Generalsturme (5. April) willig in die Thore ein, da eben Guise abwesend ist, und so wird das Land fast ohne Schwerdtstreich dem Hause Spanien erhalten. Guise wird bei seiner Rückkehr listig ergriffen, und ein langes Gefängniß folgte auf die kurze Herrschaft.

Daß Spanien in seinen übrigen Kriegen so glücklich nicht war, wissen wir schon aus der französischen Geschichte. Das Geschrey der Unterthanen über den allzu herrschsüchtigen Minister nahm so zu, daß der König endlich gezwungen ward, darauf zu achten. Olivarez mußte abgehen, (1643) und seinem Neffen Don Ludwig de Haro, seine Stelle überlassen, der allerdings milder, aber auch weniger kraftvoll und entschlossen war. Er endigte den niederländischen Krieg im westphälischen Frieden mit großem Verluste, denn er erkannte die Unabhängigkeit der 7 vereinigten Provinzen und ihr Recht auf alle ihre auswärtigen Besitzungen an. Mit Frankreich mußte leider noch 11 Jahre gefochten werden, und doch war der pyrenäische Friede (1659) so unvortheilhaft. Den katalonischen Aufstand konnte man

auch erst 1652, und zwar größtentheils durch Nachgeben dämpfen. Noch schlug man sich mit dem französischen Feldherrn Schomberg in Portugall herum, als Philipp IV. starb. (17. Sept. 1665.)

Jetzt beginnt eine der traurigsten Perioden der spanischen Geschichte. Nichts als Bilder des Elends; überall der tiefste, schrecklichste Verfall! Karl II. der junge Thronfolger, war ein vierjähriger Knabe, so schwächlich, daß der benachbarte französische König schon auf seinen Tod lauerte. Die Mutter sollte Regentin seyn, entzweite sich aber unverständig mit den Edelsten des Landes, und machte ihren Liebling, einen deutschen Jesuiten, Pater Neidhart, zum Großinquisitor und zu ihrem Gewissens- und Kabinetsrath. Bis zum Frieden mit Portugall (auch kein geringer Verlust!) ging noch alles gut, aber nun brach die Unzufriedenheit der Großen öffentlich aus. Don Juan d'Austria rückt mit Truppen vor Madrid, und zwingt die Königin, ihren allverhaßten Beichtvater fortzuschicken (1669). Aber was half das? Neidharts Stelle nahm bald ein anderer Günstling ein, der eben so wenig helfen konnte, und als endlich der großjährige, aber doch bis an sein Ende höchst schwache König Karl II. selbst die Regierung übernahm, wurde es nicht besser. Das Elend des Landes war damals so groß, daß es in vielen Gegenden gar kein gemünztes Gold oder Silber mehr gab. Eine Zeitlang behalf man sich mit Kupfergeld, und als auch dies ausging, mußte man Sachen gegen Sachen austauschen. Die Hofbedienten erhielten jahrelang keine Besoldung, ja es fehlte oft an Speisen für ihren Tisch. Man sah kö-

nigliche Lakaien ihre Livereien ausziehen und verkaufen, um nur nicht Hungers zu sterben. Nachdem der König seine besten Domainen veräußert hatte, fand er so wenig Kredit, daß er kaum noch zu funfzehn Procent Geld geliehen bekommen konnte. Wahrlich unter solchen Umständen war es doppelt leicht für Ludwig XIV., dies hülflose Reich dreimal hinter einander so heftig anzugreifen, und nun wird man es sehr begreiflich finden, warum das arme Spanien im Nimwegischen Frieden so schlecht wegkam (1679). Und doch mußte es bald nachher noch einen achtjährigen Krieg (1689 — 1697) aushalten! Nur die Religion, deren Kraft sich in solchen Drangsalen wunderbar verstärkt, konnte das gepreßte Volk in seinem Elende aufrecht erhalten. Die Künste, die den Glücklichen das Leben erheitern, verstummten in Spanien ganz: Dummheit und Ignoranz drückten die trägen Gemüther nieder, und selbst der Handwerksfleiß, zu wenig durch Beispiel ermuntert und durch Absatz belohnt, ermattete und verschwand.

3.

Holländer.

Dies Volk haben wir schon oben in der französischen Geschichte als eins der betriebsamsten und bedeutendsten Völker des 17. Jahrhunderts kennen gelernt. Nicht genug, daß es sich nach einem 80jährigen Kampfe mit Spanien von der Herrschaft des letztern glücklich losgerissen hatte: das Haus Oranien, aus dem es seine Feldherren wählte, gebar in 4 auf einander folgenden Generationen lauter so er-

lesene Helden, daß dies allein schon hinreichend war, dies Jahrhundert zum glänzendsten für die holländische Geschichte zu machen. Wilhelm von Oranien, († 1584) Moritz, († 1625) dessen Bruder Friedrich Heinrich, († 1647) Wilhelm II., des Vorigen Sohn, († 1650) und Wilhelm III. († 1702) welch eine Folge von Männern im vollen Sinne des Worts!

Wir haben diese oranische Parthei im heftigen Kampfe mit einer demokratischen verlassen, die zuweilen durch einen kräftigen Großpensionär (Landsyndikus) von Holland sehr furchtbar wurde. So ein Mann war z. B. Oldenbarneveld (Th. VII.) der im Streite mit der oranischen Parthei sein Leben verlor. Desgleichen der eben so große Staatsmann Johann von Witt (S. oben S. 336) der das nämliche Schicksal hatte. Das Bestreben solcher Männer war, wie das des Brutus und Cassius, dahin gerichtet, die demokratische Verfassung der einzelnen Provinzen zu erhalten, und die Macht der Oranier blos auf das Oberkommando im Kriege einzuschränken, weil man nun einmal von dem Worte Freiheit so eingenommen war, daß man von der Herrschaft eines einzigen Regenten nichts als Tyranney erwartete. Da aber eben das Streben der Oranier einzig auf die Oberherrschaft hinzielte, so sah man in diesem kleinen Staate einen ewigen Antagonismus zweier sich an einander erhitzenden Kräfte, der nur so lange dem Staate nicht schadete, als ein großes gemeinschaftliches Interesse, der auswärtige Handel, die Kriege und die Kolonien vorhanden war, das im Nothfalle beide Partheien im Innern schnell

wieder vereinigte. Vom Jahre 1621 an, nahm Holland, als Spaniens Feind, am 30jährigen Kriege lebhaften Antheil. In demselben Jahre errichtete man auch eine westindische Compagnie, die sich jedoch nur 13 Jahre hielt. 1628 eroberte Peter Hein die große spanische Silberflotte. 1636 vertrieb der tapfere Graf Joh. Moritz von Nassau-Siegen die Portugiesen aus Brasilien, 1641 nahm ihnen die holländische ostindische Gesellschaft (die sich unlängst durch die Anlage von Batavia merklich verstärkt hatte) Malacca, und 1644 auch Ceylon weg. Seit 1630 zahlte Frankreich zum Kriege mit Spanien Subsidien an die Republik, und 1635 schloß es ein Schutz- und Trutzbündniß mit derselben. 1648 erlangten endlich die Holländer im westphälischen Frieden nicht nur die ehrenvolle Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von Spanien, sondern auch beträchtliche Stücke von ihren Eroberungen in Brabant, Flandern und dem Limburgischen, die nun, unter dem Namen von Generalitätslanden, wahre Domainen der Union wurden, ja man bewilligte ihnen das Recht, die Schelde nach Gefallen zu schließen. Nur im Kriege gegen Cromwel waren die Holländer unglücklich. Wie glorreich sie aber die schweren Kämpfe mit Ludwig XIV. bestanden, und welche herrliche Siege ihre Seehelden Tromp und Ruyter und der ernste Wilhelm III. erfochten, ja wie der letztere endlich noch — wiewohl nicht zum Vortheil der Republik — die Krone von England davon getragen, ist im Vorigen bereits erzählt worden.

Mit der wachsenden Macht und dem Wohlstande der Holländer stellten sich auch bei ihnen alle Kün-

ste des Luxus ein, selbst die Wissenschaften wurden nirgends mehr geschätzt, noch die Gelehrten besser belohnt, als in Holland. Die holländischen Philologen sind berühmt genug. Die meisten derselben waren Professoren in Leyden, Delft, und andern großen Städten. Die fast unbeschränkte Denk- und Preßfreiheit, welche die Republik vorzugsweise vor allen übrigen damaligen Staaten gewährte, lockte die besten Köpfe dorthin. Descartes und Bayle fanden in Holland den Schutz, den ihnen das bigotte Frankreich versagte, und der Heroe der neuern Philosophie, der berühmte Baruch Spinoza, ward in Holland geboren. Dieser große Geist gehört zu den außerordentlichen Werkzeugen der Gottheit, die durch ihre originellen Ideen Ansichten über die Welt eröffnen, an denen sich Tausende nach ihnen laben und erfreuen können. Das Nähere von seinem System gehört nicht hieher. Von seinem Leben nur dieses: Er war der Sohn eines portugiesischen Juden, und wurde 1632 zu Amsterdam geboren. Er lernte Latein von einem Arzte, und jüdische Theologie von einem Rabbinen. Dem letztern legte er bald eine Menge Zweifel über die Wahrheit des Judenthums vor, die ihm derselbe nicht lösen konnte. Das Gerücht von seiner Ketzerey zog ihm bald darauf soviel Verfolgung zu, daß er sogar einmal beim Herausgehen aus der Synagoge von einem andern Juden einen Messerstich erhielt. Seitdem zog er sich von seinen Glaubensgenossen ganz zurück. Als darauf einige Zeugen von ihm aussagten, er habe geäußert, die Juden seyen das thörichtste Volk auf der Erde, da sie sich das Volk Gottes nennten, ohne doch die

mindeste Idee von diesem Gotte zu haben, ward er förmlich excommunicirt. Er änderte nun seinen Vornamen in Benedict um, ernährte sich vom Schleifen optischer Gläser, und hielt sich äußerlich zu den Arminianern. Aber auch die gemeinen Christen trauten ihm nicht, denn sie hielten ihn für einen Gotteslängner. Dagegen suchten die gebildetsten Männer seine Gesellschaft wegen seiner ungemeinen Gelehrsamkeit, seines vorsichtigen, anspruchlosen Betragens und seiner exemplarischen Rechtschaffenheit. So weit er über die Aufklärung der damaligen Geistlichen erhaben war, so ermunterte er doch jedermann, ihre Vorträge fleißig zu hören, ja er selber fand sich häufig dazu ein, um kein Sonderling zu scheinen, und niemanden anstößig zu seyn. Seine Rede war sanft, liebreich und immer anständig, sein Körper klein, sein Gesicht gelb und schwärzlich. Leider starb er schon im 45sten Lebensjahre, 1677.

Die Malerey fand in den Niederlanden so treffliche Beschützer, daß man in der Geschichte dieser Kunst von einer eigenen niederländischen Schule spricht, deren Werke sich theils durch fleischigere Gestalten, theils durch naive, niedrig komische, aus dem gemeinen Leben hergenommene Sujets auszeichnen, welche letztere man nicht ohne Lachen betrachten kann. Unter diesen sind der jüngere David Teniers, (geb. zu Antwerpen 1610, † zu Brüssel, 1694) Adrian van Ostade (eigentlich ein Deutscher, aus Lübeck, geb. 1610, aber in Holland erzogen, auch † zu Amsterdam 1685) und Adrian Brauwer (geb. 1608, † 1640) die berühmtesten

Meister. Aber auch in Blumen- und Thierstücken, Landschaften, Schlachten, und dergl. haben die Holländer trefliche Künstler aufzuweisen. Für die letzten Süjets ist besonders der Name Hugtenburg berühmt, auch van der Meulen (geb. zu Brüssel 1637, † 1690) der recht eigentlich als Schlachtenmaler von Ludwig XIV. in Sold genommen wurde. Philipp Wouwermann (geb. zu Harlem 1620, † 1668) malte Lagerscenen, Jagden, Landschaften mit Thieren, und dergl. die noch jetzt von Kennern theuer bezahlt werden. Von Joh. van Huysum (geb. zu Amst. 1682) hat man wunderschöne Frucht- und Blumenstücke, von Nicolaus Bergham (1624 — 1683) ländliche Scenen, von Jak. Ruisdaal (1640—1681) entzückende Landschaften, von Paul Potter (1625 — 1654) Landschaften mit Thieren, und dergl. Diese und unzählige andere große Maler wurden nicht nur häufig gesucht, und fürstlich bezahlt, sondern manche derselben sind auch durch ihre Kunst und die oft damit verbundene angenehme Bildung ihres Geistes zu hohen Ehrenstellen befördert worden. Der jüngere Teniers erhielt oft Besuche von dem Statthalter Don Juan d'Austria, und Wilhelm II. von Oranien war gern in seiner Gesellschaft. Adrian van der Werff, aus Rotterdam (1659 — 1727) von welchem noch eine Menge besonders historischer Gemälde vorhanden sind, war der Liebling des damaligen Kurfürsten von der Pfalz, der ihn mit Schätzen und Ehrenstellen überhäufte. Er erhob ihn in den Adelstand, gab ihm jährlich 6000 Gulden und verlangte dafür nur, daß er drei Viertel des Jahres blos für

ihn arbeiten sollte. Jedes Gemälde ward ihm dabei noch besonders bezahlt.

Wunderbar ist es, wie die Natur zu einer Zeit, wo irgend eine Kunst ganz vorzüglich geschätzt wird, haufenweise die Genies hergiebt, um sie gleichsam aus der glücklich geöfneten Quelle trinken zu lassen. So war es im 16ten Jahrhundert in Italien, und im 17ten in Holland. Van = Ryn Rembrand (1606 — 1674) der Sohn eines Müllers, schien ein geborner Zeichner; der Vater gab ihn einem Maler in die Lehre, und bald darauf malte er schon ein Stück, das ihm mit 100 Gulden bezahlt ward. Er legte sich darauf auf die große Malerey, und ohne vieles Studium gelangen ihm herrliche Werke. Er wars, der das Bild seiner hübschen Magd ans Fenster stellte, und viele Vorübergehende täuschte, daß sie mit dem Bilde redeten. Hier war es fast die rohe Kraft des Genies allein, die so große Dinge hervorbrachte. Schmutzig und niedrig, wie seine Herkunft, blieben auch seine Sitten, und aus seiner Rede hätte man nicht leicht erkannt, welch ein Talent in ihm wohnte.

Den höchsten Ruhm unter den niederländischen Malern hat dagegen Peter Paul Rubens davon getragen. Dieser trefliche Künstler wurde 1577 zu Köln geboren, wohin seine Eltern sich aus Antwerpen wegen der dort ausgebrochenen bürgerlichen Unruhen geflüchtet hatten. Der Vater, eine vornehme Gerichtsperson zu Antwerpen, erzog ihn früh zu den Wissenschaften, und brachte ihn dann als Pagen unter. Aber der Knabe verrieth einen so unbezähmbaren Trieb zum Zeichnen, daß er endlich zu

einem Maler in die Lehre gebracht werden mußte, wo er sich bald so auszeichnete, daß er nach einigen Jahren von seinem Meister nichts mehr lernen konnte. Er ging darauf nach Italien, ward von dem Herzoge von Mantua, Vincenz Gonzaga, in Dienst genommen, und von demselben nach Madrid und Rom geschickt, um daselbst die berühmtesten Gemälde für ihn zu kopiren. Von da ging er nach Genua, wo er viel, besonders Portraits, malte. Eine Krankheit rief ihn nach siebenjähriger Abwesenheit nach Flandern zurück. Jetzt verband er mit seiner Kunst auch die ernstesten Studien der Geschichte, der Poesie und der Mythologie. Auch schrieb er in einem gar nicht schlechten Latein mehrere Abhandlungen über die Kunst. Seine Gemälde wurden nun immer mehr gesucht. Der Erzherzog Albert von Brüssel bezahlte ihn fürstlich. 1620 rief ihn Maria von Medici nach Paris, um die Gallerie im Pallast Luxemburg von ihm malen zu lassen. Da er ein eben so feiner Weltmann als denkender Künstler war, so bot man ihm sogar schwierige Staatsämter an, ja auf des Erzherzogs Vorschlag mußte er 1630 als spanischer Gesandter mit nach England gehen, um den Frieden zwischen beiden Mächten vermitteln zu helfen. Er erhielt hier von Karl I. ansehnliche Geschenke, ward zum Ritter gemacht, reisete darauf nach Spanien, um von seinen Verrichtungen Rechenschaft abzulegen, und erhielt von Philipp IV. den goldenen Schlüssel, und den Posten eines Sekretärs des niederländischen Staatsraths. Die mit dieser Würde verbundenen Geschäfte hinderten ihn jedoch nicht, seiner Kunst treu zu bleiben; er brachte noch täglich

mehrere Stunden vor der Staffeley zu, nur daß er sichs jetzt bequemer machte. Zu größern Stücken entwarf er blos eine kleine colorirte Skizze, die seine Schüler alsdann im Großen nachzeichneten, worauf er dann blos die letzte Hand daran legte (sie retouchirte). Auch malte er zuletzt nur die Figuren; die Umgebung und die Thiere ließ er von seinen Schülern hinzufügen. So wie die Kenntnisse und das feine Benehmen dieses so vielseitig ausgebildeten Mannes ihm die Freundschaft der Edelsten seiner Zeitgenossen verschafften, so erhoben seine Einkünfte ihn mit den Vornehmsten zu gleichem Range. Er bewohnte einen der geschmackvollsten Palläste zu Antwerpen, besaß eine seltene Kunstsammlung, und hielt sich die schönsten Pferde, die man sehen konnte. Er starb 1640. Man hat von ihm viele hundert Gemälde, die in allen Ländern zerstreut sind. In der ehemaligen Düsseldorfer Gallerie waren ihrer allein 45, in Paris über 50, und in den Niederlanden ist fast keine Kirche, die nicht mit einem Altarblatte von Rubens geschmückt wäre.

Unter seinen Schülern ist Anton van Dyk der berühmteste. Dieser glänzende Kopf war ebenfalls in Antwerpen geboren (1599) wo sein Vater ein Glasmaler war. Die Mutter, die gleichfalls malte, gab dem nachahmenden, lebhaften Knaben früh den Bleistift in die Hand, und theilte ihm mit, was sie wußte. Ein Lehrer, den man ihm in der Folge gab, hatte bald seine Kunst an ihm erschöpft, und der lernbegierige Jüngling, gleich entzückt von Rubens Werken und von seinem Ruhme, hatte keinen eifrigern Wunsch, als in dessen Haus aufgenommen zu

werden. Ein Freund verhalf ihm dazu, und nun sah man den Schüler mit einem Feuer arbeiten, das den Meister hätte eifersüchtig machen können. Bald darauf sagte man im Publikum, die meisten neuern Stücke von Rubens seyen von van Dyk. Der bescheidene Schüler, dem dies Gerücht wehe that, verließ nun freilich seinen angebeteten Lehrer, und beschenkte ihn zum Abschiede mit dreien seiner treflichsten Arbeiten. Rubens vergalt die werthe Gabe mit einem der schönsten Pferde aus seinem Stalle.

Im zwanzigsten Jahre ging er auf den Rath seines Lehrers nach Italien. Schon früher hatte er ein besonderes Talent zum Portraitiren verrathen; jetzt, da er die sprechenden Bildnisse eines Tizian und Paul Veronese kennen lernte, entschied sich sein Hang zu dieser Gattung vollends. Zwar lieferte er auch noch manches historische Stück, besonders aus der heiligen Geschichte, aber die Portraitmalerey hat ihn doch eigentlich so berühmt gemacht. Er wußte Stellungen, Anzüge, Blicke zu treffen, die den Personen, die er malte, außer der sprechendsten Aehnlichkeit noch ein ganz eigenes Interesse gaben, und dazu bedurfte er so wenig Zeit, daß es ihm wie ein Spiel von der Hand ging. Er hat fast alle Fürsten und mehrere berühmte Personen seiner Zeit gemalt, selbst Tilly und Wallenstein haben ihm gesessen. Nachdem er ganz Italien und Sicilien durchreiset war, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo nun jedermann von ihm gemalt seyn wollte. Mit Unruhe hörte ein Harlemmer Maler, Franz Hals, der gleichfalls mit Glück portraitirte, von dem großen Rufe dieses Nebenbuhlers, ohne noch etwas von seiner

Arbeit, viel weniger ihn selbst gesehen zu haben, als eines Tages ein fein gekleideter Herr in sein Zimmer trat, und gemalt zu seyn begehrte. Hals zeichnete ihn sogleich, der Fremde lobte das Gemälde, und bat um die Erlaubniß, ihn wiederum malen zu dürfen. Hals setzt sich, der Fremde entwirft eine flüchtige Skizze, und bringt ihm am andern Tage das Gemälde vollendet. Ergriffen von der Vortreflichkeit der Arbeit ruft der Maler aus: „Herr, ihr seyd entweder der Teufel oder van Dyk!" Van Dyk ließ hierauf des Malers Arbeit durch dessen Kinder in seine Wohnung bringen, und theilte mehrere Guineen unter die Kleinen aus.

Er hielt sich hierauf abwechselnd in Holland und in England auf. In London beeiferte sich der Hof, ihn zu ehren und zu beschenken. Karl I. besuchte ihn oft, und sah ihm gern zu, auch gab er ihm eine schöne Wohnung, und einen bestimmten Preis für jedes seiner Werke, ja er erhob ihn zum Ritter des Ordens vom Bade. Van Dyk, von Ueberfluß umgeben, heirathete die schöne Tochter eines schottischen Grafen, machte fast einen eigenen kleinen Hof für sich, lebte mit den vornehmsten Lords in freundschaftlichen Verhältnissen, hielt prächtige Equipagen, ja eine eigene Kammerkapelle, und erregte trotz allem diesem wegen seiner ausgezeichneten Bildung und seines einnehmenden, bescheidenen Betragens mehr Bewunderung als Neid. Er starb schon 1641 zu London, und erhielt in der Paulskirche ein schönes Denkmal.

4.

Dänen und Norweger.

Die Könige von Dännemark im siebzehnten Jahrhundert sind Christian IV. († 1648) Friedrich III. († 1670) und Christian V. († 1699). Sie haben fast unaufhörliche Kriege mit Schweden geführt, zu denen die nachbarliche Eifersucht meist den Anlaß gab, und dadurch haben sie ihre schon so armen Länder nur noch mehr zurückgebracht, mit drückenden Schulden überladen, und fast niemals etwas gewonnen. Ja Dännemark würde wohl sicher eine schwedische Provinz geworden seyn, wenn nicht die benachbarten Seemächte wegen ihres Handels ein Interesse dabei gehabt hätten, diese Verschmelzung der drei nordischen Reiche aus allen Kräften zu verhindern.

Daß Christian IV. sich in den 30jährigen Krieg gemischt, und dafür von Wallenstein und Tilly fürchterlich gezüchtigt worden, ja daß er nur der Treulosigkeit des erstern Feldherrn den unerwartet gelinden Frieden verdankte, dies ist schon in der deutschen Geschichte erwähnt worden. Auch wie 14 Jahre nach dem Lübecker Frieden (1643) ein Krieg mit Schweden ausgebrochen sey, den Torstenson mit einem plötzlichen Einfalle in Holstein und Schleswig eröfnete, wird den Lesern noch im Andenken seyn. Dännemark hatte die Macht nicht, es mit solchem Feldherrn und solchen Truppen aufzunehmen, zu denen noch eine beträchtliche Flotte *) hinzukam, wie-

*) Um dem Leser von dem Reichthum damaliger Privatpersonen in Holland einen Begriff zu geben, dient,

wohl der König selbst durch die rühmlichste Tapferkeit seine Krieger anzufeuern suchte *). Der Friedensschluß fiel daher für die Dänen sehr nachtheilig aus (1645, 13. Aug. zu Brömsebro). Die norwegischen Provinzen Jempteland und Herjedalen, und die Inseln Gothland und Oesel, mußten auf immer, die Provinz Halland auf 30 Jahre, an Schweden abgetreten werden.

Auch die Landeshoheit über Hamburg verlor Christian IV. für immer. Schon längst hatte diese Stadt als Hansestadt sich als eine Republik betrachtet. 1618 wurde sie vom Reichskammergericht öffentlich für reichsfrei erklärt, und von allen Verpflichtungen gegen die holsteinischen Herzoge losgesprochen. Sich zu rächen, legte Christian in Glückstadt (wo alle Hamburger Schiffe vorbei müssen) einen hohen Zoll an (1630). Diesen aber zerstörten die Hamburger

daß in diesem Kriege ein einzelner holländischer Kaufmann, Ludwig van Geer, als Feind des Königs von Dännemark auftrat. Er trieb einen starken Handel nach Schweden, und aus Rachsucht, daß ihm von den Dänen einige Schiffe im Sunde genommen worden waren, rüstete er auf seine Kosten zwanzig Schiffe aus, um damit die schwedische Flotte zu verstärken; ja das Jahr darauf setzte er auf einer neuen Flotte eine beträchtliche Anzahl Truppen im Kieler Meerbusen ans Land.

*) In einem hitzigen Seegefechte bei der Insel Femern (1. Jul. 1644) kommandirte er selbst auf dem Admiralschiffe. Die Splitter eines neben ihm zerschossenen Brettes fuhren ihm ins Gesicht, und schlugen ihm ein Auge und mehrere Zähne aus. Dennoch blieb er stehen, bis er die nöthigen Befehle gegeben hatte.

gewaltsam, worauf eine dänische Flotte auf der Elbe erschien, und mit der hamburgischen hart zusammengerieth. 1643 überfiel er die Stadt mit einer so starken Macht, daß sie kapituliren mußte. Sie versprach, ihren Zoll von dänischen Unterthanen nicht zu fordern, und dem Könige 280,000 Thaler zu zahlen, wenn er dagegen den Glückstädter Zoll aufheben wolle. Dies geschah, und nun hatten die Hamburger wieder auf 40 Jahre Ruhe.

Friedrichs III. Regierung ist durch die Ulfeldschen Händel, durch die Belagerung Kopenhagens von den Schweden, und durch die Einführung der erblichen Monarchie merkwürdig. Korfitz Ulfeld (geb. 1604) Sohn des Reichskanzlers Jakob Ulfeld, zeigte schon als Knabe einen so durchdringenden und hochfahrenden Geist, daß sein Vater ihn im 13ten Jahre nach Paris zu schicken wagte. Hier machte er seinem Hofmeister soviel zu schaffen, daß dieser ihn nach 5 Jahren ganz allein seinem Schicksal überließ. Er ging darauf aus eignem Antriebe an den kleinen Hof des Grafen Anton Günther zu Oldenburg. Dort war es ihm aber viel zu still, er machte sich daher 1625 wieder auf, und nahm Kriegsdienste in der dänischen Armee. Nach dem Frieden zu Lübeck (1629) kehrte er nach Kopenhagen zurück, söhnte sich mit seinem Vater aus, und empfahl sich Christian dem Vierten so sehr durch seine Klugheit und sein glänzendes Betragen, daß dieser ihn von einer Ehrenstelle zur andern erhob, ihm 1636 eine seiner unehelichen Töchter zur Gemahlin gab, und 1641 sogar vom Kaiser Ferdinand III. das Diplom eines deutschen Reichsgrafen für ihn auswirk-

te. 1643 erhielt er endlich die höchste Stelle im Reiche, die Reichshofmeisterwürde. Dies schnelle und außerordentliche Wachsthum seines Glücks machte ihn so übermüthig, daß er nach Christians Tode sogar die Hand nach der Krone ausstreckte, und als der allgemeine Unwille des Adels endlich seiner Vermessenheit Schranken setzte, empfand er dies so übel, daß der junge König sich kaum vor ihm sicher halten durfte. Ihn zu entfernen sandte er ihn nach dem Haag, (1649) um mit den Holländern einen Vertrag in Betreff des Sundzolls zu schließen. Boshaft genug schloß er ihn recht auffallend zum Nachtheil des Königs. Man forderte ihm Rechenschaft ab, Privatfeinde legten ihm noch andere Schlingen, und jedermann am Hofe betrug sich so kalt gegen ihn, daß er sich nicht länger in Dännemark für sicher hielt. Er entfloh in der Nacht (14. Jul. 1651) auf einem holländischen Schiffe, und ging mit seiner Gemahlin an den Hof der Königin Christine von Schweden, wo seine glänzenden Eigenschaften ihm überall den Zutritt öfneten. Friedrich III., um seine Rückkehr unmöglich zu machen, zog sogleich seine Reichshofmeisterwürde und seine Lehngüter ein.

Als 1654 Karl X. den schwedischen Thron bestieg, reifte erst Ulfelds Racheplan. Dieser kriegerische Monarch wollte nicht umsonst Gustav Adolfs Nachfolger seyn, und war nur ungewiß, ob er mit Rußland, Polen oder Dännemark zuerst anfangen sollte. Diesmal ward Ulfelds Rath noch überstimmt, es ging zuerst nach Polen. Aber, seltsam genug! Dännemark leitete aus eignem Willen das Ungewitter auf sich hin. Friedrichs Räthe, die den Verlust

der norwegischen Provinzen noch nicht verschmerzen konnten, meinten, jetzt sey die Gelegenheit recht bequem, sie wieder zu erobern, da Karl X. mit Polen soviel zu thun habe. Die Thoren! Sie bedachten nicht, daß sie noch 6 Millionen Schulden vom vorigen Kriege, kein Geld im Lande, keine geschickten Anführer, keine geübte Truppen, keine sichere Festungen hatten. Dennoch erfolgte das Kriegsmanifest. (1657) Karl X. ließ sogleich die Polen los, landete in Holstein, und eroberte die ganze Halbinsel. Die Natur selbst schien ihn aufzufordern, sich des ganzen Dännemarks zu bemächtigen, denn mit dem Winter brach eine so ungewöhnliche Kälte ein, daß beide Belte zufroren, so daß man zu Fuß auf dem Eise von Jütland nach Fünen und von Fünen nach Seeland gehen konnte. Wirklich beschloß der verwegene Mann, mit seinem Heere die schlüpfrige Reise anzutreten. Die Reiter führten ihre Pferde am Zügel, Kanonen und Packwagen glitten über das Eis hin (Jan. 1658). Zwei Kompagnien brachen ein und ertranken. Die andern kamen glücklich an, bemächtigten sich der Insel Fünen, Langeland, Laland und Falster, und lieferten den Dänen auf dem Eise ein Treffen. Nach einigen Tagen erschien die ganze Armee bei Wordingborg, an der Südküste von Seeland. Kaum glaubte man in Kopenhagen die Möglichkeit der ungeheuren Unternehmung. So bedrängt war das dänische Reich noch nie gewesen. Man war so überrascht, daß man kaum noch an Vertheidigung dachte. Kaum war Karl X. in Wordingborg angekommen, so waren auch schon dänische Bevollmächtigte mit Friedensvorschlägen da. Ul-

feld, der nun frohlockte, drang in den König, sie nicht anzuhören, allein Karl X. war so übermüthig nicht. Die Kränkung hatten indessen die dänischen Räthe doch, daß sie jetzt mit ihrem Todfeinde Ulfeld unterhandeln, ja seine Vorschriften anhören mußten. Diese kamen ihnen so übertrieben vor, daß sie nach Kopenhagen zurückgingen, um sich Verhaltungsbefehle zu holen. Aber der Sieger verlangte schnellen Entschluß und rückte gegen die Hauptstadt vor. Zwei Meilen vor derselben, in Tostrup, kamen ihm die Bevollmächtigten entgegen, und bewilligten alles. Am 18. Febr. (1658) ward der Friede geschlossen, und die Friedensurkunde nach einigen Tagen in Roeskild (26. Febr.) noch weiter ausgearbeitet. Das arme Dännemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen und Blekingen mit den umliegenden Inseln, die norwegische Landschaft Bahus und das Stift Drontheim, auch die Insel Bornholm abtreten, auf Halland für immer Verzicht thun, und den Schweden 2000 Reiter überlassen. Auch Korfiz Ulfeld erhielt alle seine Güter in Dännemark wieder, blieb aber noch eine Weile am schwedischen Hofe, und mag wohl an dem schnellen Wiederausbruch des Krieges keinen geringen Antheil gehabt haben.

Der Roeskilder Friede war nämlich nichts, als ein Waffenstillstand von 5 Monaten. Karl X. machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er sich so übereilt, und sein Glück nicht besser benutzt habe. Um den Fehler wieder gut zu machen, warf er selbst den Zunder zu einem zweiten Kriege aus, er zog die Truppen aus Fünen und Jütland nicht zurück,

fing Streitigkeiten wegen der Gränzen an, und behandelte die dänischen Gesandten auf eine empörende Weise. Ehe man sichs versah, landete er (8. Aug. 1658) mit einer zahlreichen Flotte bei Korsöer auf Seeland. Friedrich III. erstaunte über diese Verletzung des Völkerrechts, und ließ ihn fragen, was ihn dazu berechtige. Aber der wilde Krieger antwortete: „Erst will ich Dännemark erobern, und dann will ich auch mein Recht darauf beweissen.“ Und nichts schien leichter, als diese Eroberung, denn Jütland, Fünen und die Herzogthümer waren noch vom vorigen Kriege her mit schwedischen Truppen besetzt. Blos die Hauptstadt war noch übrig, und in dieser lagen kaum tausend Mann. Viele sprachen von Uebergabe, aber Friedrich III. rief laut, eher wolle er sich unter den Trümmern seines Reichs begraben lassen, als den Untergang desselben ruhig mit ansehen. Und als Karl die Stadt aufforderte, ließ er ihm sagen, er werde ihm an der Spitze seiner Unterthanen entgegengehen, und sein Leben theuer erkaufen.

Jetzt sah man in Kopenhagen dasselbe Schauspiel, das einst Karthago und Konstantinopel gewährt hatten: die Hauptstadt eines Königreichs, in Verzweiflung, sich rüstend, für ihre Existenz auf Tod und Leben zu kämpfen. Alles wandte der König an, seine Unterthanen zur Aufopferung für ihn zu bewegen. Er erhöhte die Privilegien der Stadt, schenkte den Grundstücken der Bürger adlige Freiheiten, versprach den Tapfersten von ihnen den Adelstand, den Leibeigenen die Freiheit. Jeder Norweger, der zur Vertheidigung der Stadt herbeieilen

würde, sollte einen freien Bauerhof in seinem Vaterlande bekommen. Jetzt griff alles zu den Waffen, zu den Schaufeln, zu den Handkarren. Reichsräthe, Hofleute, Geistliche, Handwerker und Kaufleute sah man gleich Tagelöhnern auf den Wällen arbeiten; die Studenten übten sich in den Waffen, selbst Weiber und Kinder waren nicht müßig. Endlich erschienen die Schweden. (6. Sept.) Karl wollte sogleich Sturm laufen, aber einige, heimlich dänisch gesinnte, Rathgeber widerriethen es ihm. So schloß er blos die Stadt ein, und traf Belagerungsanstalten. Zwei Monate harrten die Bürger in banger Erwartung; da kam zu Ende des Oktobers (1658) eine holländische Flotte, die nicht blos den Belagerten Lebensmittel und Kriegsvorräthe brachte, sondern auch die Schweden im Sunde angriff, und völlig besiegte. (9. Nov.) Zugleich hatten die Holländer den Norwegern im Vorbeisegeln Nachricht von dem neu ausgebrochenen Kriege gegeben, und nun eilten auch diese, den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen. Die Einwohner von Drontheim und der Insel Bornholm, mit der neuen schwedischen Herrschaft unzufrieden, warfen rasch das fremde Joch ab, und jagten die schwedischen Beamten und Soldaten zum Lande hinaus. Dennoch blieb die Gefahr noch immer dieselbe, da die Schweden den ganzen Winter hindurch die Belagerung fortsetzten, und alle Anstalten trafen, die Stadt auszuhungern, nachdem verschiedene blutige Stürme fehlgeschlagen waren.

Friedrich III. hatte sich in dieser Noth an Polen, Brandenburg und den Kaiser gewendet, und erhielt wirklich von diesen Mächten eine schleunige Hülfe.

Friedrich Wilhelm führte persönlich 16,000 Brandenburger, der Graf von Spork 11,000 Oestreicher, und der Fürst Czarnetzky 5000 polnische Reiter nach Holstein. Sie vertrieben glücklich die Schweden vom festen Lande, als sie aber auch nach Fünen übersetzen wollten, verweigerten ihnen die Holländer dazu ihre Schiffe, wie denn überhaupt die Früchte aller Coalitionen sich auch hier im schönsten Lichte zeigten. Da für Friedrich Wilhelm in Jütland nichts mehr zu thun war, so ging er nach Schwedisch-Pommern, welches Karln X. sehr unruhig machte. Als endlich nach langem Streiten die Holländer sich dazu verstanden, einen Theil der alliirten Truppen nach Fünen überzusetzen, ward den Schweden auf dieser Insel eine entscheidende Schlacht geliefert, in welcher gegen 2000 derselben niedergehauen, und die übrigen gefangen genommen wurden. Begierig verlangten nun die Sieger auch nach Seeland übergesetzt zu werden, und sicher hätten sie dann die Hauptstadt rühmlich entsetzt, und die Schweden aus ganz Dännemark vertrieben, allein dessen weigerten sich die Holländer, neidisch auf das Kriegsglück der Alliirten, schlechterdings. So blieb also das bedrängte Kopenhagen noch das ganze folgende Jahr eingeschlossen, bis ein unerwarteter Zufall seine Befreiung bewirkte. Der kriegerische Schwedenkönig starb nämlich an einem bösartigen Fieber zu Gothenburg, 23. Febr. 1660, und empfahl seiner Gemahlin angelegentlichst, nach seinem Tode einen schnellen Frieden zu schließen. Versuche dazu waren von allen alliirten Mächten (worunter auch England und Frankreich waren) lange vorher gemacht worden, allein

da jede dabei ihren eigenen Vortheil am ersten sicher zu stellen bedacht war, so kam man zu keinem Entschlusse. Nach Karls X. Tode wurden die Versammlungen der Gesandten vollends so ungestüm und lärmend, als wolle man die zu beruhigenden Völker vielmehr zerreißen, denn beschützen. Da trat ein verständiger dänischer Reichsrath, Hannibal Sehested, ins Mittel, und stellte den dänischen und schwedischen Bevollmächtigten mit Liebe und Nachdruck vor, wie entehrend es sey, sich von Franzosen, Engländern und Holländern Gesetze vorschreiben, und sich durch ihre Zänkereien von dem ihnen beiden so heilsamen Friedensschlusse abhalten zu lassen. Diese Ermahnungen bewirkten, daß beide Partheien sich ohne die Vermittler verglichen, und am 27. Mai 1660 den Frieden zu Kopenhagen abschlossen. Er lautete fast wörtlich wie der Roeskilder, nur daß die Schweden auf den Besitz von Drontheim und Bornholm Verzicht thaten. Der Pfalzgraf von Sulzbach führte hierauf die schwedischen Truppen aus Seeland, nachdem dieselben über anderthalb Jahre vor Kopenhagen gelegen hatten.

Das entschlossene Benehmen Friedrichs III. in der nun überstandenen Gefahr hatte ihm das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen im höchsten Grade erworben. Die Bürgerschaft hatte bei dieser Gelegenheit gezeigt, wieviel sie vermöge, und wie würdig sie daher sey, aller Vorrechte zu genießen, die bisher nur der stolze Adel sich ausschließend angemaßt hatte. Dies Selbstgefühl machten sie nun um so mehr geltend, da der Adel anfing, ihnen die

jüngst empfangenen Auszeichnungen zu beneiden oder gar zu verkümmern, und die daher entstandene Eifersucht hatte noch in demselben Jahre eine kleine Revolution zur Folge, in welcher die bisher bestandene Adelsaristokratie gänzlich umgestürzt, und eine fast unumschränkte erbliche Souveränetät in Dännemark eingeführt ward.

Diese Revolution kam sehr unerwartet. Dringende Finanzbedürfnisse des Reichs hatten eine Zusammenkunft der Stände nothwendig gemacht. Man kam am 10. Sept. 1660 zu einem allgemeinen Reichstage zusammen. Es ward beliebt, daß der Adel und die beiden andern Stände jeder für sich über die Mittel, der Staatsnoth abzuhelfen, berathschlagen sollten. Da wollte dann, wie gewöhnlich, der Adel nichts auf sich kommen lassen, und berief sich auf seine Privilegien. Die Geistlichen dagegen und der Bürgerstand, ihrer geleisteten Dienste eingedenk, verlangten, daß den Adeligen alle Kronlehne genommen und an die Meistbietenden verpachtet werden sollten, weil die Adeligen gar zu geringe Lehnzinsen davon entrichteten. Ueber diese Forderung wurde der Adel höchst entrüstet, aber die Bürger kehrten sich daran nicht. Nach langem heftigem Gezänk überschickten sie demselben eine Schrift, worin sie mit aller Höflichkeit erklärten, daß sie den Beschluß gefaßt hätten, dem Könige aus Dankbarkeit das Erbfolgerecht und eine völlige Unbeschränktheit anzutragen. Es würde ihnen lieb seyn, wenn der Adel freiwillig ihnen beitreten wollte. An der Spitze dieser entschlossenen Bürger stand der wackere Bürgermeister Nansen von Kopenhagen und Johann Sva-

ning, Bischof von Seeland; die erste Idee zu dieser Aufforderung war aber wohl vom Hofe selbst ausgegangen. Friedrich III. stellte sich zwar, als habe er nichts davon gewußt, allein die Königin, eine geistvolle Frau, hatte nicht nur den klugen Kabinetssekretär Christoph Gabel, sondern auch den vielgeltenden Hannibal Sehested auf ihre Seite gebracht, und der tapfere Kommandant von Kopenhagen, Hans Schack, war gleichfalls bereit, die Unternehmung im Nothfall mit seinen Truppen zu unterstützen, die er deshalb, so wie die Studenten, noch immerfort in den Waffen erhielt. Als der Adel diese Vorkehrungen sah, gab er nach, versuchte aber durch Zögern etwas zu gewinnen. Da ging eine Deputation der beiden andern Stände geradezu auf das Schloß, und trug dem König die erbliche Souveränetät an. Friedrich dankte seinen getreuen Bürgern, verlangte aber, daß sie in einer so wichtigen Sache erst den Adel zum völligen Beitritt bewegen möchten. Hierauf suchten einige Adelige zu entweichen, aber sogleich ließ der Kommandant die Thore schließen, und dies brachte die Bestürzung sofort zur Ergebung. Am 18. Okt. 1660 erfolgte schon die feierliche Erbhuldigung. Die Truppen blieben noch eine Weile beisammen. Endlich, da alles ruhig blieb, legten auch sie die Waffen aus der Hand. Die Regierungsform ward darauf ganz neu entworfen, und zwar so, wie sie großentheils noch jetzt besteht.

Auch bei der Thronbesteigung Christians V. ging alles ruhig ab (1670). Dieser König hatte das Glück, einen vortreflichen Minister, Namens Greifenfeld, zu besitzen, der sich durch viele neue Ein=

richtungen ein großes Verdienst um Dännemark erworben hat. Auf seinen Rath führte Christian V. 1671 einen Grafen- und Freiherrnstand ein, und errichtete den Danebrog-Orden. Nun konnte man den Adel in einer gewissen Stufenfolge belohnen, ohne ihn eben zu den Regierungsgeschäften näher, als man wollte, zuzulassen. Ein Paar neue Kriege und einen vergeblichen Versuch dieses Königs, sich Hamburg unterwürfig zu machen *) übergehen wir, um den Raum zu schonen.

5.

Schweden.

Mit Karl IX. (S. VII. 674) nach Sigismunds Verdrängung, kam hier eine neue Regentenfamilie, aus der eine Reihe sehr kriegerischer Könige hervorgegangen ist. Der große Gustav Adolf (1611 — 1632) war, wie wir schon wissen, dieses Karls IX. Sohn. Wenn gleich Schweden unter der 21jährigen Regierung dieses glorreichen Mannes viele seiner kernhaftesten Söhne einbüßte, und eine Zeitlang in seinen innersten Staatskräften erschöpft ward, so erhielt doch die Nation durch ihn einen Schwung, der sie auch der inneren Veredelung rasch entgegen führte, und einen Namen, den die stolzesten Völker des übrigen Europa seitdem mit Achtung aussprechen lernten. Er und seine Schule (Oxenstierna, Horn, Banner, Bernhard von Weimar, Torstenson,

*) Fünf Mächte traten in die Waffen, um der Stadt beizuspringen: England, Holland, Schweden, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg.

Wrangel) werden ewig in der Geschichte der Menschheit eine herrliche, interessante Erscheinung seyn. Unter ihm waren die sonst russischen Provinzen Karelien und Ingermannland durch den Frieden zu Stolbowa (1617), und das sonst polnische Liefland an Schweden gekommen, so wie ein Theil von Preußen und Curland. Ehstland war damals gleichfalls noch eine schwedische Provinz.

Nach seinem Tode ward, wie wir wissen, seine einzige Tochter Christine (geb. 18. Dec. 1626) als Königin gekrönt, und die vormundschaftliche Regierung von den 5 höchsten Reichsbeamten 12 Jahre lang geführt. Wir wissen, mit welchem Ruhme dieser Reichsrath, an dessen Spitze der große Kanzler Oxenstierna stand, das Interesse der Schweden bis zum westphälischen Frieden verfolgt hat. Die junge Prinzessin wurde unterdessen mit Sorgfalt erzogen, und von gelehrten Männern in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Aus den ungemeinen Fortschritten, die sie schon als Kind machte, aus ihrer unbezähmbaren Wildheit und ihrer mit nichts zu stillenden Wißbegierde sah man bald, daß sie ein eben so außerordentliches Weib werden würde, als ihr Vater ein ungewöhnlicher Mann gewesen war. Mit dem letztern hatte sie die Kühnheit und die brennende Ruhmbegierde gemein, auch trug sie im Gesicht manchen von seinen Zügen, ja ihr ganzes Wesen hatte mehr Männliches als Weibliches; sie saß zu Pferde und jagte, wie eine Amazone, verachtete Weiberputz, trug gern Mannskleider, und war am liebsten in männlicher Gesellschaft. Uebrigens war sie von weniger als mittlerer Statur, und trug eine

Schulter etwas höher als die andere. Im Alter wurde sie sehr dick, immer aber blieb sie eine sehr interessante Figur.

Zu kriegerischem Ruhme schien sie keinen Trieb in sich zu fühlen, desto mehr aber suchte sie sich, sobald sie die Regierung übernommen hatte, von Seiten ihrer politischen Einsichten andern Mächten bekannt zu machen. Sie eröfnete einen weitläuftigen Briefwechsel, bot in Frankreich, Spanien rc. ihre Vermittelung an, und bemühte sich, einem jeden etwas Verbindliches zu sagen. Ganz vorzüglich aber wollte sie als Kennerin und Beschützerin der Künste und Wissenschaften glänzen, und von dieser Seite ist sie in der That einzig. Sie verstand sechs Sprachen, las den Thucydides und Polybius in der Urschrift, schrieb und redete Französisch und Italiänisch, wie ihre Muttersprache, und Deutsch und Latein ziemlich richtig. Tacitus war ihr Liebling. Es gab wenig vorzügliche Werke in der alten und neuern Literatur, die sie nicht gekannt hätte; von allem wußte sie zu sprechen. Sie schrieb eine Menge eigenhändiger Briefe an die vorzüglichsten Gelehrten des Auslands, und lud sie ein, nach Schweden zu kommen, oder ihr zum wenigsten Nachricht von ihren Arbeiten zu geben. Viele holländische Philologen (unter andern Salmasius) machten sich auf, und erfuhren die Größe ihrer Freigebigkeit. Der ehrwürdige Descartes starb in Stockholm. Gassendi schickte ihr seine mathematischen Werke. Selbst von Chemikern und Astronomen wollte sie lernen. Bücher, Gemälde, Antiken, neue Erfindungen rc. wurden ihr von allen Seiten zugeschickt. Aber man muß

es auch sagen, daß Christine über ihre Freigebigkeit das wahre Wohl des Reichs vergaß, indem sie nicht nur zur Tilgung ihrer Schulden liegende Gründe verkaufte, sondern auch sogar an ihre Günstlinge die schönsten Krongüter verschenkte. So sehr sie sich also auch das Selbstregieren angelegen seyn ließ, so übel war doch bei einem so schlechten Haushalt einem so armen Staate gerathen. Die Reichsräthe drangen daher auch mit deswegen in sie, sich zu vermählen, allein dahin war sie durchaus nicht zu bringen, da ihr, wie der englischen Elisabeth, das Gefühl der Freiheit über alles ging, wiewohl sie, gleich jener, das Männergeschlecht gar nicht haßte. Da ihr indessen das fortgesetzte Treiben der Stände höchst lästig wurde, die holländischen Gelehrten ihr auf die Länge auch mehr Ekel als Vergnügen erweckten, *) und auf ihrem einsamen Throne, keine andere Aussicht zu besonderem Ruhme als durch Krieg, für den sie nicht paßte, möglich schien, so faßte sie einen Entschluß, der wegen seiner Seltenheit und wegen der ungemeinen Geistesstärke, die er nach dem gemeinen Urtheil erforderte, ihren Namen auf ewige Zeiten verherrlichen sollte. Sie wollte mit

*) Den Salmasius nannte sie sehr passend omnium fatuorum doctissimum. Auf das Eingeben eines witzigen französischen Arztes, Namens Bourdelot, befahl sie einmal zweien alten Philologen, Meibom und Naude, von denen der eine über die Musik, der andere über den Tanz der Alten geschrieben hatte, ein griechisches Ballet auszuführen. Keine Ausrede half, Meibom mußte singen, Naude tanzen, zum großen Gelächter des ganzen Hofes.

bisher unerhörter Entsagung in der Blüte ihrer Jugend freiwillig den Thron verlassen, um sich ganz der Weisheit zu widmen. Sie trug diesen Entschluß 1651 dem Senat vor, nachdem sie denselben bewegt hatte, ihren Vetter Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, Gustav Adolfs Schwestersohn, zu ihrem Nachfolger einzusetzen. Jedermann suchte ihr den abentheuerlichen Einfall auszureden, und was ihr bei dieser Gelegenheit von dem Glanz ihrer Regierung gesagt wurde, war ihr so schmeichelhaft, daß sie diesmal wirklich noch nachgab. Sie fing darauf wieder an zu lesen, zu schreiben, zu disputiren, Gelehrte zu beschenken, aber das alles konnte ihr die widrige Leere nicht ausfüllen helfen, die das Leben für eine Frau von ihrem so heftig begehrenden Gemüth unter solchen Umständen haben mußte. Abermals stellte sich ihr die heroische Entsagung als die einzige große That vor Augen, durch die sie ihren Namen über alle Weibernamen der alten und neuen Zeit, zur ewigen Bewunderung der Nachwelt, erheben könne. Und so machte sie dann 1654 Ernst, troß allen erneuerten Bitten des Senats, ja ihres Vetters selbst, der lieber ihre Hand angenommen hätte, die ihm aber oft versagt worden war. Am 16. Jun. übergab sie feierlich in der Versammlung der Großen dem Prinzen Karl Gustav die Regierung, und behielt sich nichts weiter vor, als eine jährliche Rente von 200,000 Thalern und die Gerichtsbarkeit über ihre Hausbedienten. Nicht ohne Thränen hörte man hier ihre letzten Reden an. An demselben Tage noch ward der neue König Karl X. gekrönt, und fünf Tage nachher bestieg sie ein schwe-

disches Schiff, das sie in Mannskleidern nach Hamburg führte. Ihre Mutter war untröstlich. Sie selber jauchzte, sicher hoffend, in kurzem die ganze Welt mit Bewunderung und Staunen zu erfüllen.

Das Vaterland des Schönen und der Künste Heimath, Italien, hatte sie sich zu ihrem künftigen Aufenthalte auserséhen. Um sich bei den Bewohnern desselben eine recht glänzende Aufnahme zu bereiten, wollte sie ihnen sogar durch die Annahme ihres Glaubens schmeicheln. Zu dem Ende legte sie schon zu Brüssel, wo sie sich über ein Jahr aufhielt, heimlich in Gegenwart des Erzherzogs Albrecht und einiger vornehmen Spanier das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände eines Jesuiten nieder. (1654, 24. Dec.) Von Brüssel ging sie mit einem prächtigen Gefolge über Augsburg nach Inspruck. Hier that sie mit größter Feierlichkeit den Uebertritt zum Katholicismus öffentlich, (1655, 6. Nov.) zum innigen Schmerze aller braven Schweden, und besonders derer, die einst mit ihrem heldenmüthigen Vater den Zug nach Deutschland zum Schutze der Protestanten mitgemacht hatten. Und schwerlich erlangte sie dadurch das, was sie sich von diesem Gaukelspiel versprochen hatte. Zumal in Rom, wo die Religion am wenigsten galt, machte man von dieser Sache sehr wenig Aufhebens, und da ihr doch die Meinung Anderer Alles war, so würde sie durch die standhafte Bewahrung der einmal erwählten Grundsätze in der Achtung der Welt unstreitig weit mehr gewonnen haben.

Uebrigens konnte sie mit dem Betragen der Italiäner wohl zufrieden seyn. Alle Städte durch welche

sie kam, fand sie festlich geschmückt; von allen Bürgerschaften ward sie jauchzend eingeholt; Gastmähler, Schauspiele, Erleuchtungen und Ehrenpforten warteten ihrer überall; die ganze Reise von Inspruck bis Rom war ein Triumphzug. In Rom selber hatte man die höchste Pracht aufgeboten. (21. Dec. 1655) Sie küßte dem Papst Alexander VII. den Pantoffel, empfing seinen Segen, und schrieb sich seitdem nach ihm, um den Katholiken recht zu schmeicheln, Christina Alexandra. Sie bezog darauf den farnesischen Pallast, und versammelte bald einen Hof von Gelehrten und Künstlern um sich her, deren Werke sie lobte und verschwenderisch bezahlte. Aber lange that ihr auch das schöne Rom nicht Genüge. Sie wollte nun Frankreich sehen, und trat im Sommer 1656 die Reise dahin an, wiewohl unter so zerrütteten Vermögensumständen, daß sie erst in Rom ihre Juwelen versetzen mußte, um das nöthige Geld herbeizuschaffen. Ganz Paris war in gespannter Erwartung, dies Wunder von einer Frau zu sehen. Mazarin sorgte für einen prächtigen Einzug und eine ehrenvolle Aufnahme. Der damals erst 18jährige Ludwig XIV. wagte nur schüchtern, sich ihr vorstellen zu lassen. Die Hofdamen bekamen bald wieder Muth, da sie die hohe Schulter, die kleine Statur, den nachlässigen Aufzug und die armselige Begleitung der Königin sahen. Sie fanden, daß sie sich zum Erstaunen wenig genire, über alles frey urtheile, im Schauspiel laut auflache, zuweilen gar in Gesellschaften einen Schenkel über den andern schlage, und was der Todsünden in den Augen des lauernden Neides mehr waren. Doch that sie alles,

um die Damen mit sich auszusöhnen, indem sie ihnen mit der größten Höflichkeit entgegen kam, ihnen Schmeicheleien (z. B. der Königin Mutter über ihre schönen Hände) sagte, und die Unterhaltung immer nach ihrem eigenen Ideenkreise herabstimmte. Die Männer bezauberte sie allzumal durch den bewundernswürdigen Umfang ihres Wissens und durch die unterhaltende, ungezwungene Art, mit der sie von allem zu sprechen wußte. Auch ihr Aeußeres schien ihnen sehr reizend, wiewohl die Damen dies durchaus nicht zugeben wollten. Das Ende aller Urtheile, selbst der verschiedensten Partheien, war indessen immer, daß sie eine ganz außerordentliche Person sey.

Nach einigen Monaten verließ sie Paris wieder. Auf der Rückreise nach Italien besuchte sie die berühmte Ninon auf deren Landsitze, und fand sehr viel Geschmack an ihr. Nach einem prächtigen Einzuge in Turin (17. Dec. 1656) reisete sie eine Weile in Italien herum, um sich bewundern und feiern zu lassen. Allein sie hatte nirgends lange Ruhe. Im nächsten Herbste wollte sie zum zweiten Male nach Frankreich gehen. Mazarin fügte der nachgesuchten Erlaubniß noch eine höfliche Einladung hinzu, und so kam sie im Oktober 1657 in Fontainebleau an. Allein diesmal erregte sie schon die erste Aufmerksamkeit nicht mehr, und als sie gar 14 Tage nach ihrer Ankunft ihren Stallmeister, Marchese Monaldeschi, der bisher ihr Vertrauter gewesen war, aber nicht zu schweigen gewußt hatte, unter dem Titel der ihr zustehenden Justiz in einem Zimmer des königlichen Schlosses barbarisch meuchelmor-

den ließ, so daß Fußboden und Wände des Zimmers von dem allenthalben hin gespritzten Blute kaum wieder gereinigt werden konnten, da gab man es ihr deutlich genug zu verstehen, wie gern man ihre Entfernung sehen würde. Dennoch blieb sie bis zum Frühjahr 1658 in Frankreich, worauf sie zum dritten Mal nach Rom zurückreisete.

Großer Mangel im schwedischen Schatze verursachte jetzt eine häßliche Stockung in den Geldlieferungen, die sie bis dahin noch so ziemlich regelmäßig erhalten hatte. Sie mußte sich in dieser Noth an den Papst wenden, der auch wirklich die Gefälligkeit hatte, ihr jährlich 12,000 Scudi auszusetzen, und den Kardinal Azzolini, einen sehr klugen und wirthlichen Mann, zu ihrem Haushofmeister zu bestellen. So lebte sie denn wieder zwei Jahre in Rom, und nicht in der besten Laune. Schon hatte sie unangenehme Kollisionen mit den vornehmen Römerinnen, und diese gaben ihr Stoff genug, ihre thörichte Abdankung zu bereuen. Im Febr. 1660 erhielt sie endlich die Nachricht von ihres Vetters (Karls X.) Tode. Sie beschloß darauf, nach Schweden zurückzureisen, dem Vorgeben nach, um ihre verwirrten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, der Wahrheit nach aber, um zu sehen, ob es nicht etwa möglich wäre, wieder auf ihren alten Thron zu gelangen. Aber daran war nicht mehr zu denken. Vielmehr erregte ihr öffentliches Messehören in Schweden allgemeines Aergerniß, und da sie zu stolz war, um es einzustellen, so rissen die Schweden ihre Kapelle ein, und jagten alle ihre Pfaffen und Italiäner über die See zurück. (23. Dec. 1660). Sie

selbst ging erst im Sept. 1661 nach Hamburg, blieb etwa ein Jahr daselbst, und kehrte dann abermals nach Rom zurück. Von der langen Weile gequält, mischte sie sich nun bald in Familiensachen, bald in Staatshändel, erwarb sich aber nirgends Dank, und erfuhr nur allzu schmerzlich, daß eine Königin ohne Macht nichts weiter als ein gewöhnliches Weib sey. Da ihre Wechsel immer noch nicht regelmäßiger einliefen, so ging sie 1666 zum zweiten Male nach Schweden, litt aber daselbst noch größere Kränkungen als das erste Mal. Der Staatsrath verwahrte sich sehr sorgfältig gegen sie, und schon in Norköping ward ihr angedeutet, entweder umzukehren, oder ihre Pfaffen zurückzuschicken. Trotzig erwählte sie das erstere. Sie segelte nach Hamburg zurück, ohne Stockholm gesehen zu haben, und machte ihre Geldgeschäfte von Hamburg aus schriftlich ab, wo sie über ein Jahr blieb. Im Oktober 1668 kehrte sie darauf zum letzten Male nach Rom zurück, lebte daselbst noch 21 Jahre, sich und andern zur Last, und starb endlich, (1689, 19. April) 63 Jahre alt, längst vergessen von der Welt, der sie so nützlich hätte werden können, wenn sie ihre großen Talente nicht zum Glänzen sondern zum Wirken hätte anwenden wollen. In der Peterskirche liegt sie begraben.

Welche Thaten unterdessen der von ihr eingesetzte König Karl X. gethan, ist zum Theil schon oben bei Dännemark erzählt worden. Aber dieser kriegerische König reizte nicht blos diesen einen Feind; er lag gegen alle seine Nachbarn zu Felde, und hinterließ seinem Nachfolger drei Kriege, die aber alle

noch in dem Jahre seines Todes (1660) beigelegt wurden.

Jener Nachfolger war sein fünfjähriger Sohn Karl XI. (1660 — 1697). Während seiner Minderjährigkeit maßte sich der Adel immer mehr von den Krongütern und von einer ungebührlichen Macht an, auch mischte man sich in unnütze Kriege, aus denen das Reich nur durch Ludwigs XIV. Großmuth so wohlfeil wegkam (Siehe oben S. 207). Aber mit des Königs Volljährigkeit hatte die Herrschaft dieser Herren ein Ende. Karl XI. drang mit einer neuen Domainenreduction durch, zeigte sich als einen gesetzten, friedliebenden und dabei höchst sparsamen Mann, zahlte 9 Millionen Thaler Kronschulden ab, wandte einen Theil seiner Einkünfte auf den Handel, auf Manufakturen, Armee und Flotte, und hinterließ bei seinem Ende (1697, 15. April) das Reich in dem blühendsten Zustande.

Sein Sohn und Nachfolger, Karl XII. war erst 15 Jahre alt. Diesen Umstand wollten Schwedens alte Feinde, Polen, Rußland und Dännemark benutzen, um das wiederzubekommen, was Karl X. und Gustav Adolf ihnen abgenommen hatten. Sie griffen daher alle drei auf einmal Schweden ohne alle Veranlassung an. Wie muthig ihnen aber der junge Held begegnet sey, werden wir im folgenden Theile sehen.

6.

Russen.

Die Russen waren zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts noch nach Sitten, Sprache, Kennt-

nissen, Wohnungen und Kleidung ein so barbarisches Volk, daß man sie lieber zu den Asiaten als zu den Europäern hätte rechnen mögen. Moskwa, die Hauptstadt und Residenz der Zaren, war ein Haufen elender hölzerner Hütten, nur der Pallast des Kaisers und die Klöster waren feste Gebäude von Stein. Der Adel hatte eine unbändige Wildheit, und maßte sich große Gewalt an; und obgleich Zar Iwan II. ein stehendes Heer unter dem Namen Strelzi oder Strelitzen eingeführt hatte, so war doch dies, wegen Mangel an gehöriger Subordination, wie die Janitscharen in der Türkey, oft mehr dem Fürsten als dem Adel gefährlich.

Man muß aber gestehen, daß über diesem ungeheuren Reiche seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein ganz besonders glücklicher Stern gewaltet habe. Kein Reich hat innerhalb 200 Jahren eine solche Menge vortreflicher Regierungen aufzuweisen, als Rußland. Gleich der erste Zar aus der noch regierenden Familie, Michael Feodorowitsch Romanow, gewann alle Herzen durch kluge Sanftmuth, indeß sein wahrhaft weiser Vater, der Patriarch, ihm 20 Jahre lang wie ein Mitregent beistand. Nach seinem Tode (1645) folgte ihm sein wackerer Sohn Alexei, ein funfzehnjähriger Jüngling, der sich während einer Regierung von 31 Jahren allgemeine Achtung erwarb. Er hat auch mehrere Kriege geführt, zuletzt noch gegen die Türken, doch ohne Plan und Erfolg, wie alle rohe Völker. Nach seinem Tode (1676) erbte sein ältester, gleichfalls treflicher Sohn Feodor III. den Thron, abermals ein Jüngling, denn er stand im 19ten Jahre

Er durfte schon einen kühnen Schritt zur Zertrümmerung der Adelsaristokratie wagen, indem er auf einer großen Reichsversammlung die sogenannten Rosrädbücher, in welchen alle Urkunden und Privilegien des hohen Adels verzeichnet waren, öffentlich ins Feuer warf. Er starb schon 1682, 27. April, aber nur um einem Größeren Platz zu machen.

Dies war sein zehnjähriger Stiefbruder Peter (geb. 20. Jun. 1672). Zwar war noch ein rechter Bruder, Namens Iwan vorhanden, allein dieser war so schwachen Geistes, daß Feodor ihn billig übergehen, und statt seiner den desto lebhafteren Jüngsten zum Thronerben bestellen zu müssen glaubte. Ueber diese Verordnung brach nach des Zaren Tode ein fürchterlicher Aufruhr aus, dessen Seele die Prinzessin Sophie, Iwans ältere Schwester, war. Diese, ein Fräulein von hoher Schönheit, vielem Verstande und feurigem Herrschergeist, war schon immer mit ihres Vaters zweiter Ehe unzufrieden gewesen, durch welche die Familie Narischkin, aus welcher die ihr verhaßte Stiefmutter stammte, ein großes Uebergewicht bekommen hatte. Wurde nun ihr Stiefbruder Zaar, so war vorauszusehen, daß diese Familie vollends alles an sich reißen würde. Dies zu verhindern, und sich selbst die Herrschaft zu sichern, bewegte sie die Anführer der Strelitzen und viele Herren vom russischen Adel, Feodors Verordnung umzustoßen, den älteren Bruder, Iwan, zum Zaar zu wählen, und ihr die Mitregentschaft zu übertragen. Um aber jedermann gegen die Familie Narischkin zu erbittern, streute sie die schändlich-

sten Verläumdungen von derselben aus. Iwan Narischkin, der Bruder der Kaiserin, sollte sich auf den Thron gesetzt, und freche Reden ausgestoßen haben. Das setzte die wilden Strelitzen in Wuth. Sie umzingelten den Pallast, drohten die ganze Familie zu ermorden, und hieben auch wirklich jenen Iwan und seine Brüder, nebst andern Gliedern dieses Hauses, in Stücke. Darauf riefen sie nach Sophiens Wünschen den Prinzen Iwan zum Zaar aus. Aber der gutmüthige Knabe trat selbst hervor, zur großen Verwunderung seiner Schwester, und bat, man möchte ihm doch auch seinen lieben Bruder Peter zum Mitregenten lassen. Sogleich schrien sie: „Gott erhalte auch unsern Prinzen Peter!" Darauf kam auch dieser hervor, der durch sein sprechendes Gesicht und sein freies, muthiges Wesen schon als Knabe die Gemüther beherrschte, und bat, man möchte doch seine Mutter nicht ins Kloster schicken. Auch dies bewilligten sie.

Im Jun. 1682 wurden nun Iwan und Peter als künftige Zaaren gemeinschaftlich gekrönt. Die Regentschaft aber führte während ihrer Minderjährigkeit die Prinzessin Sophie, in Verbindung mit ihrem Liebling, dem Fürsten Wasilei Galliczin, dem sie, wie man glaubt, ihre Hand und dereinst den Thron von Rußland zugedacht hatte, wenn der schwache und kränkliche Iwan sterben würde. Denn mit dem Stiefbruder Peter hoffte sie bald fertig zu werden. Dieser wuchs fast wild, und ohne daß sich jemand um ihn bekümmerte, in einem Dorfe bei Moskwa auf, unter einem Schwarme junger Rus-

sen, zum Theil aus guten Familien, mit denen er auf eine ungebundene, lärmende Weise fröhlich war. Aber mitten aus diesem Jugendfeuer leuchtete ein edlerer Schimmer hervor, den Sophie vielleicht zu spät bemerkte; der Prinz besaß eine Wißbegier, die ihn rastlos von einer Untersuchung zur andern jagte, und einen Trieb, etwas Großes auszuführen, wie nur die größten Heroen der Menschheit, zu denen er ganz unbedenklich zu zählen ist, ihn je im Busen getragen haben. Glücklicher Weise fand sich unter seinen Zechgenossen ein junger Genfer, Namens Lefort, der eine Zeitlang im Kriege gedient hatte, und mit der dänischen Gesandtschaft nach Moskwa gekommen war. Dieser Mann besaß eine angenehme Gabe des Vortrags, einen offenen Geist, eine einnehmende Gestalt, und mancherley Kenntnisse. Der junge Peter wurde nicht müde, ihm zuzuhören, wenn er von der Lebensart gebildeter Völker, von ihren Künsten, Vergnügungen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, vom Militär und Seedienst, vom Handel und den großen nach Indien segelnden Flotten erzählte. Da schwoll ihm die jugendliche Brust voll inniger Sehnsucht, einst auch dahin zu kommen, wo die Menschen so menschlich, so kunstreich wären, und dann, wenn er alles von ihnen gelernt, wieder umzukehren in sein barbarisches Vaterland, um seine Russen eben so menschlich, eben so kunstreich zu machen. Er nahm indessen den Lefort in seine Dienste, und überhäufte ihn mit Liebkosungen. Dieser that dafür alles Mögliche, ihn zu erfreuen und aufzuklären. Er lehrte ihn Holländisch und Deutsch, zeigte ihm die französischen Kriegs-

exercitien, und dressirte eine kleine Compagnie von etwa 50 jungen Russen, in welcher Peter von unten auf diente, ganz auf französischem Fuß.

Je mehr sich unter solchen Beschäftigungen Peters großer Geist entfaltete, desto verhaßter mußte der Zwang ihm werden, in welchem seine herrische Schwester Sophie ihn noch immerfort zu erhalten suchte. Mehrmals widersprach er ihr im Staatsrath so nachdrücklich, daß sie ein Zittern ankam, und im Julius 1689 kam es endlich zum öffentlichen Bruche bei Gelegenheit einer Procession, wo er den Vorrang verlangte, und da er nicht durchdrang, sich schnell entfernte. Sogleich nahm Sophie zu ihren alten Freunden, den Strelitzen, ihre Zuflucht, und es gelang ihr durch allerley Vorstellungen, sie abermals in die Waffen zu bringen. Peters Ermordung ward beschlossen. Er floh in der ersten Bestürzung mit seinen Freunden in das Dreieinigkeitskloster bei Moskwa. Hier hatte er die Freude, eine Menge Deutsche, ja viele vom russischen Adel freiwillig zu ihm eilen zu sehen. In wenig Tagen hatte er beinahe ein kleines Heer um sich. Selbst viele Anführer der Strelitzen, denen vor dem Ausgang bange war, gingen mit ihren Rotten zu ihm über. Nun beschloß er, mit diesem Haufen gerade nach Moskwa loszugehen, die Empörung mit Gewalt zu dämpfen, und seine Schwester auf immer von der Regierung zu entfernen. Alles ging erwünscht. Die meisten Einwohner der Hauptstadt empfingen den jungen Helden mit Frohlocken. Alle Verschworne wurden arretirt, und nach der rohen Sitte des Landes barbarisch gestraft. Der Oberste der Strelitzen

nebst andern Anführern wurden gerädert, andere wurden geköpft, andere geknutet, andere mit ausgeschnittenen Zungen nach Sibirien geschickt. Sophiens Liebling, der Fürst Gallizin, verlor seine Güter, und wurde mit 3 Kopeken (9 Pfen.) täglichen Kostgeldes nach einer kleinen Stadt (Kargopal) in Weißrußland, in der Nähe von Archangel, verwiesen. Sophie ward in ein Nonnenkloster bei Moskwa gesperrt und streng bewacht. Jetzt ward Peter Alleinherrscher, denn sein Bruder Iwan trat ihm mit Vergnügen seinen kleinen Anspruch ab, und 1696 nahm ihn schon der Tod weg.

Man kann denken, wie rasch der junge Reformator nun seine längst gereiften Ideen ins Werk gerichtet haben werde. Lefort kam ihm zuvor, indem er ihn eines Tages mit einer heimlich nach deutscher Weise gekleideten und exercirten Compagnie junger Russen überraschte. Freudig kam der Zaar auf den fremden Schlag der Trommel herbeigelaufen, und sah den Exercitien der neuen Compagnie zu, die Lefort commandirte. Er umarmte den letztern, verlangte selbst in der Compagnie zu dienen, und mit dem Trommelschlagen anzufangen. Die Montur ward herbeigeschafft, und bald trommelte der gelehrige Zaar in so raschen Wirbeln, als ob er nie etwas anders gethan hätte. Die Russen liefen erstaunt herbei, das seltsame Schauspiel zu sehen, und wurden zu ihrer Verwunderung gewahr, daß es keine bloße Spielerey sey. Der Tambour avancirte indessen bald zum Sergeanten und endlich zum Officier hinauf, und freute sich nicht wenig, wenn sein Beispiel vornehme Nachahmer erweckte. Aber die Rus-

sen waren so nachahmungssüchtig nicht. Sie hingen so fest an dem lieben gewohnten Alten, daß das viele Neue und die Begünstigung der Ausländer ihnen ein recht bittres Aergerniß gab. Und eben da ihrer so wenige hinzutreten wollten, war Peter gezwungen, desto mehr fremde Officiere ins Land zu ziehen. Mit vieler Mühe erhob er dadurch seine Leibcompagnie zu einem Haufen von 600 Mann. Lefort wurde General und Minister.

Der größte Wunsch Peters war immer gewesen, einmal ein englisches oder holländisches Schiff zu sehen. Er reisete jetzt nach Archangel, freute sich des herrlichen Anblicks, betrachtete, untersuchte alles, half selbst an einer Schaluppe mit arbeiten, übte sich im Zeichnen der einzelnen Theile, und ruderte so oft er konnte, auf dem Wasser herum. Gern hätte er gleich die Welt umsegelt, allein die Türken riefen ihn zurück. Er versuchte seinen ersten Krieg 1695, und belagerte Asow. Aber die Russen waren noch so ungeschickte Belagerer, daß die Türken diesmal unangefochten blieben. Ergrimmt sandte Peter nach Wien und Berlin, und bat um deutsche Artilleristen, Mineurs und Ingenieurs. Mit ihrer Hülfe gelang endlich die Eroberung der Stadt im folgenden Jahre (1696, 18. Jul.). Er schloß hierauf einen Waffenstillstand mit der Pforte, und eilte nun, seinen längst genährten Lieblingswunsch auszuführen, fremde Länder zu sehen. Die Zurüstungen zu dieser Reise erregten schon den Unwillen der Strelitzen, denen die fremden Officiere längst verhaßt gewesen waren, und die von dieser Reise eine völlige Umschaffung des Kriegswesens mit Recht fürchteten; und diese

Unzufriedenheit benutzte die noch immer wirksame Sophie, eine zweite Verschwörung gegen das Leben ihres Bruders zu Stande zu bringen. Zwei Hauptleute der Strelitzen, Sikel und Sukawnin leiteten die Unternehmung. Der Plan war, man wolle in einer Nacht Feuer anlegen, und in dem dabei entstehenden Gedränge den Zaar, der bei solchen Gelegenheiten immer mit Hand anlegte, umbringen. Einige Stunden vorher sollte sich die Rotte bei Sukawnin versammeln, und dort bis Mitternacht beisammen bleiben. Schon war der verhängnißvolle Tag gekommen, da entdeckten zwei furchtsame Strelitzen dem Zaar das Komplot. Dieser ließ sie verhaften, unterrichtete den Kapitän der Leibwache davon, und befahl ihm, in der Nacht um 11 Uhr in größter Stille mit seiner Compagnie das Haus des Sukawnin zu umzingeln. Weil er aber nachher in der Verwirrung glaubte, er habe den Kapitän um 10 Uhr bestellt, so ging er in Begleitung eines einzigen Pagen nach 10 Uhr selbst hin. Da er niemand vor dem Hause fand, so vermuthete er, die Wache werde schon drinnen seyn. Aber wie erstaunte er, als er beim Eintritt niemand als die betrunkenen Strelitzen erblickte. Diese nicht minder erschrocken, fuhren rasch auf; er aber nahm sich zusammen, grüßte sie freundlich, und sagte, er sey eben hier vorbeigekommen, und weil er aus dem hellen Lichte eine lustige Gesellschaft vermuthet, so habe er, zum Schlafengehn noch zu munter, erst ein Gläschen mit ihnen trinken wollen. Diese Anrede benahm den Verwirrten alle Furcht, sie tranken seine Gesundheit, und er, mitten unter ihnen sitzend, that

ihnen nach seiner Weise tapfer Bescheid. Bald darauf sagte einer der Verschwornen halblaut zu Sukawnin: „Jetzt, Bruder, ist es Zeit!“ Noch nicht, flüsterte dieser. „Ha! rief der Zaar mit fürchterlicher Stimme, indem er wild aufsprang: wenn es bei dir noch nicht Zeit ist, so ist es bei mir Zeit!“ Und in dem Augenblick schlug er dem Sukawnin mit der geballten Faust so heftig ins Gesicht, daß er zu Boden stürzte. Dann schrie er fast sinnlos gegen die Thür: „Wache, bindet die Hunde!“ Und glücklicher Weise erschien in diesem Augenblick, mit dem Schlag 11 Uhr, der Gardekapitän mit seinen Leuten. Die Verschwornen fielen auf die Knie und baten um Gnade. Sie wurden gebunden und abgeführt. In der Hitze erhielt auch der Kapitän eine Ohrfeige, weil er eine Stunde zu spät gekommen. Als er aber seinen Befehl vorzeigte, küßte der beschämte Zaar ihn auf die Stirn, nannte ihn einen braven Officier, und bat ihn um Vergebung. Die Strafe der Strelitzen war fürchterlich. Die Anführer wurden geviertheilt, und ihre Glieder an allen Stadtthoren aufgesteckt. Sophie ward von jetzt an schärfer bewacht, als zuvor.

Jetzt durfte es der kühne Mann schon wagen, sein Reich auf einige Jahre zu verlassen. Er bestellte die einsichtsvollsten und treusten Männer der Regierung während seiner Abwesenheit, und trat im April 1697 diese Reise an. Da er alles Aufsehen haßte, so gab er seiner Reisegesellschaft das Ansehen einer großen Gesandtschaft, an deren Spitze sein General Lefort und einige vornehme Russen standen, und zu deren unscheinbarsten Begleitern er nur ge-

hören wollte. Die Reise ging über Riga und Mitau nach Königsberg, wo der damalige prachtliebende Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg für eine höchst glänzende Aufnahme dieser ehrenvollen Gesandtschaft gesorgt hatte. Unter einem karmosinrothen, reich mit Gold durchstickten Thronhimmel, und in einem scharlachenen, mit Diamanten besetzten Kleide, umringt von seinem Hofstaat, empfing er den Besuch, hörte die Reden der Gesandten, und bewirthete nachher die Gesellschaft köstlich. Während der Audienz stand der verkleidete Zaar ganz hinten unter dem Gefolge, allein die brandenburgischen Hofleute wollten nachher doch versichern, sie hätten ihn schon damals erkannt an dem hohen und schlanken Wuchs und an dem wunderbaren Blitz der rollenden Augen, die man in der That nicht ohne Furcht betrachten konnte. Nachdem er sich von der brandenburgischen Verfassung und vielen andern Dingen sorgfältig unterrichtet hatte, reisete er mit seiner Gesandtschaft am 9. Jun. von Königsberg ab, und ging über Pommern, Berlin, Magdeburg und Kleve nach Amsterdam. Hier war er recht in seinem Elemente. Das Gewühl der Kaufleute, Schiffer und Soldaten, die unzähligen Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Mühlen, Dämme, Maschinen und Schleusen, und vor allem die ungeheuren Seeschiffe beschäftigten seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde so sehr, daß er von früh bis in die Nacht auf den Beinen war, um alles recht genau besehen und behalten zu können. Noch einen Theil der Nacht sogar verwandte er auf das Aufzeichnen des Merkwürdigsten, das er an jedem Tage gesehen hatte.

Um hier in dieser herrlichen Schule keinen Augenblick mit leeren Complimenten und Staatsbesuchen verschwenden zu dürfen, zog er sein Incognito noch immer enger zusammen, und begab sich zuletzt mit wenigen jungen Russen nach dem berühmten Dorfe Saardam, wo die großen Seeschiffe gebauet werden. Hier that sich ihm eine ganz neue Welt auf. Nicht zufrieden, nur zu sehen, wollte er selber lernen, und stellte sich als ein junger Russe in einer kurzen rothen Friesweste und langen Hosen einem Schiffsbaumeister als Lehrling dar. Man schrieb ihn darauf unter dem Namen Peter Michaelow als gemeinen Zimmermann ein, und nur einer seiner Begleiter nahm Theil an der mühsamen Arbeit. Um sich durch nichts zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuße, und zeichnete sich durch nichts vor ihnen aus, als durch ganz ungewöhnlichen Fleiß und eine unersättliche Lernbegierde. Mit seiner Axt auf der Schulter war er des Morgens immer einer der ersten bei der Arbeit, und des Abends der letzte in seinem selbstgemachten Bette. Erst als man zufällig seinen wahren Stand entdeckte, wurde er verdrossener. Man kann sich die Verwunderung der übrigen Arbeiter bei dieser Entdeckung denken; da er indessen durchaus nicht anders als seine Kameraden behandelt seyn wollte, so schickten sie sich zuletzt in seinen Willen, und nannten ihn blos Meister Peter. Im Winter nahm er seine Wohnung wieder zu Amsterdam, und ließ sich in der Mathematik und Naturkunde unterrichten, ja er besuchte die Vorlesungen eines berühmten Anatomen, Ruisch, und übte sich selbst in chirur-

gischen Operationen. Wo nur irgend etwas Nützliches zu lernen war, da mußte er hin, und wenn ihm ein kenntnißreicher Mann eine Belehrung gab, so hing sein Blick mit forschender Ungeduld an dessen Lippen. —

Als das Schiff, an dem er selbst so fleißig mitgearbeitet hatte, fertig war, kaufte er es, und schickte es mit vielen in Holland angeworbenen Seeleuten, Officieren und Künstlern aller Art nach Archangel. Er selber segelte darauf im Januar 1698 nach England über. Mit König Wilhelm III. hatte er sich im Haag schon besprochen. Auch hier nahm er seine Wohnung zu Depfort, dem großen Schiffbauplatze, und unterhielt sich fleißig mit den Arbeitern. In London besuchte er die Uhrmacher und andere Künstler häufig, ließ sich in der Sternkunde unterrichten, und streifte in Gärten und Kaffeehäusern, Kirchen und Schauspielen, bald als Kavalier, bald als Matrose gekleidet, ohne allen Zwang herum. Am Gestade zu Spithead machte ihm der König eine außerordentliche Freude, indem er die große englische Flotte sich in 2 Partheien theilen, und im Scherze ein Seetreffen liefern ließ. Dieser Anblick entzückte ihn so sehr, daß er ausrief: „Ha fürwahr, wäre ich nicht Zaar von Rußland, nichts möchte ich lieber seyn, als ein englischer Admiral!" Beim Abschiede schenkte ihm der König seine Jacht von 24 Kanonen, auf welcher er wieder nach Holland überfuhr. Er nahm aus England 3 Kapitäne von Kriegs- und 25 von Handelsschiffen, 40 Lieutenante, 30 Lootsen, 30 Wundärzte, 250 Kanoniere und über 300 Künstler mit. Von Holland ging er über Dresden nach

Wien, wo er sich aufs genaueste vom deutschen Kriegswesen unterrichtete, und schon schickte er sich an, nach Venedig und Rom abzugehen, als eine höchst beunruhigende Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen ihn zwang, seinen schönen Plan aufzugeben, und eiligst nach Moskwa zurückzukehren (Aug. 1698).

Sein Blut kochte, wenn er an dies widerspenstige Volk dachte, das ihm schon soviel Kummer gemacht, und ihn jetzt eben in dem herrlichsten Genusse störte. Als er bei seiner Durchreise durch Polen den König August II. in dem Flecken Rawa besuchte, und dieser als ein Pröbchen seiner ungeheuren Stärke einem polnischen Ochsen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf herunterschlug, bat sich Peter zum Andenken den Säbel aus, und sagte: „Ich will Ihre Kunst an den Russenköpfen versuchen.“ Am 4ten September (1698) traf er in Moskwa ein. Die schwerste Arbeit fand er schon gethan. Der tapfere General Gordon, ein Schotte, hatte den rebellischen Strelitzen ein förmliches Treffen geliefert, viele getödtet, und mehrere Tausende gefangen bekommen. Schreckliche Verhöre mit Folter und Knute begannen nun. Viele blieben stumm und standhaft, selbst bis zur Todesqual; aus andern brachte man heraus, daß sie mit der Nachricht getäuscht worden seyen, der Zaar sey todt. Die Prinzessin Sophie hatte sich durch Bittschriften förmlich auffordern lassen, die Regierung zu übernehmen. Der Widerwille gegen des Zaars Neuerungen war die Haupttriebfeder der Verschwörung gewesen.

So fürchterlich war Peters ungeheurer Jähzorn

noch nie angefacht worden. Es fehlte nicht viel, daß er nicht das ganze Corps der Strelitzen mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätte. Das Rädern, Hängen, Köpfen dauerte mehrere Wochen lang fort, denn über Zweitausend wurden hingerichtet. Er machte es nun wahr, was er dem König von Polen versprochen hatte, ja er forderte seine Freunde auf, ihm schlachten zu helfen. Nur Lefort bat, ihn davon auszunehmen, da dies in seinem Vaterlande nicht gewöhnlich sey. Um das Kloster, in welchem Sophie wohnte, wurden an 200 Galgen errichtet, die alle voller Strelitzen hingen, und ihrem Fenster gegen über knüpfte man die drei auf, die ihr die Bittschriften überreicht hatten. Jeder derselben bekam ein Blatt in die Hand, und eine Stütze unter den Arm, so daß er das Ansehen eines Darreichenden erhielt. Sophie selbst ward härter als bisher beschränkt, und seitdem rührte sie sich nicht wieder.

Eine fürchterliche Stille herrschte jetzt im ganzen Reiche. Peter konnte jetzt einführen, was er wollte. Er ordnete darauf neue Finanz- und Justizkollegien an, errichtete neue Regimenter, stiftete Schulen, bauete Schiffe, und führte fast mit Gewalt statt der langen Mäntel die deutsche Kleidung ein. Wer seinen Zorn nicht reizen wollte, mußte sich den Bart abscheeren, und wer nicht wollte, daß ihm auf öffentlicher Straße der Rock abgeschnitten würde, der mußte sich gleich einen kurzen machen lassen. Damit jeder das Maaß genau erführe, so wurden an den Stadtthoren Muster von deutscher Kleidung aufgehängt. Offenbar ging der hitzige Mann in diesem Stücke in seinem Eifer zu weit, und schritt über sei-

ne Regentenrechte hinaus, allein seine Absicht war doch gut gewesen; er wollte sein Volk auch dem Aeußern nach menschlicher machen. Nur Schade, daß der Geschmack, den er einführte, schlechter war, als der, den er verdrängte.

Noch hat er das Verdienst um die Vermenschlichung seiner Russen, daß er den Weibern, die bisher wie in der Türkey gleich Gefangenen waren verschlossen gehalten worden, den Zutritt in Männergesellschaften erlaubte. Und da nach der bisherigen Sitte ein Bräutigam seine Braut nicht eher als nach geschlossenem Vertrage zu sehen bekam, so verordnete Peter jetzt, daß die Heirathslustigen selber sollten wählen, und 6 Wochen lang mit den Gewählten umgehen dürfen. Er selbst war schon seit seinem 17ten Jahre vermählt.

Im folgenden Zeitraum werden wir diesen außerordentlichen Mann im Kampfe mit einem nicht minder merkwürdigen Gegner erblicken.

7.

Polen und Preußen.

Das polnische Reich war in diesem Jahrhundert bei weitem nicht so vom Schicksal begünstigt worden, als das russische. Nicht nur litt es ungemein in den vielen Kriegen, durch die Verheerungen der Tataru, Türken, Kosaken, Schweden, ja selbst der befreundeten wallensteinischen Hülfsvölker; sondern es verlor auch in denselben beträchtliche Provinzen. Chozym und die Moldau kam an die Türken (1622, 9. Oktob.), Esthland und Liefland an die

Schweden (1660, 3. Mai), den unruhigen Kosaken mußte die ganze Ukraine frey gegeben werden, und endlich kam es gar dahin, daß die Polen den Türken einen jährlichen Tribut von 22,000 Goldgulden versprachen, und ihnen außerdem noch Podolien und die wichtige Festung Kaminieck abtreten mußten *) (1672, 18. Oktob.). Welche Verluste! Aber noch weit größer war das Unglück im Innern des Landes. Anstatt daß andere Länder durch die Unterjochung des Adels unter die Einheit einer wohlgeordneten Königsgewalt in diesem Jahrhundert Ruhe, Kraft und Wohlstand gewannen, und die niedern Stände in denselben zur Freiheit und Menschlichkeit emporwuchsen, war der polnische Adel auf nichts eifriger bedacht, als wie er bei jeder neuen Königswahl die Macht und die Einkünfte des Regenten immer mehr schmälern wollte, und damit nur sie recht frey blieben, ward nicht nur dem Könige aller Einfluß auf die niederen Stände benommen, sondern diese Millionen kräftiger Menschen, von der Natur so gut als ihre Tyrannen zum freien Lebensgenuß berufen, mußten im Schmutz, in der Dummheit und in der Armuth der drückendsten Leibeigenschaft starren. Von muthigen Bürgern, von erfinderischen Köpfen, von raschem Gewerbe und künstlicher Arbeit hörte man in Polen nichts. Der nöthige Handel ward von den Nachbarn und von Juden getrieben, die sich früh genug in diesem ihnen so günstigen Staate einfanden, dessen Landplagen sie

*) Beides bekamen sie jedoch 1699 (26. Jan.) im Karlowiczer Frieden wieder.

eben durch ihr Erscheinen noch um eine der ärgsten vermehrten.

Auf die 45jährige unglückliche Regierung des schwachen Königs Sigismund III. folgte die nicht viel bessere seines Sohnes Wladislav IV. (1632 — 1648) und hierauf die noch viel traurigere Johann Casimirs, eines Bruders des Vorigen (1648 — 1669). Unter ihm rebellirten die Kosaken, freye Schutzverwandte der Polen, die man schon vorher beleidigt hatte; viele unzufriedene Edelleute machten gemeine Sache mit ihnen, Rußland warf sich zu ihrem Beschützer auf, ja auch der siebenbürgische Fürst Ragoczy und der kriegerische Schwedenkönig Karl X. fielen in das polnische Reich ein. Nur die kräftige Unterstützung Brandenburgs und der plötzliche Tod des schwedischen Königs (1660) konnten es von der gerechten Furcht befreyen, in diesem Sturme gänzlich zertrümmert zu werden. Der Friede mit Schweden, der es rettete, wurde zu Oliva geschlossen (1660, 3. Mai). In demselben that Polen auf Schweden und auf den größten Theil von Liefland Verzicht.

Der schwache und überall beschränkte König ward endlich seiner Würde so überdrüßig, daß 1668 nach dem Tode seiner Gemahlin nichts ihn bewegen konnte, sie länger zu behalten. Er legte sie daher gegen eine Pension von 150,000 Gulden nieder, ging nach Frankreich, und starb vier Jahre hernach zu Nevers (1672, 16. Decemb.). Dieser Fall machte die polnischen Großen so stutzig, daß sie sogleich ein neues Gesetz aufstellten, kraft dessen kein künftiger König mehr solle abdanken dürfen. Wahrlich,

eine traurige Verfassung, in der man solche Gesetze nothwendig findet! Aber man sah bald noch traurigere Erscheinungen. Sieben Monate lang war eine völlige Anarchie, während welcher zwei auswärtige Fürsten sich um die Krone bewarben, und sich durch Bestechungen aller Art ihre Partheien zu machen suchten. Auf dem Wahlfelde kam es zu blutigen Auftritten. Fast wäre aus dem Wahlfelde *) ein Wahlplatz geworden, denn in einigen Minuten geschahen einige tausend Schüsse. Nur der Krongroßfeldherr Johann Sobiesky stellte die Ruhe her, indem er drohte, die Truppen vorrücken zu lassen, um alle diejenigen niederzuschießen, die sich der ruhigen Stimmensammlung widersetzen würden. Der Woywode von Kalisch, Opalinsky, machte zuletzt dem Streite ein Ende. „Warum," sagte er, „wollen wir einander um Fürsten erwürgen, die wir nie gesehen haben? Unsere Vorfahren waren weiser. Sie wählten in einer ähnlichen Verlegenheit den Piast, einen gebornen Polen, ohne Geburt und ohne Vermögen, und dieser regierte so weise, daß noch jetzt jeder Pole aus Grundsätzen der Ehre und Dankbarkeit sich gern nach ihm nennt. Laßt uns unsern Vor-

---

*) Die Wahlen geschahen ganz auf römische Art auf einem freyen Felde bei Krakau. Der ganze Adel Polens und Litthauens versammelte sich hier, oft über 100,000 Mann stark, in größter Pracht, jener diesseits, dieser jenseits der Weichsel. In der Mitte war eine Verschanzung errichtet, in welcher die Deputirten der einzelnen Kreise rathschlagten, doch nicht ohne von Zeit zu Zeit die außen Stehenden von den Resultaten zu unterrichten.

fahren nachahmen, und gleichfalls einen Piasten wählen." Diese Worte fanden einstimmigen Beifall, man zog einen Abkömmling der Jagellonen, Michael Thomas Wisniowiecky, hervor, und alles rief: „Es lebe König Michael!" Der gute Mann, in dem man sich doch wirklich vergriffen hatte *), fing an zu weinen, und wollte die Krone gar nicht annehmen; aber er ward mit Gewalt zur Krönung geführt (1669, 19. Jun.). Zum Glück dauerte die Reue, ihn gewählt zu haben, nicht lange; denn er starb schon 1673 (10. Nov.). Die Wahl seines Nachfolgers geschah fast ganz auf die nämliche Art, wie die seinige. Man nahm den tapfern Großfeldherrn Johann Sobiesky dazu (1674, 20. Mai), der durch Muth und Klugheit besonders den Türken sehr gefährlich ward, aber dennoch nicht die Liebe seiner Nation erlangen konnte, weil diese in ihrem unsinnigen Freiheitsschwindel kaum wußte, was sie alles von einem Könige verlangen sollte. Er starb 1696, 17. Jun., und sein Nachfolger war, wie wir schon wissen, der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, der als König von Polen den Namen August II. geführt hat. Die Eitelkeit, mit einem Königstitel zu prangen, ward wohl nirgends härter als in Polen gebüßt, und dies unglückliche Reich scheint uns recht zum Exempel aufgestellt zu seyn, wohin die Aristokratie endlich führe.

Von dem Herzogthume Preußen ist in diesem

*) Wenn man nicht etwa einen Schwächling haben wollte??

Jahrhunderte wenig zu sagen. Gustav Adolfs Freundschaft mit dem Hause Brandenburg war dem Ländchen ein großer Schirm, und die 48jährige kluge Regierung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640 — 1688) gereichte demselben nicht minder zum Segen. In dem Traktate zu Welau erklärte Polen das Herzogthum Preußen für unabhängig, und der Friede zu Oliva bestätigte dieselbe. Kurfürst Friedrich III., sein Nachfolger, liebte Preußen vorzüglich, auch war er es ja, wie bekannt, der dasselbe im Anfange des folgenden Jahrhunderts zum Königreich erhob. Doch davon im nächsten Bande.

8.

Ungarn und Türken.

Auch Ungarn war, wie Polen, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, noch ein Wahlreich, auf welches jedoch die östreichischen Regenten seit Ferdinand I. einen solchen Einfluß behielten, daß man nicht von ihnen abzugehen wagte, so schlecht auch der wackern Nation damit geholfen war. Denn auch ihr stand noch die heilsame Revolution bevor, kraft welcher die Macht des Adels gebrochen, und die gesammte, gesetzgebende und vollziehende Gewalt in eine Hand vereinigt werden mußte. Zu dieser Souverainität hatten nun die östreichischen Regenten allerdings den Willen, allein, da sie die Ausführung desselben ihren Ministern und Generalen überlassen mußten, so hatten sie mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, als ein anderer kühn durchgreifender König, der aus der Mitte seines Volks gewesen wäre,

würde gehabt haben; sie beleidigten nothwendig, da sie mit deutschen Soldaten das Werk durchsetzen wollten, nicht allein die Verfassung, sondern vorzüglich die Nationalität. Da überdem auch die Partei der Protestanten sowohl unter dem Adel als besonders in den freien Städten mächtig war, die östreichischen Regenten aber, von den Jesuiten geleitet, glaubten, die wahrhafte Souverainität sey nur mit dem Daseyn der katholischen Religion möglich; so mußten ihre Bestrebungen nothwendig auch von dieser Seite bedeutende Hindernisse finden. Ferdinand II., dem nichts über den katholischen Glauben ging, drückte die ungrischen Protestanten unbarmherzig, und auch unter Ferdinands III. Regierung übten die Jesuiten gegen sie eine wahre Inquisition. Unter Leopold I. (1655 — 1705) mußte das Land besonders viel leiden. Doch das ist oben S. 213 bereits erzählt. Eben daher wissen wir auch, welch ein Glück dieser Kaiser hatte, indem die trefflichsten Feldherrn für ihn stritten, und ihm nicht nur seine Hauptstadt retteten, sondern auch die abgematteten Ungarn dahin brachten, eine erbliche Herrschaft des Hauses Oestreich über sich anzuerkennen (1682). Aber die fortwährende lieblose und räuberische Behandlung dieses Landes, das das Wiener Ministerium nun ganz zur deutschen Provinz machen wollte, erzeugte auch fortwährend vielerlei Aufstände.

Die Türkei, als ein bloß militärischer Staat, ward nur durch Kriege und kriegerische Regenten zusammengehalten. Ein furchtbarer Despot auf dem

Throne war durch seine stehende Macht, die Janitscharen, allmächtig, so wie vormals ein römischer Imperator durch seine Prätorianer; aber ein feiger Schwächling lief Gefahr, von ihnen selbst überwältigt zu werden. So wurden in den 5 Jahren von 1618 — 1623 drei Sultane von ihren eigenen Soldaten entthront, ja die beiden letzten erdrosselt. Waren die Janitscharen mit einem Sultan unzufrieden, so durfte ihnen nur einer von seinen Brüdern oder Verwandten glänzende Versprechungen machen, und die Empörung war da. Dies bewegte manchen grausamen Sultan, wie ehemals manchen griechischen Kaiser, bei seiner Thronbesteigung alle seine Verwandte ermorden zu lassen, und mancher Großwessir, der seinem Herrn ein Mißtrauen einflößte, ward von ein Paar Stummen mit einer seidenen Schnur erdrosselt. Oft lag hingegen in dem gefährlichen Kampfe auch der Sultan unter, und erfuhr alsdann das nämliche Schicksal. So Sultan Ibrahim (1648, 17. Aug.). Zuweilen war jedoch auch unter den Großwessirn ein Richelieu. Als einen solchen Kopf rühmt man den Achmet Kiuprili, der die Verwaltung des Reichs von 1661 bis 1675 führte, und Kiuprili Mustapha (1689 — 1691), der die von den Oestreichern fast ganz vernichtete Armee wieder herstellte, durch sein freudiges Beispiel die allgemeine Muthlosigkeit aufhob, siegte, sobald er ins Feld rückte, und den ganz erschöpften Finanzen wunderbar wieder aufhalf. Und nur 2 Jahre wirkte dieser große Mann! Er blieb schon 1691, 19. Aug., in der Schlacht bei Salankemen. Seitdem dauerten die Kriege mit Oestreich und Rußland fast

immer fort, aber meistens zum Nachtheil der Türken. In dem Carlowitzer Frieden (1699) mußten sie dem Kaiser Sklavonien, Siebenbürgen und das ganze Land zwischen der Donau und Theis abtreten. Auch erhielt Venedig den ganzen Peloponnes. Für Polen war dieser Frieden oder vielmehr Waffenstillstand, denn er wurde nur auf 25 Jahre geschlossen, nicht minder vortheilhaft. Von merklich fortschreitender Kultur findet sich bei diesem, durch seine Religion von dem übrigen Europa isolirten, Volke in dem vorliegenden Zeitraume keine Spur.

9.

Italiener und Schweitzer.

In Italien hat sich im siebzehnten Jahrhundert wenig verändert, verbessert gar nichts. Mailand und Neapel blieben spanische Provinzen, trotz den Versuchen einzelner Verwegenen, das drückende Joch abzuschütteln. Aus der Regierung in Florenz war der Geist der alten Mediceer so sehr gewichen, daß das schöne Land unter den beiden Großherzogen Ferdinand II. (1621 — 70) und Cosmus III. (1670 — 1723) mit dem eben so schlecht regierten Kirchenstaat in einerlei traurigem Verfalle seufzte. Seitdem die Herzogthümer Mantua und Montferrat in die Hände eines französischen Prinzen gekommen waren (1628, s. oben S. 248), hörte Spaniens Einfluß auf die italienischen Angelegenheiten auf, und Frankreich bekam dafür in Italien ein desto größeres Uebergewicht. Wie herrisch besonders Ludwig XIV. den Papst und die Republik

Genua behandelt habe, ist aus dem Obigen bekannt. Nur die beiden Herzoge von Savoyen, Victor Amadeus I. (1630 — 1675) und Victor Amadeus II. (1675 — 1730) wußten durch ein kluges Betragen gegen Frankreich und Spanien ihr Gebiet, selbst unter dem gewaltsam reünirenden Ludwig XIV. nicht nur zu erhalten, sondern zu vergrößern. Die Republik Venedig zeigte fast unter allen jetzt so tief gesunkenen italiänischen Staaten noch die meiste Selbstständigkeit, indem sie drei heftige Kriege mit den Türken führte, die ihr die Inseln Kandia und Korfu entreißen wollten, und die erstere auch wirklich entrissen. Auch die Epoche der großen Genies schien jetzt in Italien vorüber zu seyn, wiewohl man sich noch häufig mit den Wissenschaften beschäftigte, auch einige Künstler aufstanden, die als würdige Schüler der großen Meister des sechszehnten Jahrhunderts aufgezeichnet zu werden verdienen. Ich nenne hier nur unter den Malern die fünf vorzüglichsten: Guido Reni (geb. zu Bologna 1575, † 1642), Dominichino (geb. zu Bologna 1581, † 1641), Salvator Rosa (geboren im Neapolitanischen 1615, † zu Rom 1673), Franz Solimeno (auch ein Neapolitaner, geb. 1657, † 1747), Lucas Giordano (geb. zu Neapel 1632, † 1705). Alle diese hatten schon in ihrer frühesten Kindheit einen lebendigen Trieb zur Kunst empfunden, der unstreitig durch den Anblick so vieler herrlichen, überall, besonders in den Kirchen aufgestellten Gemälde, und durch die ungemeine Ehre, in welcher damals große Künstler standen, erweckt worden war. Auch erwarben sie selbst sich durch ihre Werke glänzende Ehren-

stellen und Reichthümer. Lucas Giordano war ein so frühzeitiges Genie, daß er schon im achten Jahre heimlich ein Kirchengemälde al fresco vollendete, mit dem sein Vater sich nicht fertig zu werden getrauet hatte.

Die Schweitzer litten während des dreißigjährigen Krieges mancherlei Bedrückungen; ihr Handel und ihre Fabriken stockten, viel armes Volk aus dem geplünderten Deutschland flüchtete zu ihnen, an ihren Gränzen schlugen sich Spanier und Franzosen um das Ländchen Veltlin herum, und innerlich schäumten unaufhörliche Gährungen zwischen den reformirten und katholischen Kantonen. Im westphälischen Frieden setzten es die Franzosen, Oestreich zum Trotze, durch, daß die Schweiz, so wie die vereinigten Niederlande, eine freie Republik, und vom deutschen Reiche ganz unabhängig seyn sollte. Seitdem haben sich die Schweizer fast immer an Frankreich angeschlossen, ja sogar sich größtentheils dessen Sprache und Sitten angeeignet, besonders seit der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685), die auch ihnen eine beträchtliche Anzahl kunstreicher Kolonisten zuführte.

Register.

Aachen, Friede zu 330.
Akademien, französische, 321.
Akte, Schifffahrts=, 450.
Alexander VII. gedemüthigt, 325.
Alerei, 543.
Algier, bombardirt, 350.
Anhalt, Christian von, 16.
Aniello, Thomas, 505.
Annese, Gennaro, 506.
Anspach, Johann Ernst v., 14.
Arnim, General, 101. 137.
Augsburg erobert, 108.
August II. König von Polen, 561.
d'Avaux, französischer Gesandter, 174.

Baden, Georg Friedrich von, 21.
Bank zu London errichtet, 493.
Banner, General, 158. st. 164.
Bärwalde, Vertrag zu, 76.
Baudissin, 133.
Bayle, Peter, 378.
Bethlen, Gabor, Fürst von Siebenbürgen, 11. 27.
Bibliothek heidelbergische nach Rom gebracht, 24.
— zu Frauenburg nach Upsala gebracht, 67.
— zu Würzburg nach Schweden gebracht, 93.
Bierkönig, der, 90.
Blake, engl. Admiral, 458.
Blenau, Treffen bei, 301.
Blutgericht, 218.
Bogislav, Herzog von Pommern, st. 160.
Böhmen rebellirt, 8.
— bestraft, 18.
Boileau, 383.
Bossuet, Benig., 379.
Boucquoi, General, 8.
Bouillon, Herzog von, tritt s. Herrschaft ab, 276.

Bourdaloue, P., 379.
Brasilien kommt wieder an Portugal, 503.
Braunschweig, Christian von, 22; st. 38.
Breda, Friede zu, 479.
Breisach, erobert, 161.
Brömsebro, Friede zu, 521.
Buckingham, 390; ermordet, 394.
Butler, englischer Dichter, 500.
Buttler, Obrist, 147.

Cabal, 478.
Carlowitz, Friede zu, 565.
Cassini, Dominicus, 378.
Catalonien rebellirt, 505.
Catinat, franz. Feldherr, 370.
Cayenne, Kolonien zu, 320.
Chaise, Pater la, 356.
Christian IV. König von Dänemark, 29. 520.
— V., 531.
Christine von Schweden, 533; legt die Regierung nieder, 536.
Cinqmars, Herr von, 270.
Clarendon, Graf, 475.
Colbert, 319; st. 351.
Commission, hohe, ihre Errichtung, 485.
Condé, Prinz von, geht zu den Spaniern, 307.
Conti, Torquato, 71.
Corneille, Peter, 375.
Covenant, der, 402; wieder aufgehoben, 476.
Cromvel, Olivier, 399. 420; lehnt die Krone ab, 463; geschmeichelt von Mazarin, 464; Seine Gemüthsunruhe, 465; stirbt, 466.
— Richard, 466.

Descartes, René, 378.
Dessauer Brücke, Schlacht bei der, 38.
Döwitz, Schlacht bei, 158.
Dominichino, 566.
Dragonaden, 359.
Dunbar, Schlacht bei, 444.
Dünkirchen gekauft, 319.
— Schlacht bei, 313.
Dyk, van, 517.

Edgehill, Schlacht bei, 418.
Englische Schiffe zuerst wieder im mittländischen Meere, 459.
Ensisheim, Schlacht bei, 200.
Episcopalkirche wieder eingeführt, 476.
Etampes, Treffen bei, 302.

Fairfax, Thomas, 419. 437.
Fehrbellin, Treffen bei, 202.
Fenelon, Franz, 379.
Feodor III., 543.
Ferdinand II. kommt zur Regierung, 8.
— III. stirbt, 184.

Flechier, 379.
Fleurus, Schlacht bei, 225.
Fontaine, la, 383.
Fouquet, Finanzminister, 318.
Frankreich verbindet sich mit Schweden, 76.
Französische Sitten in Deutschland eingeführt, 188.
Franzosen in Irland geschlagen, 492.
Freimaurer, die, 495.
Friede, westphälischer, 173.
Friedrich III., 522.
— V., 10.
— Wilhelm von Brandenburg, 169.
Fronde, die, 286.

Gallas, General, 168.
Galliczin, russischer Fürst, 545.
Gassendi, Peter, 378.
Genua, gedemüthigt, 352.
Georg Wilhelm von Brandenburg, 45.
Giordano, Lucas, 566.
Gondi, Paul von, 284.
Guebriant, Feldmarschall, 164.
Gustav Adolph. Handel in Deutschland, 68.

Hamburg, wird reichsfrei, 521.
Harvey entdeckt den Blutumlauf, 499.
Heilbronn, Versammlung zu 131.
Hessen-Cassel, die Landgräfin von, 160. 178.
Höchst, Treffen bei, 23.
Holzapfel, Melander von, 172.
Horn, 133.
Huygens, Christian, 378.

Jakob II., 481; läßt den Grafen Monmouth hinrichten, 483; will den Katholicismus einführen, 485; entflieht, 490.
Janitscharen, ihr Verhältniß, 564.
Jankowitz, Schlacht bei, 168.
Ibrahim, Sultan, 564.
Illo, Feldmarschall, 141.
Independenten, 421; geben sich wunderliche Namen, 455.
Johann IV. st. 502.
Johann Georg von Sachsen II., 13; vereinigt sich mit Schweden, 88.
— Kasimir von Polen, 559.
Joseph, Kapuziner, 268.

Kanal, der königliche, 320.
Karl I. geht zu den Schotten über, 424; hingerichtet, 437.
— II. wunderbare Rettung, 446; seine Erhebung, 473; will den Katholicismus einführen, 479.
— IV. von Lothr. verliert sein Land, 262. 333.

Karl V. von Lothr. 214.
— X. wird König, 536. stirbt, 529.
— XI., 542.
Kippen und Wippen, 26.
Kiuprili, Achmet, 564.
— Mustapha, 564.
Kopenhagen belagert, 528.
— Friede zu, 529.
Kosaken rebelliren, 559.
Kur, die achte errichtet, 178.

Laud, Bischof, 396; hingerichtet, 422.
Lauenburg, Franz Albrecht, 122. 136. 152; st. 165.
Lausitz kommt an Sachsen, 26. 155.
Leipzig, Schlacht bei, 89. 166.
Leipziger Convent, 76.
Lesley, General, 442.
Leopold I., Kaiser, 193.
Levellers, die, 429.
Ligue, 7.
Lit de Justice, 281.
Logau, deutscher Dichter, 187.
Louvois, franz. Minister, 365. st. 368.
Ludwig XIV. geboren, 266; mündig, 299.
Lübecker Friede, 51.
Lüzzen, Schlacht bei, 121.
Lutter am Barenberge, Schlacht bei, 39.
Luxenburg, Marschall von, 225. 371.

Magdeburg belagert, 54. zum zweitenmal, 81.
Maintenon, Frau von, 360.
Mansfeld, Ernst von, 8. 19; stirbt, 39.
Mantua, Herzoge von, sterben aus, 248.
Marstonmoor, Schlacht bei, 419.
Mathias, stirbt, 8.
Maximilian, Herzog von Baiern, 11; erhält die Kur, 25.
Mazarin, Kardinal, 170. 277; entflieht, 295. 307; kommt zurück, 300. 308; st. 317.
Medici, Maria von, 232.
Milton, engl. Dichter, 499.
Mohacz, Sieg bei, über die Türken, 218.
Moliere, 380.
Monkassel, Schlacht bei, 346.
Montecuculi, Feldherr, 194.
Montmorenci, Herzog, hingerichtet, 261.
Montrose, Marquis, 439.
München erobert, 110.
Münster, Congreß zu, 170.

Nantes, Edict von, wiederrufen, 358.
Napier, 497.
Naseby, Schlacht bei, 423.
Neerwinden, Schlacht bei, 372.
Newburn, Treffen bei, 406.

Newbury, Treffen bei, 418.
Newton, 497.
Nimwegen, Friede zu, 205. 347.
Nördlingen, Schlacht bei, 154.
Nürnberg, Kampf bei, 114.

Oberhaus des engl. Parlaments aufgehoben, 438. wieder hergestellt, 463.
Oliva, Friede zu, 559.
Olivarez, sp. Minister, 501.
Opitz, Martin, 187.
Oranien, Wilhelm III. von, 334.
Orleans, Herzog von, besiegt, 258. 274.
Osnabrück, Kongreß zu, 170.
Oxenstierna, 533.

Pascal, 380.
Pappenheim, Graf v., 119. 127.
Parlament, das lange, 407.
— das Rumpf=, 450. 467.
— das Barebone=, 454.
Pedro, Don, 503.
Petition of right, 393.
Peter II., 504.
— russischer Zaar, 544.
Pfalz erobert, 21; verheert, 204. 220.
Pfundgeld, das, 394.
Philipp IV., 504.
Piccolomini, 142; wird geschlagen, 166.
Pommern, Absichten auf, 44.
Pontons, die ersten, 334.
Portugiesen werden frei, 502.
Poussin, 383.
Prag, Friede zu, 155.
— erobert von den Sachsen, 96; von Wallenstein, 105.
— Schlacht bei, 16.
Preußen, unabhängig, 562.
Protektorat in England, 456.
Pyrenäischer Friede, 313.

Quäker, ihr Ursprung, 494.
Quinault, 383.

Racine, 380.
Rathenau, Ueberfall, 201.
Regensburg, permanenter Reichstag zu, 195.
Rembrand, 515.
Reni, Guido, 566.
Restitutionsedikt, publicirt, 52.
Rethel, Schlacht bei, 295.
Retz, Kardinal von, 284. 301.
Reunionskammern, 209.
Richelieu, Kardinal, 234. triumphirt, 256. 270; stirbt, 277.
Riesenburg, Raschin von, Unterhändler, 98.
Rights, Bill of, 491.
Rochelle, belagert, 244.
Roeskild, Friede zu, 525.
Rosenkreuzer, 495.
Rosrädbücher, 544.

Roundwaydown, Schlacht bei, 418.
Rubens, Paul, 515.
Ruyter, Admiral, 334; † 345.
Ryswick, Friede zu, 228. 374.

Sachsen, Kurfürst von, wird katholisch, 230.
Saumaise, 378.
Scarron, Dichter, 361.
Schleuderer, 287.
Schwarzenberg, Graf, Brandenb. Minister, 96.
St. Germain en Laye, Friede zu, 207.
St. Gotthard, Schlacht bei, 194.
Scultetus, pfälzischer Hofprediger, 11.
Schweidnitz, belagert, 137.
Senef, Schlacht bei, 199. 341.
Seni, Wallensteins Astrolog, 61. 98.
Sicherheitsausschuß, 468.
Sigismund von Polen, 64.
Silberflotte, spanische, von den Engländern genommen, 459.
Sinzheim, Gefecht bei, 199.
Sobiesky, Johann, Krongroßfeldherr, 560; wird König, 561.
Soldatenunfug, 55. 58. 71.
Sophie, russische Prinzessin, 544.
Souches, Graf, kaiserlicher Feldherr, 199. 341.
Souverainität, in Dännemark eingeführt, 530.
Spinola, 12.
Strafford, Graf, 396; hingerichtet, 410.
Stralsund, belagert, 48.
Strasburg, weggenommen, 210.
Strelzi, 543.
Stadtloo, Schlacht bei, 27.
Steenkerken, Schlacht bei, 372.
Stolbowa, Frieden zu, 533.
Susmarshausen, Schlacht bei, 172.

Tellier, le, Staatssekretair, 316.
Tilly, General, 20; † 106.
Tökely, Emmerich von, 213.
Tonnengeld, das, 394.
Torstenson, Leonhard, 165.
Torys, die, 480.
Trautmannsdorf, Graf, 179.
Treczka, General, 141.
Tripelallianz, 329.
Tromp, berühmer Admiral, † 458.
Türenne, Vicomte von, 170. 203; stirbt 344.

Ulfeld, Korfitz, 522.
Ungarn wird erblich, 218 563.
Uniformen eingeführt, 328.
Union, 7.

Vauban, 332.
Vollmar, Doktor, 179.
Vossem, Friede zu, 197. 339.

Waldeck, Fürst von, 372.
Wallenstein, Albrecht von, 31; erhält Meklenburg, 47; entsetzt, 60; wieder eingesetzt, 104; ermordet, 151.
Wasaburg, Grafen von, ihr Ursprung, 125.
Weimar, Bernhard, 132. 153. stirbt, 162.
Weimar, Johann Ernst von, 38; stirbt, 40.
Werth, Johann von, 154.
Whigs, die, 480.
Wien belagert, 214.
Wilhelm III. von Holland, landet in England, 488.
Wimpfen, Schlacht bei, 22.
Witt, Johann und Cornelius van, 336. 337.
Wittstock, Schlacht bei, 158.
Wladis aus IV., 559.
Wrangel, Gustav, 171.

Zitterer, die, 494.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Karl Friedrich, 1777-1806 / Woltmann, Johann Gottfried / Pfaff, M. Karl

Die Weltgeschichte, für die Jugend

Bd.: 8

Wien 1815

H.un. 717 e-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10034745-7